Bertolt Brecht

Zu Herrn Keuner, dem Denkenden, kam der Schüler Tief und sagte: »Ich will die Wahrheit wissen.«

"Welche Wahrheit? Die Wahrheit ist bekannt. Willst du die über den Fischhandel wissen? Oder die über das Steuerwesen?

Wenn du dadurch, daß sie dir die Wahrheit über den Fischhandel sagen, ihre Fische nicht mehr hoch bezahlst, wirst du sie nicht erfahren«, sagte Herr Keuner.

#### **PROMETHEUS**

Franz Kafka

Von Prometheus berichten vier Sagen: Nach der ersten wurde er, weil er die Götter an die Menschen verraten hatte, am Kaukasus festgeschmiedet, und die Götter schickten Adler, die von seiner immer wachsenden Leber fraßen.

Nach der zweiten drückte sich Prometheus im Schmerz vor den zuhackenden Schnäbeln immer tiefer in den Felsen, bis er mit ihm eins wurde.

Nach der dritten wurde in den Jahrtausenden sein Verrat vergessen, die Götter vergaßen, die Adler, er selbst.

Nach der vierten wurde man des grundlos Gewordenen müde. Die Götter wurden müde, die Adler wurden müde, die Wunde schloß sich müde.

Blieb das unerklärliche Felsgebirge. – Die Sage versucht das Unerklärliche zu erklären. Da sie aus einem Wahrheitsgrund kommt, muß sie wieder im Unerklärlichen enden.

# DER MYTHOS VON SISYPHOS

Albert Camus

Die Götter hatten Sisyphos dazu verurteilt, unablässig einen Felsblock einen Berg hinaufzuwälzen, von dessen Gipfel der Stein von selbst wieder hinunterrollte. Sie hatten mit einiger Berechtigung bedacht, daß es keine fürchterlichere Strafe gibt als eine unnütze und aussichtslose Arbeit.

Wenn man Homer Glauben schenken will, war Sisyphos der Weiseste und Klügste unter den Sterblichen. Nach einer anderen Überlieferung jedoch betrieb er das Gewerbe eines Straßenräubers. Ich sehe darin keinen Widerspruch. Über die Gründe, weshalb ihm in der Unterwelt das Dasein eines unnützen Arbeiters beschert wurde, gehen die Meinungen auseinander. Vor allem wirft man ihm eine gewisse Leichtfertigkeit im Umgang mit den Göttern vor. Er gab ihre Geheimnisse preis. Egina, die Tochter des Asopos, wurde von Jupiter entführt. Der Vater wunderte sich über ihr Verschwinden und beklagte sich darüber bei Sisyphos. Der wußte von der Ent-

führung und wollte sie Asopos unter der Bedingung verraten, daß er der Burg von Korinth Wasser verschaffte. Den himmlischen Blitzen zog er den Segen des Wassers vor. Dafür wurde er in der Unterwelt bestraft. Homer erzählt uns auch, Sisyphos habe den Tod in Ketten gelegt. Pluto konnte den Anblick seines stillen, verödeten Reiches nicht ertragen. Er verständigte den Kriegsgott, der den Tod aus den Händen seines Überwinders befreite. Außerdem heißt es, Sisyphos wollte, als er zum Sterben kam, törichterweise die Liebe seiner Frau erproben. Er befahl ihr, seinen Leichnam unbestattet auf den Markt zu werfen. Sisyphos kam in die Unterwelt. Dort wurde er von ihrem Gehorsam, der aller Menschenliebe widersprach, derart aufgebracht, daß er von Pluto die Erlaubnis erwirkte, auf die Erde zurückzukehren und seine Frau zu züchtigen. Als er aber diese Welt noch einmal geschaut, das Wasser und die Sonne, die warmen Steine und das Meer wieder geschmeckt hatte, wollte er nicht mehr ims Schattenreich zurück. Alle Aufforderungen, Zornausbrüche und Warnungen fruchteten nichts. Er lebte noch viele Jahre am Golf, am leuchtenden Meer, auf der lächelnden Erde, und mußte erst von den Göttern festgenommen werden. Merkur packte den Vermessenen beim Kragen, entriß ihn seinen Freuden und brachte ihn gewaltsam in die Unterwelt zurück, in der sein Felsblock schon bereit lag.

Kurz und gut: Sisyphos ist der Held des Absurden. Dank seinen Leidenschaften und dank seiner Qual. Seine Verachtung der Götter, sein Haß gegen den Tod und seine Lebezum Lebenhabenihm die unsagbare Marter eingebracht, bei der sein ganzes Wesen sich abmüht und nichts zustande bringt. Damit werden die Leidenschaften dieser Erde bezahlt. Über Sisyphos in der Unterwelt wird uns nichts weiter berichtet. Mythe 1 sind dazu da, von der Phantasie belebt zu werden. So sehen wir nur, wie ein angespannter Körper sich anstrengt, den gewaltigen Stein fortzubewegen, ihn hinauf zuwälzen und mit ihm wieder und wieder einen Abhang zu erklimmen; wir sehen das verzerrte Gesicht, die Wange, die sich an den Stein schmiegt, sehen, wie eine Schulter sich gegen den erdbedeckten Koloß legt, wie ein Fuß ihn stemmt und der Arm die Bewegung aufnimmt, wir erleben die ganz menschliche Selbswicherheit zweier erdbeschmutzter Hände. Schließlich ist nach dieser langen Anstrengung (gemes en an einem Raum, der keinen Himmel, und an einer Zeit, die keine Tiefe kennt) das Ziel erreicht. Und nun sieht Sisyphos, wie der Stein im Nu in jene Tiefe rollt, a 1s der er ihn wieder auf den Gipfel wälzen muß. Er geht in die Ebene hinunter.

Auf diesem Rückweg, während dieser Pause, interessiert mich Sisyphos. Ein Gesicht, das sich so nahe am Stein abmüht, ist selber bereits Stein! Ich sehe, wie dieser Mann schwerfälligen, aber gleichmäßigen Schrittes zu der Qual hinuntergeht, deren Ende er nicht kennt. Diese Stunde, die gleichsam ein Aufatmen ist und ebenso zuverlässig wiederkehrt wie sein Unheil, ist die Stunde des Bewußtseins. In diesen Augenblicken, in denen er den Gipfel verläßt und allmählich in die Höhlen der Götter entschwindet, ist er seinem Schicksal überlegen. Er ist stärker als sein Fels.

Dieser Mythos ist tragisch, weil sein Held bewußt ist. Worin bestünde tatsächlich seine Strafe, wenn ihm bei jedem Schritt die Hoffnung auf Erfolg neue Kraft gäbe? Heutzutage arbeitet der Werktätige sein Leben lang unter gleichen Bedingungen, und sein Schicksal ist genauso absurd. Tragisch ist es aber nur in den wenigen Augenblicken, in denen der Arbeiter bewußt wird. Sisyphos, der ohnmächtige und

rebellische Prolet der Götter, kennt das ganze Ausmaß seiner unseligen Lage: über sie denkt er während des Abstiegs nach. Das Wissen, das seine eigentliche Qual bewirken sollte, vollendet gleichzeitig seinen Sieg. Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann.

Wenn man so zuweilen in den Schmerz hinabsteigt, dann auch in die Freude. Damit wird nicht zuviel behauptet. Ich stelle mir immer noch vor, wie Sisyphos zu seinem Stein zurückkehrte, und der Schmerz wieder von neuem begann. Wenn die Bilder der Erde zu sehr im Gedächtnis haften, wenn das Glück zu dringend mahnt, dann steht im Herzen des Menschen die Trauer auf: das ist der Sieg des Steins, ist der Stein selber. Die gewaltige Not wird schier unerträglich... Aber die niederschmetternden Wahrheiten verlieren an Gewicht, sobald sie erkannt werden. So gehorcht Ödipus zunächst unwissentlich dem Schicksal. Erst mit Beginn seines Wissens hebt seine Tragödie an. Gleichzeitig aber erkennt er in seiner Blindheit und Verzweiflung, daß ihn nur noch die kühle Hand eines jungen Mädchens mit der Welt verbindet. Und nun fällt ein maßloses Wort: »Allen Prüfungen zum Trowe-mein vorgerücktes Alter und die Größe meiner Seele sagen mir, daß alles gut ist.»

Es wird in dem grausamen und begrenzten Universum des Menschen laut. Es lehrt, daß noch nicht alles erschöpft ist, daß noch nicht alles ausgeschöpft wurde. Es vertreibt aus dieser Welt einen Gott, der mit dem Unbehagen und mit der Vorliebe für nutzlose Schmerzen in sie eingedrungen war. Es macht aus dem Schicksal eine menschliche Angelegenheit, die unter Menschen geregelt werden muß.

Darin besteht die ganze verschwiegene Freude des Sisyphos. Sein Schicksal gehört ihm. Sein Fels ist seine Sache. Ebenso läßt der absurde Mensch, wenn er seine Qual bedenkt, alle Götzenbilder schweigen. Im Universum, das plötzlich wieder seinem Schweigen anheimgegeben ist, werden die tausend kleinen, höchst verwunderten Stimmen der Erde laut. Unbewußte, heimliche Rufe, Aufforderungen aller Gesichter, bilden die unerläßliche Kehrseite und den Preis des Sieges. Ohne Schatten gibt es kein Licht; man muß auch die Nacht kennenlernen. Der absurde Mensch sagt Ja, und seine Mühsal hat kein Ende mehr. Wenn es ein persönliches Geschick gibt, dann gibt es kein übergeordnetes Schicksal oder zumindest nur eines, das er unheilvoll und verächtlich findet. Darüber hinaus weiß er sich als Henn seiner Zeit. Gerade in diesem Augenblick, in dem der Mensch sich wieder seinem Leben zuwendet (ein Sisyphos, der zu seinem Stein zurückkehrt), bei dieser leichten Drehung betrachtet er die Reihe unzusammenhängender Taten, die sein Schicksal werden, seine ureigene Schöpfung, die in seiner Erinnerung geeint ist und durch den Tod alsbald besiegelt wird. Überzeugt von dem rein menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ist er also immer unterwegs - ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat. Der Stein rollt wieder. Ich verlasse Sisyphos am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Nur lehrt Sisyphos uns die größere Treue, die die Götter leugnet und die Steine wälzt. Auch er findet, daß alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jeder Gran dieses Steines, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Der Sport als Massenerscheinung, organisiert zur Zwangsläufigkeit eines geregelten Spiels, lenkt Triebe ab, welche sonst dem Apparat gefährlich würden. Die Freizeit ausfüllend, schafft er eine Beruhigung der Massen. Der Wille zur Vitalität als Bewegung in Luft und Sonne wünscht diesen Daseinsgenuß in Gesellschaft; er hat kein kontemplatives Verhältnis zur Natur als Chiffre und hebt die fruchtbare Einsankeit auf. Kampflust sucht die höchste Geschicklichkeit, um in der Konkurrenz Überlegenheit zu fühlen; ihr wird alles Rekord. Sie sucht die Öffentlichkeit der Gemeinschaft, bedarf des Urteils und Beifalls. In den Spielregeln findet sie eine Form, die dazu erzieht, auch im wirklichen Kampf Spielregeln einzuhalten, welche den Gang des gesellschaftlichen Daseins erleichtern.

Karı Jaspers

Was der Masse versagt bleibt, was sie darum nicht für sich selbst möchte, aber als den Heroismus bewundert, den sie von sich eigentlich fordert, das bringen die waghalsigen Leistungen Einzelner zur Anschauung. Sie schlagen als Bergsteiger, Schwimmer, Flieger und Boxer ihr Leben in die Schanze. Sie sind auch die Opfer, in deren Anblick die Masse begeistert, erschreckt und befriedigt ist, und die zu der geheimen Hoffnung Anlaß geben, auch selbst vielleicht zum außerordentlichen zu kommen.

Es mag aber auch mitschwingen, was die Masse schon im antiken Rom bei den Schaukampfen suchte: der Genuß an Gefahr und Vernichtung des dem Einzelnen entlädt sich die Wildheit der Menge in der Lektüre von Kriminalromanen, dem rückten, Primitiven, Undurchsichtigen. In der Helligkeit des rationalen Daseins, Zufall bleibt, wo das Ganze trotz aller Tätigkeit grenzenlos langweilig und absolut sal mehr zu haben glaubt, das ihn dem Dunkel verbindet, wenigstens auf den digung.

Ein vernünftiges Kind bekommt auch seinen Gutenschtkuß. Einmal wirft Nelly alle fünf Geranientöpfe, die vor dem Fenster ihres Kinderzimmers stehen, nacheinander hinunter auf den Bürgersteig und weigert sich dann, die Scherben zusammenzulegen. Sie muß verrückt geworden sein. Spätabends ist sie imstande, eine Erklärung abzugeben: Sie hat eine solche Wut gehabt, weil Herr Warsinski behauptet, man schreibe »Führer« groß. - Aber erbarm dich, das tut man doch! - Wieso! Zuerst hat er gesagt, man schreibt groß, was man sehen und ansassen lann. Den Führer lann Nelly weder sehen noch anfassen (es war im Jahr 36, vor der Erfindung, jede**nfa**lls vor der allgemeinen Verbreitung des Fernsehens). - Nimm doch Vernunft an! Du kannst nicht, aber du könntest. Dummchen. - Dummchen hat Herr Warsinski auch gesagt. Nelly aber kann es auf den Tod nicht leiden, wenn ihr Lehrer sich selbst widerspricht. Als Probe für ihn, nicht ohne böse Vorahnung, schreibt sie »Wolke« klein (sehen, aber micht anfassen . . .), gegen den erbitterten Widerstand der Eltern. Lehrer Warsinski lügt nicht. Er vergißt auch aichts. Wie soll Nelly nachgeben, wenn sie recht hat?

Bald stellt sich heraus, daß es in der Klasse bein zweites Dummchen wie Nelly gibt, das »Wolke« klein schreibt. Da dürfen alle mal tüchtig über sie Ischen: Eins zwei drei: los! – »Wut« schrieb Nelly schon auf eigene Verantwortung groß, obwohl sie Wut nicht sehen und anfassen, nicht bören, riechen oder schmecken kann. Jetzt hat sie endlich Vernunft sagenommen. ( , , , )

Den Führer hat Nelly niemals zu Gesicht gekriegt. Einmal wurde der Laden - das war am Sonnenplatz, Nelly ging noch nicht zur Schule - vormittags geschlossen. Der Führer wollte dem Gau »Ostmark« seinen Besuch abstatten. Alle Leute liefen zur Friedrichstraße, unter die großen Linden bei der Endhaltestelle der Straßenbahn, die selbstverständlich stillag, weil der Führer bedeutender war als die Straßenbahn. Wichtig wäre zu wissen, woher die fünfjährige Nelly nicht nur wußte, sondern fühlte, was der Führer war. Der Führer war ein süßer Druck in der Magengegend und ein süßer Klumpen in der Kehle, die sie freiräuspern mußte, um mit allen laut nach ihm, dem Führer, zu rufen, wie es ein patrouillierender Lautsprecherwagen dringlich forderte. Derselbe Wagen, der auch bekanntgab, in welchem Ort das Auto des Führers soeben unter den Begeisterungsstürmen der unaussprechlich glücklichen Bevölkerung eingetroffen war. Die Leute konnten verfolgen, wie langsam der Führer vorwärts kam, sie kauften Bier und Limonade beim Eckkneipenwirt, schrien, sangen und fügten sich den Anordnungen der absperrenden Polizei- und sa-Kette. Sie blieben geduldig stehen. Nelly hat weder verstanden noch behalten, was sie miteinander redeten, aber die Melodie des mächtigen Chores hat sie in sich aufgenommen, der sich durch viele kleine Schreie hineinsteigerte zu dem ungeheuren Schrei, in den er endlich ausbrechen, zu dem er sich mächtig vereinigen wollte. Wenn sie auch zugleich ein wenig Angst davor hatte, verlangte es sie doch sehr danach, diesen Schrei zu hören, auch von sich selbst. Wollte wissen, wie man schreien und wie man sich mit allen eins fühlen konnte, wenn man den Führer sah.

Er kam dann nicht, weil andere Volksgenossen in anderen Städten und Dörfern gar zu begeistert von ihm gewesen waren. Es war jammerschade, und doch hatten sie nicht umsonst den Vormittag lang da an der Straße gestanden. Um wie vieles schöner und besser war es doch, mit allen zusammen erregt an der Straße zu stehn, als allein im Laden Mehl und Zucker abzuwiegen oder den ewig gleichen Staublappen über den Geranien auszuschütteln. Sie fühlten sich nicht betrogen, als sie sich zerstreuten und zu ihren Häusern liefen über das damals unbebaute Gelände, auf dem heute die neuen Blocks stehen und polnische Frauen sich von einem Balkon zum anderen etwas zurufen, was leider nur versteht, wer Polnisch kann.

Aber das kannst du nicht, und darum wirst du auch nicht erfahren, welche Bestimmung dem nagelneuen Gebäude aus Beton und Glas zugedacht ist, das heute an Stelle des Fröhlichschen Hauses in der Küstriner Straße steht. Von Lang- und Kurzzeitgedächtnis ist noch nicht die Rede gewesen. Wie das jetzt seit siebenundzwanzig Jahren zerstörte Fröhlichsche Haus ausgesehen hat, weißt du noch genau. Du kämest in Verlegenheit, solltest du den neuen Betonbau beschreiben, den du doch erst vor kurzem eingehend betrachtet hast.

Wie funktioniert das Gedächtnis? Unser Wissen – unvollständig und in sich widersprüchlich – besteht darauf, daß ein Grundmechanismus nach dem System Einlesen – Speichern – Abrufen arbeite. Ferner soll die erste, leicht löschbare Spur durch bioelektrische Vorgänge zwischen den Zellen aufgezeichnet werden, während die Speicherung, die Übernahme in das Langzeitgedächtnis, wohl eine Angelegenheit der Chemie ist: Gedächtnismoleküle, im Dauerspeicher fixiert . . .

Obrigens soll nach neueren Erkenntnissen dieser Vorgang nachts stattfinden. Im Traum.

Des Wort »Konzentrationslager« hat Nelly – in der volkstürdlichen Variante als »Konzertlager« – mit sieben Jahren gehört, ob zum erstenmal, muß ungeklärt bleiben. Der Mann der Kundin Gutschmitt war aus dem Konzertlager entlassen worden und sprach mit keinem Menachen ein Wort. Warum nicht? Wird wohl was haben unterschreiben müssen. (So Heinersdorf-Großvater.) Was denn unterschreiben? – Ach Kind.

Was weiß denn ich.

Auch kein Fragesatz. Kein Satz, der eine Frage zuließ. ( . . .)

Ein paar Jahre früher noch hatte sie sich Geheimnistuerei nicht gefallen lassen. Hatte die Tür zum Wohnzimmer, aus dem sie mit Bruder Lutz gerade verwiesen worden war, noch einmal aufgerissen, um hineinzurufen: Man solle sie bloß nicht für dumm halten. Sie wisse ja doch, was jetzt besprochen werden solle: Tante Trudchens Ehescheidung. – Anhaltende Genugtuung über die Wirkung, die sie erzielte.

Hat ihre Neugier inzwischen abgenommen? Nimmt Neugier ab, wenn sie lange ins Leere stößt? Kann man eines Kindes Neugier vollkommen lahmlegen? Und wäre dies vielleicht eine der Antworten auf die Frage des Polen Kazimierz Brandys, was Menschen befähigt, unter Diktatuten zu leben: Daß sie imstande sind zu lernen, ihre Neugier auf die ihnen nicht gefährlichen Gebiete einzuschränken? (»Jedes Lernen beruht auf Gedächtnis.«)

Zu fragen wäre: Ist Neugier nicht so beschaffen, daß sie entweder ganz oder gar nicht erhalten bleibt?

Dann würde Nelly – »instinktiv«, wie man gerne sagt, gefährliche Gebiete mit ihrer Neugier meidend – nach und nach das Unterscheidungsvermögen für Gefährliches und Ungefährliches verlieren müssen und das Fragen allmählich überhaupt einstellen? So daß die Mitteilung des Mädchens Elvira – sie habe an dem Abend geweint, als sie die kommunistischen Fahnen verbrannten – vielleicht nicht weitergegeben wurde, weil Nelly erfahren hatte, daß die Erwachsenen Sätze mieden, in denen die Wörter »Kommunist« und »kommunistisch« vorkamen? Daß auch die offenherzige Tante Lucie, die ihr auf einem anderen, von der Mutter verpönten Sektor – dem des Geschlechtlichen – nützliche Hinweise gab, niemals jenen Abend erwähnte, den sie als Anwohnerin des Hindenburgplatzes ja miterlebt haben mußte. – Tante Lucie schwie sogar überzeugender als andere, weil sie mit ihrem freien, natürliche Wesen gar keinen Verdacht aufkommen ließ, sie könnte etwas z verschweigen haben.

So ungefähr, könnte man sich vorstellen, werden die Grundlagen fü Scheu gelegt, die sich in wenigen Jahren zu Trotz und Undurchdringlich keit verdichten wird. ( , , , ) Du aber, neunundzwanzig Jahre später, wirst dich fragen müssen, wieviel verkap-

neunundzwanzig Jahre später, wirst dich fragen müssen, wieviel verkapselte Höhlen ein Gedächtnis aufnehmen kann, ehe es aufhören muß zu funktionieren. Wieviel Energie und welche Art Energie es dauernd aufwendet, die Kapseln, deren Wände mit der Zeit morsch und brüchig werden mögen, immer neu abzudichten. Wirst dich fragen müssen, was aus uns allen würde, wenn wir den verschlossenen Räumen in unserer Gedächtnissen erlauben würden, sich zu öffnen und ihre Inhalte vor uns auszuschütten. Doch das ist das Abrufen der Gedächtnisinhalte – die sich übrigens bei verschiedenen Leuten, die akkurat das gleiche erlebt zu haben scheinen, bemerkenswert unterscheiden – wohl keine Sache der Biochemie und scheint uns nicht immer und überall freizustehen.

Aus:

Christa Wolf Kindheitsmuster

Und das Herz? Dieser alte Schlauch möchte neuen Wein, möchte auch heuer wieder Liebesgefühle, wenn ich sagen darf, was ich unter Liebe verstehe: alles auf einmal. Lebt niemand sein Leben für einen einzigen Augenblick? Nicht der Poschinger, als er seinen einzigen ehelichen Sohn zeugte? 48 außereheliche Kinder zeugte er außerdem. »Vater unbekannt (Poschinger)«, so steht es 48mal im Geburtenregister (48mal sein Name in Klammern). Auch seine Gattin lebte nicht dem einzigen Augenblick, ihren Gatten umzubringen. Über 48mal köpfte sie Gockeln, wenn sie einen beim Vögeln einer Henne erwischte. Und nicht einmal schaffte sich einer aus Poschingers Sklavenschaft Erleichterung, indem er schnupfte: an die 46 Zentner Schnupftabak verschnupfte er im Laufe seines Lebens, so unzähliger Augenblicke der Erleichterung in seinem ausgenutzten Leben bedürftig. Auch Bayern lebt nicht mehr dem einzigen Augenblick der Befreiung und Selbstbestimmung. Zu oft wurde es von der Gegenreformation, den Fürsten, den Beamten, den Königen, den Preißen, der Revolution, den rechten Mördern und jetzt von den schwarzen Teufeln geknechtet, verkauft, verarscht, verpulvert, verkannt, liquidiert und vermarktet, so daß wir in einem blitzsauberen Lodenfreybayern leben. In Sprache, Gestus und Verzehr. Da kann man nur noch auf die Rückkunft vom Herrgott warten, Bayern, seine Jugendsünde, zu besichtigen, auch wenn es nur ein paar Tage sind. Und es ist zu befürchten, daß er über den blitzsauberen Saustall die Beherrschung verliert...

Aber wo gewinne ich Liebesgefühle zurück, da ich jetzt lebe, jetzt leben muß? Wenn ich nach so viel Französisch, Italienisch, Amerikanisch und diesem häßlichen Deutsch,

Lehrstätten des Selbstwerts, verlorengingen. Die Backöfen zerfielen und die kleinen Schmieden verschwanden in einem Brennesselmeer. Ludwig kann noch seinen alten Traktor selber richten, kann wagnern und Körbe zäunen. Auch seine 250er BMW von 1951 richtet er selber. Er zeigte sie mir im Abendsonnenschein. An klaren Herbsttagen sieht man bis zu den Alpen. Über dieses Niederbayern nach Oberbayern hinaus. Ludwig zeigte Susn seine Tiere, sie interessiert sich immer dafür. In Ludwigs Stall sind schöne Tiere dicht gedrängt, ohne Schwemmentmistung und ohne Lungenentzündungen, sagte Susn. Unter einem alten böhmischen Gewölbe, das leider unter Denkmalschutz gestellt werden soll. Ohne Melkmaschine, die wäre ja für die Kühe, als zöge man Seidenstrümpfe mit einer Beißzange an. Ich stand allein in der Abendsonne, die wohl noch nie jemanden getröstet hat, drehte ihr den Rücken zu, legte einen neuen Film ein, dachte dabei: Als die Laune des Nichts Gott erschuf, war auch er von der Laune angetan und spielte mit ein paar Gedanken, bis ein jeder rund war, und er ihn ablegen konnte, um neuen nachzugehen, unermeßlich vielen. So sind die runden Gestirne, wir und alles, was Gott nicht mehr interessiert. Wir haben zu sterben und zu vergessen. 36mal muß ich mit den Fingern drehen, bis in dem alten Apparat das erste Bild kommt, Susn hat einmal mitgezählt. Da trieb den Pfopfoh Hansi, wie wir als Kinder Ludwigs Bruder nannten, die Neugier her, und ich fotografierte ihn mit dem Urwaldmenschen, wie Ludwig seinen Knecht nennt, der daheim auf dem Nachbarhof nicht arbeiten will. Niemand kann

Geduld, Freundlichkeit, Unwichtigkeit, Keuschheit und eine Scheu vor allem Plötzlichen, diese Bescheidenheit haben sie von der Natur gelernt. Sie brauchen keine Schnee-

das alles erklart und alles betiehlt, wenn ich unsere Sprachim Wald wieder höre bei meinen Verwandten in Pumpenberg. Ein Stück selbstgebackenes Brot esse. Es hat Zeiter gegeben, da so ein Stück Brot eine Mahlzeit war und keine schlechte! Aber das ist ein Brot gewesen und nicht ein solchener Papp. Liebesgefühle, wenn ich meine alte Geliebte nach Jahren wieder auf der Donaubrücke treffe. Susn, eingedämmt in Fleisch schauen ihre Augen heraus Sekunde um Sekunde. Ein blaues Auge entstellt immer, sagte mein Verwandter Ludwig zu ihr, aber er meinte das Blau aus dem Augenlid, was bei Susn fehlte und was er bewunderte. Wie jeder Waldler bewundert er das ungeschminkte Frauengesicht. Er selbst hat grüne Augen, keltisch. Ich bat, ihn fotografieren zu dürfen, zog ihn aus dem schattigen Hof auf die noch besonnte Höhe dahinter, Susn ging mit. Er zeigte ihr die Donau, Niederaltteich, Osterhofen dahinter. Er sprach vom Selbstwert, den man finden muß. Veränderungen seien ja für Kindeskinder. Er hat keine Kinder, mit Bruder und Schwester lebt er auf dem etwa 300jährigen Hof. Er hat kein Geld, etwas zu ändern. Und wenn schon keine Anderung möglich ist, verlangt der Selbstwert wenigstens Ausdruck... Wie von einer tollwütigen Bande sind die Höfe um den seinen zusammengeschlagen worden und neu aus dem Boden gestampft. Und wie schaut so ein Hof aus? Wie eine verschlampte Fabrik, die ohne Subvention nicht existiert. Und der Bauer ist nur noch ein Handlanger wirtschaftlicher Erfordernisse. Das ist Verlust von Kultur. Da braucht er bloß noch die Richtige heiraten, dann sitzt er im Opernhaus. Schön, sagt sie, schön, einfach wunderbar. Er sagt: Ja, schön ist die Oper schon. Wenn sie nicht nur so schreien täten. Schön waren die Wiesen, als das Gras noch gemischt war. Mir hat es in das Herz hinein weh getan wie bei uns die Höfe, diese

glöckehen, die so groß wie in den Tropen sind. Erdbeeren im Winter schmecken ihnen nicht. Wir sind eher stat (statisch, ruhig), in uns gekehrt, wissen seit Jahrhunderten der Not, daß die Welt gegen uns ist, die Religion nur einen Gebrauchswert hat, und all das andere Oben für einen Selbstwert nicht in Frage kommt. Der Selbstwert läßt sich mit keiner Regierung vereinbaren. Das ist etwas ganz was Seltenes. Da mußt du nicht im Auto drinsitzen und rausschaun, damit du im anderen Auto wieder einen sitzer siehst, der rausschaut. Der Selbstwert ist ganz was Schönes. Wie wenn du aus dem Krankenhaus rauskommst, so eine Hoffnung von einer Religion, aber ohne Nägel. De Selbstwert ist schön wie ein kleines Kind, wenn es die er sten Wörter unserer Sprache lernt und kann. Und de Selbstwert läßt sich mit keiner Regierung vereinbaren Wenn die könnten, daß die Donau donauaufwärts läuft dann täten sie das, aus reiner Überheblichkeit, di Witzelsbacher Fürsten, die Montgelasbeamten, die brau nen Mörder und die schwarzen Teufel, immer mit den ske lettierenden Pfaffenaffen. Da schämt man sich. Man kan das Bier auch aus der Flasche trinken. Was wir auf de Gred taten. Der Urwaldmensch ging immer wieder zur Wassergrand, ein Maul voll von dem ständig fließende Wasser zu nehmen, damit er ja auch alles verstand. Wir re deten darüber, wie es war, als wir vor 2 Stunden gekom men waren. Zum Pfopfoh Hansi sagte ich: Grüß Go Hans! Er: Die sind im Feld draußen, die kommen gleich Ich: Hans, kennst mich nicht? Er: Die müssen gleic kommen. Dann kam Ludwig und stieg umständlich vo Traktor, weil er mich wegen Susns Autonummer nich einordnen konnte. Herbert, sagte ich. Jesus, sagte er. Ur gleich sprach er vom Selbstwert, wie schwer das sei, ur die Kriegsgefangenschaft, in die er mit 17 mußte. Daß is tentenbarch (Fonts.

der Beziehung zu ihm passe, und wenn er bis 80 warten müsse, ein paar Tage seien es dann auch. »Und wenn ich nicht in den Himmel hinaufkomme, auf die Hölle kann ich verzichten.«

Susn und ich gingendann zum Waldrand hoch, und ich fotografierte das bunte Wochenendhaus aus dem Zweiten Weltkrieg, das sich damals ein Berliner bauen durfte. Heute steht es mutterseelenallein da und schaut mit eingeworfenen Fenstern über die vielen Häuser, die Deggendorf auf die Hänge heraufscheißt, schaut mit uns auf die Donau hinaus, die so viele verwirrte Völker vorüberziehen sah. Jetzt hocken überall die Preißen und begrenzen uns äußerlich wie sie uns innerlich schon seit Jahrhunderten begrenzen. An diesem Wochenendhaus spielten wir schon vor 30 Jahren, denn gleich dahinter ist Haslach, von wo man schon nach unserem Breitenbach hinuntersieht. Hier war das einzige Sonnenblumenfeld, an das wir uns erinnern können. Von dort kam der Pfopfoh Hansi mit einer Sense über der Schulter und schnitt eine Grimasse, so daß unser Laufvermögen in viele Träume hinein erstarrte, und hier mußte ein Kriegsflugzeug eine Bruchlandung machen, dem wir so viele bunte Schläuche aus dem Cockpit zogen (das Kriegsende freudig als Ende des technischen Zeitalters spürten), so wie man in diesem Land Bayern ein Leben lang versucht, aus uns alles herauszuziehen. Es waren nur noch die alten Frühlingsblumen da, und wenn eine fehlte, das täte mich mehr treffen, als hätte ich Presley nie gehört, sagte ich. Jetzt gab ich Susn wieder den ersten Kuß. So schön wie die Backe der Liebsten ist der Selbstwert, die du jetzt doch endlich küßt, nachdem dir so viel Angst und Bang durch Kopf und Herz geflossen ist. In Haslach fotografierte ich Susn, im Hintergrund unser Hof

und langen Schwünge und freute sich so, als ihn die borstigen Tannenbäume kitzelten, daß er aus Übermut wieder ins Saufen kam und wieder die gleiche Schnapsidee mit den Preißen hatte. Daß ihm zweimal das gleiche passierte, war ihm zu blöd, und er verließ dieses Land Bayern und überließ es den schwarzen Teufeln und ihren Preißen. Die Kirche bringt ihn nicht zurück, aber vielleicht sind das die Bayern, die ihn erwarten, damit er die vierzigköpfige Hammelherde von Preißen auf dem Silberberg mit seinem Fingerballen zerdruckt, die nicht sein schönes Zellertal mit dem Kaitersberg sehen, sondern auf die sich nach Bodenmais schlängelnde Straße starren und raten, welche Marke dieses und jenes kaum erkennbare Auto sei, und raten und starren. Ich erwarte, daß er seinen Barfuß auf Bodenmais setzt, die paar Einheimischen abhauen läßt, aber gnadenlos die 30000 Preißen zermalmt, die noch zwischen seinen Zehen nach Gelsenkirchener Barock schreien, wenn sie von Gelsenkirchen sind, und die Dortmunder nach Dortmunder Barock, so daß der tapfere Antiquitätenhändler Alois Pongratz ihnen irgend etwas als den gewünschten Barock verkauft. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sich ein Japaner einen Kronleuchter aus Bleikristall kaufte und meinte, es wäre Bayerwaldglas. Diese Kronleuchter kommen aus Korea und zu 95 Prozent ist das Glas daran gepreßt, aber ein fünfprozentiger Handschliff erlaubt es, ihn als Originalware zu verkaufen. Ich möchte schon, daß der Herrgott mit der hohlen Hand die hunderttausend Preißen auf dem Arber wie eine Fliege fängt. Die bewegen sich nicht. Mit dem Altenlift angekommen umstehen sie den Bagger, können sich an seiner Tätigkeit nicht satt sehen, wünschen sich so etwas auch für ihre Heimatstadt und fotografieren ihn, damit man sie nicht der Lüge zeiht, wenn sie von dem fröhlichen Bagger

von Breitenbach. Wir gingen nicht näher hin, weil er so häßlich geworden ist. Unser Hof steht auf einem eigenen Sattel im welligen Land. Von der Gegend umgeben, in der sich die Sonnenwärme ein wenig mehr fängt als außenrum. Wir fuhren weiter hinter in den Wald. Ich mag nicht fotografieren, was nicht mehr anzusehen ist. Solche Häßlichkeiten gehören in die Kunst, nicht in die Wirklichkeit. Als Gott die Welt erschuf, arbeitete er nicht, er spielte sich. Aber um nicht alles abhandeln zu müssen, bleiben wir bei Bayern. Als der Herrgott Oberbayern erschuf, gefiel es ihm ganz gut, und aus Freude darüber betrank er sich. Im Rausch kam ihm die Schnapsidee mit den Preißen. Er schämte sich. Man schämt sich eben, wenn man was Schönes gemacht hat. Wer in der Filosophie des Launischen bewandert ist, wird das verstehen. Und so wie er in den Apfel schon den Wurm gesetzt hatte, nahm er sich vor, diese schöne Oberbayernschöpfung mit den Preißen zu verhunzen. Lange waren die Oberbayern schadenfroh, daß das Übel nicht käme, aber jetzt haben sie den Dreck in der Schachtel. Der Herrgott war halt noch jung und meinte aus der Fülle seiner Kraft, was er erschafft, kann er auch wegputzen. Leichtsinnig verließ er am nächsten Morgen das neue Land. Die Alpen ließ er als Trümmerhaufen liegen, und niemand kann erraten, was er damit eigentlich vorgehabt hat. Bedeppert machte er sich in Richtung Niederbayern auf die Socken. Der Einfachheit halber ging er die Bundesstraße 11 entlang, sah nicht nach links und nicht nach rechts und murmelte in einem fort, es werde es werde, und dementsprechend langweilig sieht das Land aus. Als der Kater abgeklungen war, juckte ihn wieder die Laune in den Händen, und er dirigierte, und aus seinem Herzen floß der Bayerische Wald, ein Stück Musik. Er fuhr mit dem Finger über die schwarzen Buckel

auf dem Arber erzählen, der sie so froh gemacht hat mit seiner Zerstörung des Arbers. Die Einheimischen munkeln, daß nebst einer Raketenabschußbasis eine Radaranlage gebaut wird, die zwar durch das neue Frühwarnsystem überholt ist, aber gebaut wird, weil die Entschädigung der vom Staat verpflichteten Firmen teurer wäre als die Anlage. Die Biologen rätseln über das Weißtannensterben und ich weiß es: die Preißen mögen sie nicht. Abe nur die allerwenigsten Einheimischen haben so viel Profit daß sie sich in ihrem Wald jeden zweiten Baum aus Plastil leisten können. Schließlich kostet es auch Geld, für die Se niorenpreißen die Straßenränder mit Edelweißpflanzun gen zu festigen und im Winter den viel teureren Zucker z streuen, damit das salzempfindliche Edelweiß nicht ein geht. Noch teurer kommen die tiefen Straßengräben, vo denen aus die Königinnen der Blumen mit gestreckter Arm gepflückt werden. Das seien alles nur Randersche nungen, meinte Erwin Eisch in Frauenau. Auch der Kop ist eine Randerscheinung. Die Seele ist im Bauch. Seiner 79jährigen Vater und seiner 71jährigen Mutter hat er ei Haus gebaut, weil sie halt auch ein Häusl wollen. Ei Waldlerhaus, gelobt sei Jesus Christus. Und der Landra Der Eisch macht das schon richtig. Und die Kosten? Bill gerals so ein Vogelschißhaus. Der Eingang wieder im Si den, weil man da sitzen mag. Das seit 50 Jahren ist keir Architektur . . . grüne Augen hat er auch. Das letzte Ba ernhaus in Frauenau zerfällt. Als ich es fotografiert hatt sagte ich: Herr, gib ihm die ewige Ruhe. Dann saßen w im Gasthaus für Einheimische und tranken und redete die Rationalisierung. Daß ein jeder nach wie vor arbeite muß, daß ihm die Zunge bis zum Boden heraushängt. Us damit er nicht sagen kann, wie beschissen er das eigentlifindet, steigen ihm die schwarzen Teufel auf die Zung

Mei, und das sage ich dir, die haben Militärstiefel an mit einem mordsmäßigen Profil, und das Profil drücken sie, brennen sie der Landbevölkerung in die Zunge ein, so daß die gar nichts mehr anderes sagen können als den Schmarren, den sie jetzt auf der Zunge haben, und innerlich immer mehr verkommen. Leer werden, fabrikationstauglich, militant und selbstlos. Nicht einmal eine Kuh ist mehr schön und wurde doch früher mit der Venus verglichen. Es geht dahin. Der Krieg ist nahe. Das Ende. Der Eimer ist offen. Der Abfall ist da. Im Ernstfall, wenn die Russen kommen, dann wird der ganze Bayerische Wald atomverseucht, damit sie nicht hindurchkönnen. Dieses Natogeheimnis plauderte uns ein Bundeswehrgeneral aus. Wir hatten ihm so einen Fetzen Rausch angehängt, daß er nur noch krähte. Obrigkeit ist unser Bier, lallte er, prost! Ein Metzger sagte, daß er ins Hölzl hinteregeht, wenn es soweit ist. Im Krieg ist er auch ins Hölzl hintere, wenn es auf seinem Schlachtschiff auf hoher See recht zugegangen ist, sagte er. Der Pongratz sagte, daß er sich unter eine Käseplatte legt, weil er gehört hat, daß der Emmentaler die radioaktiven Strahlen abhält. Ein anderer war nach wie vor für Atomkraftwerke, und ich sagte zu ihm, daß bei ihm die Dummheit so tief drinhockt, daß es bei ihm erst dämmert, wenn er so mißgebürtige Kinder hat, daß er sie nach der Geburt gleich wegschmeißen kann. Er ärgerte sich so, daß er mich bedrohte. Unterm Tisch gab ich Susn mein Messer. Bei uns im Dorf ist ja früher so viel Messer gestochen worden, daß ganze Laken Blut herumgelegen sind, und erst wie das Ringen angefangen hat, ist das Raufen gar gewesen. Was, schrie er. Brauchst keine Angst haben, sagte ich, einer, der mit dem Fuß eine Faust machen kann, ist kein Messerstecher. Und ich zeigte es ihm auf dem Tisch.

Dann fuhren wir noch zum Zwiesler Waldhaus. Hier stehen die letzten großen Bäume. Ihre Äste laden zum Aufhängen ein. Beim Weggehen legte ich Susn die Hand auf den weißen Rücken. Ich habe mir das gerade gewünscht, sagte sie.

> Was möchtest du machen wenn sie dir die Friedenspalme aus der Pratzen schießen

Aus: He fest Achtenbusch
Dan Hams am Nill
(schlass des hogges)

### Es gibt

Es gibt ein Schiff das hat mein Liebstes davongetragen Es gibt im Himmel sechs Würstchen die man bei Einbruch der Dunkelheit für Würmer halten könnte denen die Sterne entspringen

Es gibt ein feindliches Unterseeboot das war böse auf meine Liebste

Es gibt tausend kleine Tannen um mich her die sind von Granatsplittern zerfetzt

Es gibt einen Landser der blind durch die erstickenden Gasdämpfe tappt

Es gibt alles, waß wir zusammengeschossen haben in den Gräben Nietzsche und Goethe und Köln

Es gibt einen Brief nach dem ich mich sehne einen Brief der noch immer nicht kommt

Es gibt in meiner Kartentasche mehrere Photos von meiner Liebsten

Es gibt die Gefangnen die mit verstörter Miene vorbeiziehen

Es gibt eine Batterie deren Mannschaft eifrig die Geschütze bedient

Es gibt den Feldpostmeister der den Weg des Einsamen Baums herantrabt

Es gibt wie es heißt einen Spion der hier herumstreicht unsichtbar wie der Horizont den er sich schändlicherweise übergezogen hat und mit dem er verschmilzt

Es gibt aufgerichtet wie eine Lilie die Büste meiner Liebsten

Es gibt einen Kapitän der angstvoll auf die drahtlosen Nachrichten über den Atlantik wartet Es gibt um Mitternacht Soldaten die Bretter für die Särge sägen

Es gibt Frauen die vor einem blutenden Christus in Mexiko laut schreiend Mais verlangen

Es gibt den Golfstrom der so lau und so wohltuend ist

Es gibt einen Friedhof voller Kreuze 5 Kilometer von hier

Es gibt Kreuze weit und breit

Es gibt Berberfeigen an den Kakteen in Algerien

Es gibt die langen weichen Hände meiner Liebsten

Es gibt ein Tintenfaß das ich aus einer 15-cm-Rakete gemacht hatte und das mit der Post nicht befördert werden darf

Es gibt meinen Sattel der im Regen liegt

Es gibt die Flüsse die nicht stromaufwärts fließen

Es gibt die Liebe die mich sanft hinreißt

Es gab einen gefangnen Boche der sein Maschinengewehr auf dem Rücken trug

Es gibt Männer auf der Welt die nie im Krieg gewesen sind

Es gibt Hindus die erstaunt die abendländischen Gefilde betrachten

Sie denken schwermütig an alle die sie vielleicht nicht wiedersehen werden

Denn in diesem Krieg hat man die Kunst der Unsichtbarkeit sehr weit entwickelt

- A Es gibt vollkommene Zahlen
- в Es gibt Zahlen
- A Es gibt natürliche, ganze, rationale Zahlen und so weiter
- в Es gibt natürliche Zablen
- A Es gibt Sachen zum Totlachen
- в Es gibt Sachen
- A Es gibt in Deutschland Sagen, in den USA nicht
- B Es gibt in Deutschland Sagen
- A Es gibt Sagen über Barbarossa
- A Es gibt Sagen, Märchen, Legenden, Erzählungen und so weiter
- в Es gibt Sagen
- A Es gibt Gerüchte, nach denen er in die Affäre verwickelt ist
- в Es gibt Gerüchte
- A Es gibt in der Regierung einige gefestigte Charaktere
- в Es gibt Charaktere
- A Es gibt einen Punkt, über den man nicht hinausgehen darf
- A Es gibt einen Punkt, an dem wir uns treffen könnten
- в Es gibt einen Punkt
- A Es gibt dunkle Punkte in seiner Vergangenheit
- в Es gibt dunkle Punkte
- A Es gibt Punkte, in denen ich mit mir reden lasse
- в Es gibt Punkte
- A Es gibt nicht nur Berge, sondern auch Täler
- в Es gibt Berge
- A Es gibt Möglichkeiten für eine Einigung

- в Es gibt Möglichkeiten
- A Es gibt Millionen Arbeitslose
- в Es gibt Arbeitslose
- A Es gibt Ausnahmen von dieser Regel
- в Es gibt Ausnahmen
- A Es gibt herrliche Farben im Herbst
- в Es gibt Farben
- A Es gibt von dem Anzug die Größen 94 und 98
- A Es gibt für Anzüge die schlanken Größen 90, 94, 98 und so weiter
- в Es gibt Größen
- A Es gibt sehr hübsche Gegenstände in dieser Kollektion
- B Es gibt Gegenstände

Es gibt nichts als Ärger mit den Russen

Es gibt noch Charakter in der Politik

Es gibt da gewisse Gerüchte

Es gibt immerhin noch Tiger

Es gibt in Afrika Tiger

Es gibt zum Beispiel Tiger, Löwen und Panther

Es gibt für ihn nur die Callas

Es gibt für Rentner verbilligte Karten

- MIST JANOU . ITUSTES Pros a

england ist nicht ein enges land, doch es hat seine maschen. diese breiten sich über das land wie ein sischnetz. es ist das weiteste sischnetz, von dem man sagen kann: es hat seine maschen, seine ordnungen. die schnüre sind pünktlich geknüpst, aber nicht gespannt. auch die heringe haben das leben vor den augen und kämpsen darum. england ist nicht ein enges land. aber es hat wenig spiralen.

ein berg ist ein wirklicher berg nur als einsamer fisch. ein einsamer fisch unter einsamen fischen: sie halten einander an den flossen, aber sie reiben nie ihre schultern aneinander, und sie schnuppern auch nicht. ihre münder sind nicht geölt, ihre augen sind trocken, ihre sprache ist die zeichensprache der einsamkeit, dürres eis, abwartendes geröll, stein bei steinen.

der tourist kauft sich eine eintrittskarte ins museum der alpen, wo das stochern erlaubt ist, und einen katalog in seiner sprache. im museum setzt der tourist seinen katalog auf wie eine brille, steigt auf einen ausgestellten berg und durchstochert mit unerklärlichem erfolg den rücken dieses fisches. in der pendeluhr, die er mit sich herumträgt, ist der tourist ein gutfunktionierendes pendelndes edelweiß, dem links genausoviel bedeutet wie rechte, zwischen der bank von england und einer lustigen pfund-sterling-wiese. seinen freunden aber zeigt er seinen alpenstock.

das bisherige england war eine rose oder eine hutschachtel. jetzt aber teilen sich die wege, und unter den hufen der spaziergänger kracht es wie perlen. die spaziergänger sind sehr zerstreut, aber auch eine zähe masse. ein klebstoff, mit dem man die zerbrochene teetasse zusammenleimen kann.

Luui uun

die perlen krachen weiter, je weiter die spaziergänger sich entsernen, und je weiter die spaziergänger sich entsernen und die perlen unter ihren husen krachen, um so ausgeregter werden die gesten der pappeln. an den heißgelausenen gittern, die in turnhosen rund um gärten für die meisterschaft trainieren, zischt eidechsenzungiger flieder.

wenn die teetasse bricht, hängt sich vielleicht an den sprung des behobenen schadens eine erinnerung und befestigt dort einen henkel.

das bisherige england war eine rose als trabant einer hutschachtel. aber auf der mausgrauen haut des herbstgewordenen grafen, der als hunderte umgekippte eiserne sessel am rand des künstlichen sees den hyde park winter durchkniete, öffnen die märzturbinen ihre gierigen schnäbel. reporter tauchen auf, die ausgehungerten kameras an der leine, und erwarten den aufstand der massen des grases. wir sind die ersten klarinetten dieses frühlings, sagt eine amsel zu ihrer amsel.

das bisherige england war ein hut ohne dornen, eine rose in der schachtel. aber was wären alle fernsehtürme, die ihre hutnadeln an den horizont stecken, hätten die rostroten hundewalzen aus wales für kuhfüße keine zähne mehr. so werden die beine der besitzer der rostroten hundewalzen aus wales und die untersten beine der frauen der besitzer der rostroten hundewalzen aus wales kuhfüße, und werden kuhfüße werden, solange die rostroten hundewalzen aus wales zähne besitzen. haben sie keine angst, er knabbert nur. das erklärt den gebrauch der rostroten hundewalzen in wales wo es kühe gibt.

churchill lief nach vorne und stolperte über seine hände.

churchill saß als churchill im mantel neben seiner frau frau churchill im theater und schaute ins theater, churchill im mantel saß noch nicht im mantel neben seiner frau frau churchill im theater und schaute ins theater, als er durchs tor des theaters ins theater schaute und ging und durchs tor und durchs tor zwischen bücklingen und durch den gang und durchs tor neben seiner frau frau churchill aber durchs enge tor vor seiner frau frau churchill und durch den gang zwischen bücklingen durchs theater ging und ins theater schaute, während die herren und die damen und die jugend nicht mehr saßen weil sie nicht wußten daß churchill im mantel neben seiner frau frau churchill ins theater kam und schaute sondern standen weil sie sahen oder gesagt bekommen hatten und daher alle wußten daß churchill im mantel neben seiner frau frau churchill durchs tor des theaters ins theater geschaut hatte und gegangen war und durchs tor und durchs tor zwischen bücklingen und durch den gang und durchs tor neben seiner frau frau churchill aber durchs enge tor vor seiner frau frau churchill und durch den gang zwischen bücklingen durchs theater gegangen war und ins theater geschaut hatte und jetzt gerade jetzt im mantel neben seiner frau frau churchill durch den gang zwischen den sitzen rechts und links auf denen die herren und die damen und die jugend gesessen waren die jetzt standen und mit den händen klatschten nach vorne ging und sich in der vierten reihe rechts links neben seiner frau frau churchill im mantel niedersetzte und sich umdrehte bevor er sich links neben seiner frau frau churchill im mantel niedersetzte und die herren und die damen und die jugend die standen und mit den händen klatschten mit seinem zeichen das ein sieges vau auf zwei fingern ist grüßte. dann saß churchill als churchill im mantel und nicht als sir winston noch nicht als sir winston neben seiner frau frau churchill im theater schaute ins theater und die vorstellung begann.

das bisherige england war eine niere ohne reh, eine ente ohne xylophon, eine irrfahrt ohne schnecken, seit drei tagen tanzen jedoch mehrere siebzehn tennisbälle auf ihren kleinen filzigen zehen und verlieren da und dort eine zitrone. von nah und fern kommen die golfschläger, die beichtgelegenheiten und die kniewärmer, um dieses schauspiel zu betrachten.

jeder engländer hat eine form. daher haben verschiedene engländer verschiedene formen, viele engländer haben viele formen, und alle engländer haben gewiß nicht alle formen aber viele. gewisse engländer haben gewisse formen, und verschiedene engländer haben viele und viele haben viele verschiedene, verschiedene gleiche und verschiedene verschieden viele. viele engländer haben umgangsformen, hutkrempen und nagelschmutz, mückenstiche, kinnhaken, und verschiedene eine gürtelrose, viele haben nasen, viele nasen haben an verschiedenen engländern verschiedene formen aber eine einzige formel: taschentuch. vier verschiedene engländer haben an verschiedenen tagen vier nasen aber eine einzige formel: taschentuch, ein einziger engländer hat viele verschiedene nasen in einer einzigen formel, aber nur eine einzige nase in der formel: taschentuch. so hat jeder engländer formeln. daher haben verschiedene engländer verschiedene formeln, viele engländer haben viele formeln, und blaue engländer haben gewiß nicht alle blaue formeln aber viele, so haben alle engländer viele verschiedene formen und formeln, aber während kein einziger engländer die gleichen formen hat als ein einziger engländer, haben von allen engländern alle von den vielen verschiedenen formeln alle von allen engländern eine einzige alle: ein halbierter doppelter ist ein ganzer, ein halbierter doppelter engländer ist ein ganzer, und welcher engländer wäre kein engländer als ein ganzer, also welcher engländer wäre kein halbierter doppelter als ein engländer und als ein ganzer? viele engländer haben umgangsformen, hutkrempen und nagelschmutz, mückenstiche, kinnhaken, und verschiedene eine gürtelrose, aber welcher engländer wäre nicht eher ein halbierter doppelter als kein ganzer? also haben alle engländer von den vielen verschiedenen formeln von allen engländern eine einzige alle: ein halbierter doppelter ist ein ganzer. ein verdoppelter halbierter ist ebenfalls ein ganzer und keine ausnahme die die regel bestätigt, ein halbierter dreifacher ist ein ganzer und ein halber, aber keine ausnahme die die regel bestätigt, ein halber ist aber kein engländer sondern ein ganzer, also ist ein halbierter dreifacher nur ein einziger engländer und ein halber. ein halber ist aber kein engländer, ein verdoppelter halbierter dreifacher hingegen ist dreimal ein ganzer, so stehen die engländer im wirtshaus und haben nasen.

Ernst Jandl

das folgende gedicht schrieb ich in meinem neunzehnten lebensjahr als soldat für eine feier, die im februar 1944 im Reserveoffiziersbewerberlehrgang (ROB-lehrgang), den jeder abiturient absolvieren mußte, an der ausbildungsstätte für artilleristen in znojmo (damals znaim) stattfand. zur feier hatten wir kanoniere unsere offiziere und unteroffiziere geladen. mein vetter herbert humula, der wenig später in rußland sein leben ließ, spielte unter großem applaus beethovens waldsteinsonate. kurz danach rezitierte ich mein gedicht, worauf sich die offiziere wortlos erhoben und, gefolgt von den feldwebeln und den unteroffizieren, den raum verließen. damit war die feier beendet, und keiner der im festsaal zurückgebliebenen machte mir einen vorwurf.

kotverkrustet, ausgemergelt, wankt in wundenmüdem tritt graues heer durch graue straßen und ich wanke mit ......

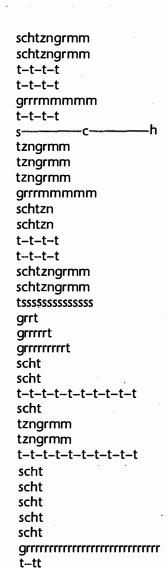
lippen, schmerzensmüd zerbissen, haar zerrauft und stur der blick, lumpeneingehüllt, zerrissen – stumm wanke ich mit . . . . .

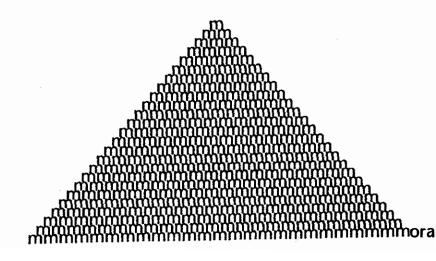
weiter geht es. endlos, ewig pulst der gleiche dumpfe schritt durch die menschen aller zeiten. doch ich – geh nicht ewig mit.

ernst jandl lechts und rinks gedichte statements peppermints

# lichtung

manche meinen lechts und rinks kann man nicht velwechsern. werch ein illtum!





(Ernst Jand)

der direktor stand vor der klasse und verkündete den verlust eines auges, es war das auge eines ehemaligen schülers der anstalt gewesen, dessen name mir nichts sagte, und er hatte das auge auf dem schlachtfeld eingebüßt, daß es zum höchsten gehöre, das einem jungen manne beschieden sein könne, für führer und volk ein auge zu opfern, entnahmen wir entsetzt den pathetischen worten des direktors. solche größe des einsatzes von leib und leben bleibe ihm, einem manne, zu alt für die front, zu seiner beschämung versagt; für uns hingegen ... wir standen da, und uns schauderte.

1925 geboren, besuchte ich von 1931 bis 1935 die volksschule der kongregation der töchter der göttlichen liebe im dritten bezirk in wien, zur wahrung der kontinuität der von meiner mutter intensiv betriebenen katholischen erziehung. daher auch wurde ich schüler des renommierten, von benediktinern geführten schottengymnasiums, in mein drittes jahr bei den schotten fiel die annexion österreichs durch das nationalsozialistische deutschland. ein halbes jahr später wurde dem orden das recht auf die führung von schulen ent-

das jähe absinken meiner leistungen in der dritten gymnasialklasse hatte offenbar drei gründe. meine mutter, durch myasthenia gravis seit jahren zunehmend behindert, zu boden gedrückt durch die haushaltsarbeit für fünf, vergeblich ihre drei tollwütigen söhne - dreizehn, neun und sechs - in güte wie strenge zu besänftigen suchend, war außerstande, meine arbeit mit derselben genauigkeit zu kontrollieren wie in den jahren vorher und hatte überdies keinen zugang zum altgriechischen, dessen unterricht in dieser klasse einsetzte; ehe die ersten negativen resultate evident waren, ver-

klasse den eintritt aller in die hitlerjugend, nahezu aller, denn jeder einzelne wurde nach der zahl etwaiger jüdischer großelternteile befragt, worauf einige von der aufnahme zurückgestellt wurden. diese konnte man von der bevorstehenden abreise in andere länder reden hören. lehrer schienen sich in den organisationsprozeß nicht einzuschalten, als uniformersatz diente ein weißes hemd mit armbinde, kurze hosen und weiße kniestrümpfe, veranstaltet wurden tagesmärsche in die umgebung von wien, die den sonntag kaputtmachten. es gab dabei ansätze von drill, das einlernen von liedern und sogenannte geländespiele. an einem ausmarsch dieser art nahm ich teil und kehrte abends zerschlagen und mißmutig nach hause zurück. solchen übungen wollte ich künftig zu entgehen trachten, kurz darauf schloß das schuljahr.

an der neuen schule wartete ich, bis sie mich holen kämen, doch es kam niemand. ein jahr später drang ein neuer jungentyp mit langhaar und ausgefallener kleidung in unserer klasse durch, eine kontrolle durch den klassenvorstand, PG, altphilologe, zynikerund als nicht allzu gefährlich geltend, ergab, nun schon mitten im krieg, daß nur noch ein rest der klasse am HJ-dienst teilnahm. dafür gab es mehrere aktive mitglieder des DRK, was als ersatz akzeptiert wurde, meine begründung für die nichtmitgliedschaft bei der HJ, »weil es mich nicht interessiere«, blieb ohne folgen. dennoch verschaffte ich mir vorsorglich einen DRK-ausweis und besuchte einen rot-kreuz-kurs, der ihn leitende arzt empfahl als die rascheste und sicherste art des selbstmordes das er-

turnsaalgeruch rief in mir ein im ganzen körper spürbares unbehagen hervor, mit schlaffen armen hing ich am seil; mit dem bauch prallte ich gegen den bock; ich rettete brille und nase vor dem scharf geschossenen ball; der schwimmlehrer ließ mein kinn los, und ich traute sie meinen beteuerungen, es funktioniere auch ohne ihre mithilfe alles klaglos.

sie starb, den kopf an den arm meines vaters gelehnt, am 6. april 1940, nach einer letzten bitteren klage über den kummer, den ihr die drei söhne seit jahren bereitet hatten. der zweite grund war das stürmische einsetzen meiner pubertät; der dritte die politischen erschütterungen, von denen auch ein dreizehnjähriger nicht unberührt blieb.

die vierte klasse und alle weiteren bis zum abitur am ende der achten besuchte ich am gymnasium in der kundmanngasse im dritten bezirk, meinem wohnbezirk. darüber hatte es eine debatte mit meinen eltern gegeben, wobei meine mutter dafür plädierte, mich meine studien, wenn es schon keine konfessionellen schulen mehr gab, an der nunmehr einzigen ihr als eliteschule erscheinenden anstalt fortsetzen zu lassen: dem akademischen gymnasium, wo auch tatsächlich zahlreiche schottengymnasiasten wieder zusammentrafen. ich leistete ihr entschiedenen widerstand, da ich mich eher nach unten gezogen fühlte, ins allgemeine, erhofft vulgäre, als hinauf ins angeblich besondere, dessen tücken ich in den letzten drei jahren erfahren hatte.

von meinem vater unter hinweis auf seine eigene ausbildung an einer gewöhnlichen oberschule unterstützt, konnte ich meinen willen durchsetzen. zwei mitschüler von den schotten wählten ebenfalls diese schule, und so fand ich mich von vornherein nicht völlig isoliert. (später erfuhr ich, daß es am akademischen gymnasium einen hervorstechend strebsamen schüler gab, der die lückenlose eingliederung der schüler dieser anstalt in die HJ zu organisieren und dann dauernd zu kontrollieren verstanden habe. ich hatte ohne zweifel die für mich bessere schule gewählt.)

noch am schottengymnasium, im verbleibenden schuljahrsrest, organisierten einige schüler der ober-

versank, von der letzten stelle des zeugnisses an die erste gerückt, gab es leibesübungen nun an fünf tagen der woche, was mir von sechs schultagen nur einen einzigen ließ, der ohne beklemmung begann.

mit dem körper, gewiß, war er der größte von uns – und auch der kräftigste; als ich die vierte B zum erstenmal betrat und ihn sah, sank mir das herz. herausfordernd trug er die kürzesten schwarzen kordhosen, bestandteil seiner HJ-uniform, den dolch an der seite, das haar militärisch geschnitten, und verkündete schon durch sein äußeres seinen führungsanspruch, ein jahr lang wich ich ihm aus.

dann kam der sommer 39, mit den ferien, die die schule auf distanz rückten, und als wir wieder in der

kundmanngasse eintrafen, war bereits krieg.

der mit dem körper gewiß größte und kräftigste von uns betrat die klasse in leicht gebeugter haltung; er trug lange, nach unten sich ausweitende, mit dem saum am boden schleifende hosen; seine weinrote jacke reichte fast bis zum knie; sein langes, kompaktes, schwarzes haar glänzte von öl und war in der mitte gescheitelt, über der stirn zu zwei höckerartigen ausbuchtungen angehoben, an den schläfen glatt nach hinten geformt, wo die beiden flügel (»schwalbenschwänze«) sich mit dem zurückgekämmten haar der kopfkuppe zu einem hart abgehackten, horizontalen abschluß vereinigten, unter dem der hemdkragen einen streifen glattrasierten nackens sichtbar ließ. an einem winzigen knoten hing von seinem hals eine überaus schmale krawatte bis zum schritt seiner hosen. sein requisit war ein aus der vorderen oberen jackentasche herausragender schmaler kamm, zu dem ein vorerst verborgener taschenspiegel gehörte, um den sitz des haares zu überprüfen und allenfalls eine korrektur daran vorzunehmen. augenblick lich war er von mitschülern umringt.

es gebe jetzt, hub er an, und seine stimme schien eir

wenig höher und dünner als sonst, junge männer, die meisten um einiges älter als wir, die nicht zur schule, sondern zur lehre gingen, also arbeiter seien, und sich ihr haar wachsen ließen und es pflegten wie er, überlange sakkos trügen und lange weite hosen und dünne, ganz lange krawatten, und die erstklassige mädchen schleppten und in der freizeit in den prater zum tanz gingen. ein freund, ebenfalls ein junger arbeiter, habe ihn mit einer gruppe von ihnen zusammengebracht, und seitdem gehöre er dazu und gehe mit ihnen tanzen und trinken in den prater, und keiner von ihnen sei bei der HJ, und er gehe auch nicht mehr hin, und sie nennten sich schlurf und hätten springmesser und schlagring, und in der HJ-uniform dürfe sich abends keiner mehr blicken lassen im prater, sonst würde er gestochen wie unlängst ein HJ-führer, der sich uniformiert in ihr revier gewagt hatte.

einmal noch hörte ich von den schotten. der abt, in seiner predigt, hatte ein gefährliches wortspiel riskiert: »die stunde der vergeltung kommt, für jeden *naht sie.*« der freund, der es uns erzählte, und wir, die es von ihm erfuhren, empfanden die gleiche genugtuung.

unversehens brachte einer von uns eine ahnung von jazz in die klasse, indem er sich ans klaviersetzte und zu improvisieren begann. dietrich, unser musikalischer meister, übernahm sofort diese spielweise. in den letzten drei klassen schloß ich mich eng an ihn an. über mein stümperhaftes klavierspiel, ihm lange verborgen, war er entsetzt; ich hielte mich besser an meine gedichte. in einem musikladen eroberten wir, für ihn als spielenden, mich als zuhörer, hindemiths »suite 1922« und den klavierauszug von kreneks » jonny spielt auf«. von moderner bildender kunst erfuhren wir, wenngleich nur in dürftiger andeutung, aus dem katalog zur ausstellung »entartete kunst«, deren besuch jugendlichen untersagt war.

zu lieben gelang: / mein eignes, urinnerstes wesen / und alles, was seltsam und krank.« wir erkannten darin motive unserer eigenen absage an die nationalsozialistische auffassung von kunst und leben.

ein schüler aus einer höheren klasse war nach durchsuchung seiner schultasche, in der sich flugblätter staatsfeindlichen inhalts fanden, zusammen mit einem komplizen von der schulbank weg verhaftet worden. kurz danach ging die rede von einem prozeß, bei dem es ein todesurteil gegeben habe, das jedoch in eine lebenslange haftstrafe umgewandelt worden sei. die beschuldigten seien mit kreisen im feindlichen ausland, und zwar england, in verbindung gestanden.

(zwei details wurden, ohne je bündig bestätigt zu werden, von uns schülern gehört und besprochen: das todesurteil sei nicht zuletzt deshalb ausgesetzt worden, weil bereits der vater und der bruder des zum tode verurteilten wegen eines vergleichbaren delikts hingerichtet worden seien; und der direktor, ein durchdrungener nationalsozialist, habe vor gericht alle gewalt seiner an der antike geschulten rhetorik zugunsten der angeklag-

ten aufgeboten.)

der mann vom afrikakorps stand eines morgens in der klasse, der englischlehrer, in welchem wir einen kommunisten vermuteten und den wir hochschätzten, erhob sich und begrüßte den uniformträger als seinen einstigen schüler, auch einige von uns kannten den mann, ich nicht, er begann, von seinen erfahrungen an der front in nordafrika zu berichten, äußerte sich geringschätzig über die dort ebenfalls eingesetzten italiener und zwang durch den unaussprechlichen satz, wenn deutschlanden krieg verliere, würde das einzig die schuld der italiener sein, den englischlehrer zum eingreifen, das thema wechselnd, kam der uniformträger auf die unvergleichlichen mädchen, leicht wie daunen, in den afrikanischen bordellen zu sprechen, der englischleh-

bis zum abitur besuchten wir gemeinsam den stehplatz in burgtheater und oper, hörten, neben dem klassischen repertoire, mit spannung neue klänge bei orff, egk und wagner-regeny und erlebten als höhepunkt unserer gemeinsamen opernbesuche eine umjubelte aufführung des balletts »petruschka« durch ein ensemble aus rom, zu einer zeit, als es strawinsky bei uns nur noch im verborgenen gab.

nach burgtheatervorstellungen machten dietrich und ich gern einen umweg über die tuchlauben, um einen blick in die kleeblattgasse zu werfen, wo über einem tor in dunkelrot leuchtenden lettern die aufschrift »madame lou« prangte. das tor schien fest verschlossen, und nur in großen intervallen ging ein mann darauf zu und wurde eingelassen, und ebenso selten trat einer heraus und entfernte sich rasch. das war alles, was wir je davon zu sehen bekamen, und war für uns das

äußerste an verheißung.

die dobner-diele, mit den soldaten, grüne cocktails schlürfend, besuchten wir wegen des anblicks der nackten brüste der tänzerinnen, aber für die kapelle dort komponierte dietrich ein stück und legte es bittend dem erstaunten kapeilmeister vor, der die noten schließlich verteilte. was ich hörte, klang wunderbar. dietrich klärte mich auf, sie hätten alles völlig falsch gespielt und nur mit mühe zu einem gemeinsamen ende gefunden.

ihm, als dem einzigen, zeigte ich meine gedichte und erhielt zuspruch. in einer anthologie aus dem jahre 1926, von mir herangeschafft, wies ich ihn auf je drei gedichte von johannes r. becher, wilhelm klemm und august stramm hin, als die mich am meisten bewegenden; sie berührten ihn ebenso, doch er legte den finger auf ein weiteres, das mir bisher entgangen war, das gedicht »was ich liebe« von felix dörmann, mit der endstrophe: »ich liebe, was niemand erlesen, / was keinem

rer, zu unserem laut bekundeten mißfallen, schnitt ihm das wort ab und gab ihm gute wünsche mit auf den weg nach afrika.

in dasselbe hofhaus, wo der hagere tischler, der für meine eltern manche reparaturarbeit ausführte, seine werkstatt gehabt hatte, ein alter sozialdemokrat, knapp nach dem einmarsch der deutschen meiner mutter prophezeiend, jetzt würde es krieg geben, worte, die zu glauben meine mutter angesichts ihrer drei heranwachsenden söhne sich verbieten mußte, traten vier jahre später nach ende des unterrichts schweren herzens zwei gymnasiasten, der eine ich, und suchten, tor um tor, an den namenstafeln im flur nach dem familiennamen des mitschülers, dessen kriegstod uns in der schule verkündet worden war.

er war ein mittelgroßer, stämmiger knabe gewesen, mit schwarzem flaum auf der oberlippe, einem frischen, rotwangigen gesicht, ernsthaft und arbeitsam, selbst wenn unterrichtsstunden chaotisch verliefen, keiner gruppierung innerhalb der klasse, schlurf etwa und nicht-schlurf, sich anschließend, nie ein spielverderber und bei allen beliebt. er und ich hatten nahezu den gleichen schulweg gehabt, und das nützten wir unterwegs zu langen gesprächen.

jetzt stiegen der andere und ich die treppe hoch, hielten vor der tür, hinter der wir den vater, einen witwer, vermuteten, zögerten, dann drückte einer die klingel. wir hörten von innen schleppende schritte, dann sahen wir uns einem kleinen alten mann gegenüber, mit klei-

nen, verweinten augen.

auf ein paar gestammelte worte von uns legte er die hand über seine augen und schloß vor uns langsam die tür. der sohn war sein einziges kind gewesen. ob es die tischlerwerkstatt noch gab, dafür hatte ich keinen blick als wir das hofhaus verließen. vorkommen, weil sie leicht zu einer Laxheit in der Verurteilung des Lasters und der Bestrafung des Verbrechens führen könne. Aber wie dem auch sein möge, sicher ist, daß die Erkenntnis von der außerordentlichen Größe des Einflusses der Verhältnisse auf den Menschen immer mehr zunehmen und einen wichtigen Teil einer vollständig deterministischen Weltanschauung bilden wird, deren erste Vorzeichen sich schon von Tag zu Tag häufen. Die Menschheit wird sich eben mit diesen Tatsachen abfinden müssen und die etwaigen Nachteile einer milderen Bestrafung des Verbrechens durch gewissenhaftere Beteiligung der verstihrenden und korrumpierenden Umstände kompensieren. [...]

#### Arno Holz

[...] Vor mir auf meinem Tisch liegt eine Schiefertaf el. Mit einem Steingriffel ist eine Figur auf sie gemalt, aus der ich absolut nicht klug werde. Für ein Dromedar hat sie nicht Beine genug, und für ein Vexierbild: «Wo ist die Katz?» kommt sie mir wieder zu primitiv vor. Am ehesten möchte ich sie noch für seine Schlingpflanze, oder für den Grundriß einer Landkarte halten. Ich würde sie mir vergeblich zu erklären versuchen, wenn ich nicht wüßte, daß ihr Urheber ein kleiner Junge ist. Ich hole ihn mir also von draußen aus dem Garten her, wo der Bengel eben auf einen Kirschbaum geklettert ist, und frage ihn: «Du, was ist das hier?»

 Und der Junge sieht mich ganz verwundert an, daß ich das überhaupt noch fragen kann, und sagt: «Ein Suldat!»

Ein «Suldat!» Richtig! Jetzt erkenne ich ihn deutlich! Dieser unfreiwillige Klumpen hier soll sein Bauch, dieser Mauseschwanz sein Säbel sein, und schräg über seinem Rücken hat er sogar noch so eine Art von zerbrochenem Schwef elholz zu hängen, das natürlich wieder nur seine Flinte sein kann. In der Tat! Ein «Suldat»! Und ich schenke dem Jungen einen schönen, blankgeputzten Groschen, für den er sich nun wahrscheinlich Knallerbsen, Zündhütchen oder Malzzucker kaufen wird, und er zieht befriedigt ab.

Dieser «Suldat» ist das, was ich suchte.

Nämlich eine jener einfachen künstlerischen Tatsachen, deren Bedingungen ich kontrollieren kann. Mein Wissen sagt mir, zwischen ihm und der Sixtinischen Madonna in Dresden besteht kein Art-, sondern nur ein Gradunterschied. Um ihn in die Außenwelt treten zu lassen und ihn so und nicht beliebig anders zu gestalten, als er jetzt, hier auf diesem kleinen Schieferviereck, tatsächlich vor mir liegt, ist genau das selbe Gesetz tätig gewesen, nach dem die Sixtinische Madonna eben die Sixtinische Madonna geworden ist,

Arno Holz: Geboren 1863 in Rastenburg (Ostpreußen). Gestorben 1929 in Berlin. Lyriker, Kritiker, Theoretiker. Text aus A. Holz: Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze. Erstausgabe 1891-93. In: A. Holz: Werke. Hg. von W. Emrich und A. Holz. Bd. 5. – Neuwied u. Berlin-Spandau 1962.

und nicht etwa ein Wesen, das zum Beispiel sieben Nasen und vierzehn Ohren hat. [...]

Durch den kleinen Jungen selbst weiß ich, daß die unförmige Figur da vor mir nichts anderes als ein Soldat sein soll. Nun lehrt mich aber bereits ein einziger flüchtiger Blick auf das Zeug, daß es tatsächlich kein Soldat ist. Sondern nur ein lächerliches Gemengsel von Strichen und Punkten auf schwarzem Untergrund.

Ich bin also berechtigt, bereits aus dieser ersten und sich mir geradezu von selbst aufdrängenden Erwägung heraus zu konstatieren, daß hier in diesem kleinen Schiefertafel-Opus das Resultat einer Tätigkeit vorliegt, die auch nicht im entferntesten ihr Ziel erreicht hat. Ihr Ziel war ein Soldat Nr. 2, und als ihr Resultat offeriert sich mir hier nun dieses tragikomische!

Daß ich zugleich in der Lage wäre, auch noch etwas anderes konstatieren zu können, nämlich daß der Junge, seinem eigenen Geständnisse nach, ganz naiv davon überzeugt war, daß das gewesene Ziel seiner Tätigkeit und das erzielte Resultat der selben sich «deckten», davon will ich vorderhand einmal absehn, weil es offenbar zu meiner Analyse nur mittelbar gehört, aber ich will es mir merken; vielleicht kann ich es noch einmal brauchen.

Ich habe also bis jetzt konstatiert, daß zwischen dem Ziel, das sich der Junge gestellt hatte, und dem Resultat, das er in Wirklichkeit, hier auf dem kleinen schwarzen Täfelchen vor mir, erreicht hat, eine Lücke klafft, die grauenhaft groß ist. Ich wiederhole: daß diese Lücke nur für mich klafft, nicht aber auch bereits für ihn existierte, davon sehe ich einstweilen noch ganz ab.

Schiebe ich nun für das Wörtchen Resultat das sicher auch nicht ganz unbezeichnende «Schmierage» unter, für Ziel «Soldat» und für Lücke «x», so erhalte ich hieraus die folgende niedliche kleine Formel: Schmierage = Soldat – x. Oder weiter, wenn ich für Schmierage «Kunstwerk» und für Soldat das beliebte «Stück Natur» setze: Kunstwerk = Stück Natur – x. Oder noch weiter, wenn ich für Kunstwerk vollends «Kunst» und für Stück Natur «Natur» selbst setze: Kunst = Natur – x.

Bishierher war unzweifelhaft alles richtig und die Rechnung stimmte. Nur, was «erklärte» mir das?

Das erklärte mir noch gar nichts! [...]

Also Kunst = Natur – x. Schön. Weiter. Woran, in meinem speziellen Falle, hatte es gelegen, daß das x entstanden war? Ja, daß es einfach hatte entstehen müssen? Mit anderen Worten also, daß mein Suldat kein Soldat geworden war.

Und ich mußte mir antworten:

Nun, offenbar, in erster Linie wenigstens, doch schon an seinem Material. An seinen Reproduktionsbedingungen rein als solchen. Ich kann unmöglich aus einem Wassertropfen eine Billardkugel formen. Aus einem Stück Ton wird mir das schon eher gelingen, aus einem Block Elfenbein vermag ich es vollends.

#### Auf dem Berge Sinai sitzt der Schneider Kikrikri

Unser Austauschstudent in diesem Jahr hat einen litauischen Namen, einen schönen Namen.

Manchmal sage ich den Namen ein paarmal rasch vor mich hin. Das hört keiner; davon erfährt die Austauschbehörde in San Francisco nichts.

Bei uns auf der Universität heißt der Austauschstudent Batman.

Vielleicht hat Batman Kinder gern. Was wir von ihm lernen können, sind Abzählverse. Es ist möglich, daß amerikanische Kinder oft Fangen spielen. Unser Austauschstudent behauptet es.

Amerikanische Kinder sind wild aufs Fangen spielen, sagt er.

Groß und stark, das bedeutet keinswegs Iq 140, hat Batman in mein Tagebuch geschrieben.

Wir Mädchen mögen ihn, obwohl er Biertrinker ist. Er tanzt besser als die andern Jungen, und beim Tanzen schwitzt er nicht.

Von Zeit zu Zeit sagt er: Drop dead.

Wenn ers gesagt hat, spuckt er aus.

Er ist ein Katzenfreund, sagen wir. Er hat bestimmt eine Katze zu Hause. Daß er überall hinspuckt, beweist gar nichts. Die Katze setzt sich zu ihm auf den Tisch, wo die amerikanischen Kinder ihr nichts zuleide tun können.

Nun, Batman, sitzt du nicht auf dem Tisch und bist ein Katzenfreund?

Drop dead.

Auch spucken kann er besser als unsere Jungen. Er spuckt auf den Boden, über den Brunnen, in den Weiher, in sein Glas.

Drop dead. In diesem Jahr geht alles schief. Es fing damit an, daß wir einen Neger erwarteten.

Bestimmt schicken sie uns diesmal einen Neger, sagten wir noch im Dezember. Ein Neger ist fällig. Auf fünf Weiße ein Neger, das darf man wirklich erwarten.

Wir freuten uns, wir freuten uns auf einen richtigen Neger; hübsch müßte er sein, groß gewachsen, gut angezogen in seinem Trikot und in Jeans, miteiner Schildmütze aus blauer oder roter Baumwolle.

Vor allem wir Mädchen freuten uns auf den Neger. Wir hätten sein Trikot in der Teeküche gewaschen, mit lauwarmem Wasser; das ist Vorschrift, wenn der bunte Aufdruck nicht alles verfärben soll.

Batman hingegen ist nicht besonders groß. Als wir ihn am Bahnhof nicht trafen, dachten wir, er habe den Zug verpaßt. Wir gingen in die Universität zurück, und da war er schon vor uns da. Er hatte sich auf meinen Tisch gesetzt.

Er sieht nicht aus wie ein Student. Er sieht nicht

aus wie ein Amerikaner; Neger ist er auch nicht; und das soll ein Löwe sein!

Bring ihn doch einmal mit, deinen Freund, sagte Vater Ende Mai. Wir möchten sehen, mit wem du ausgehst, Mama und ich, und dann: ich führe ihm die Schlacht von St. Jakob vor Augen, ein Stück Schweizergeschichte, immerhin. Wie heißt er eigentlich, dein Freund; wie alt ist er?

Wir nennen ihn Batman.

Batman ist höflich, Batman kann zuhören, Batman versteht sich aufs Reisen, aufs Tanzen, aufs Handballspielen; auch die Professoren mögen ihn. Er ist nicht älter als wir, knapp zwanzig, Jahrgang 1947, in Litauen geboren, am 28. Juli, 03.10 Uhr.

Er sieht älter aus, das sagt auch mein Vater, und wers nicht weiß, tippt nie im Leben auf einen Löwen.

Bei uns zu Hause hat Vater seinen eigenen Sessel, das habe ich Batman gleich gesagt. Tagsüber ist der Sessel mit einer Plastikfolie zugedeckt, wegen der Sonne; Vater kommt abends heim, müde ist er nicht, aber er will seine Ruhe haben.

An einem der seltenen Familienfeste sagt er ein Gedicht her, ein Gedicht mit vielen Strophen, ein Gedicht von der Schlacht bei Sankt Jakob an der Birs. Auch auf einer Beerdigung kann er das Gedicht hersagen; es paßt zu jedem Anlaß, und wenn er steckenbleibt, hilft Mama ihm weiter.

Seit Vater das Rauchen aufgegeben hat, ist er verlegen, wenn Besuch kommt.

Rauchen Sie ruhig, sagt er, es stört mich nicht. Ich selbst rauche nicht mehr, nicht wahr Mama. Ich bin jetzt Nichtraucher, genau wie Napoleon.

Und er sagte: Was studieren Sie denn so, wenn man fragen darf?

Batman hatte für diesen Abend einen neuen Abzählvers gelernt.

Auf dem Berge Sinai
sitzt der Schneider Kikrikri
guckt mit seiner Brill' heraus
du bleibst da und du gehst raus –
Mein Gedicht ist anders, sagte Vater; ganz anders.

Mit Batman ist eben keiner einverstanden.

In der *Elle* steht: Im Tierkreiszeichen des Löwen Geborene reizen ihre Partner zum Widerspruch. Vom Hörensagen weiß man, daß auch amerikanische Heiratslustige ihre Partner in einem bestimmten Tierkreiszeichen suchen. Ein Löwe findet die lang ersehnte Schwesterseele; er wird sich aus einer ausweglosen Situation befreien; alles hängt allerdings von ihm selbst ab. Juni bis zum 10. Juli: neue Bekanntschaften und große Liebe; gegenseitiges Verständnis nicht ausgeschlossen. Nach dem 10. Juli: Auf und Ab, romantische Gelegenheiten, vor allem mit Waage- und Wassermanngeborenen. Persönlicher Ratschlag Ihres Astrologen:

Ein Idiot namens Sereno Bastuzzi lebte in einem Strohschober. Der Strohschober gehörte zu einem früher einmal bewohnten Bauernhaus. In dem Strohschober lebten auch der Vater und die Mutter von Sereno Bastuzzi, die geborene Idioten und Bauern waren. Man könnte auch sagen, sie lebten selbstgenügsam auf einem ererbten Stückchen Land.

Der Idiot hat eine ganz eigenwillige Auffassung von Landwirtschaft; er kauft nichts und verkauft nichts; er verwendet weder Traktoren noch sonstige landwirtschaftliche Motoren; er beschneidet keinen Baum, verwendet weder chemischen Dünger noch Unkrautvertilgungs- oder Schädlingsbekämpfungsmittel. Er sät nicht, weil er zwischen Samen und Pflanze keinen Zusammenhang sieht. Der Idiot hält aber die anderen für dumm und lacht, wenn er sieht, wie sie Samenkörner auf die Erde werfen. Er tut es lieber den Hühnern gleich und pickt sie auf. Der Idiot ist naturgemäß kein Fleisch, die Familie Bastuzzi aß also kein Fleisch: sondern sie aßen Eier, Zichorie sowie andere Kräuter, die der Zichorie ähnlich sind oder mit der Zichorie verwandt. Die Zichorie steht bei den Idioten im Mittelpunkt der Ernährung und wird auf Feld und Flur als erste und freudig erkannt. Die Brennesseln dagegen mögen sie nicht und sie zertreten sie immer spontan, so daß es in Gegenden, wo ein Idiot oder eine Idiotenfamilie lebt, sehr wenig Brennesseln gibt. Der Idiot zertritt sie aus Rache, nicht um das Unkraut rationell aus der Landwirtschaft zu entfernen. Ebenso verfährt er mit dem Dornengestrüpp, das für ihn ein Anlaß zu Klagen und Vergeltungsaktionen ist.

Der Fall der Familie Bastuzzi wurde eingehend untersucht, denn man wollte herausfinden, welcher Art von Landwirtschaftsich ein einzelner Idiot oder eine Idiotengemeinde spontan zuwendet, wenn sie sich selbst überlassen sind, an-

genommen, sie würden eines schönen Tages allein auf der Welt zurückbleiben. Die Untersuchung wurde um 1960/6x von Dr. Consolini von der Universität Pavia und unter Mithilfe seiner Assistentin Frau Dr. Maria Stanca durchgeführt.

Der einzelne Idiot benötigt zum Leben mindestens sechs Hektar Grund, teils Waldbestand teils Wiesen, von einem Bach durchflossen oder zumindest mit einer Trinkwasserquelle. Im Sommer weilt der Idiot im kühlen Schatten der Bäume, mit Vorliebe in der Nähe des Bachs, den Sonnenstrahlen setzt er sich nur aus, wenn es die Nahrungsbeschaffung erfordert. Gern hat er Hühner um sich, denn er kann sie gut leiden. Sobald der Hahn einen Wurm oder eine Ähre auf der Erde findet und mit einem besonderen Krähen alle herbeiruft, kommt auch der Idiot angelaufen und entpuppt sich häufig als der schnellste Fresser. Ebenfalls gern hat er Kühe um sich, denn sie sind lieb zu ihm; wenn eine Kuh einen Idioten im kühlen Gras liegen sieht, legt sie sich sofort neben ihn. Offenbar können die Kühe Idioten und Gesunde voneinander unterscheiden, und während sie die letzteren wegen ihrer Süchte fürchten, stehen sie mit den ersteren auf vertrautem Fuß. Die Bastuzzis hatten nämlich vier Kühe (und einen Jungstier), mit denen sie in Frieden und Eintracht lebten; die Kühe fraßen das Gras, und sie die Zichorie; außerdem tranken sie mit den Kälbern die Naturvollmilch. Eine Kuh macht keinen Unterschied zwischen einem Kalb und einem Idioten. Beim Eiersuchen wird der Idiot listig, und seine List überflügelt die List des Huhns im Eierverstecken. Manchmal aber werden einige Eier nicht gefunden und dadurch lebt die Rasse der Hühner immerfort weiter. Die Hühner, die einem Idioten gehören, sterben eines natürlichen Todes, das heißt an Altersschwäche; was bei der übrigen Zivilbevölkerung nicht zu beobachten ist, wo die Hühner stets umgebracht und gebraten werden. Die Familie Bastuzzi pflegte nie ein Huhn zu braten, denn sie kannte das Feuer nicht. Wenn das Huhn sein Ende nahen fühlt, entfernt es sich von den anderen, geht bis an die Grenze des Grundstücks der Bastuzzis,

versteckt sich in einem Graben oder in einem dornigen Busch und bleibt ganz still. Auch die Kühe gehen zum Sterben an die Grenze des Grundstücks an einen spärlich bewachsenen Ort, wo niemand vorbeikommt und die Erde locker ist.

Wenn ein Tier das Grundstück der Familie Bastuzzi verläßt, werfen ihm die benachbarten Bauern entweder Steine nach oder laufen mit einem Stock hinter ihm her, so daß es bald die Grenzen kennenlernt, die im Grundbuch eingetragen sind. Auch die Bastuzzis selbst haben das Gefühl für ihren Grundbesitz auf diese Weise erworben und wagen es nicht, ihn zu verlassen. Häufig geht Sereno Bastuzzi die Grenzen ab, mit einem Gefolge von Hühnern und Kühen sowie unter den giftigen Blicken der Anlieger, die eine rationelle und intensive Landwirtschaft betreiben und sich abrakkern, um den Boden zu verbessern. Die Bastuzzis dagegen rackern sich nie ab und es scheint sie auch nie zu bekümmern, wie die Jahreszeit vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus verläuft.

Im Sommer werden die Idioten dicker; im Winter halten sie ihren Winterschlaf oder etwas ähnliches. Im Sommer erwachen die Bastuzzis mit der Sonne, steigen auf die Bäume und essen dort das Obst; wildes Obst. Unterdessen weiden unter den Bäumen Hühner, Truthähne, Enten und Kühe. Sie halten sich nicht an die üblichen Mittagessens- und Abendessenszeiten. Sie trinken mit großem Ergötzen Wasser, Sereno Bastuzzi scheint es mit ganzem Herzen zu genießen; er schließt die Augen halb und kaut es, als wäre es ein alkoholisches Getränk. Er genießt wahrscheinlich seine Kühle an den heißen Tagen im Juli und im August. Dieses genüßliche Wohlgefallen ist bei den Kühen nicht zu bemerken; sie sind gieriger; bei den Hühnem jedoch kann man es bemerken und auch beim Geflügel im allgemeinen.

Dr. Consolini sagt in seiner Untersuchung, daß die Bastuzzis den Winter über in ihrem Strohschober bleiben und immer schlafen, wenn sehr kurze graue Tage kommen. Frau Dr. Stanca behauptet, sie würden abwechselnd schnarchen. Ab und zu steht einervon ihnen aufund tastet nach Walnüs-

sen oder Haselnüssen oder gräbt in einem alten Beet nach Karotten. Daß sie das Stroh mit Mist beschmutzen, kommt nicht vor. Vertraut ist ihnen außerdem der Gebrauch von Kleidern, das heißt von alten Wolljacken, die sie von ihren Vorfahren geerbt haben. Sie essen auch Schnee. Aber im Winter lachen sie nicht und sie bewegen sich langsam und geistesabwesend wie Schlafwandler, dann verkriechen sie sich wieder ins Stroh. Im Winter schläft ja auch das Land, unter Nebel und Eis begraben. Die Kühe fressen die Baumrinde und die Hecken, die sie im Sommer verschmäht haben. Alle magern ab, auch Gänse und Hühner. Einige sterben, die schwächlichsten. Auch das erweckt den Zorn der Nachbarn, daß nämlich die Hühner sich selbst überlassen sind, anstatt umgebracht zu werden. Das unterminiert die Grundfesten der bäuerlichen Gesellschaft und zieht die Hühner aus anderen Höfen an. Die Nachbarn behaupten, die Bastuzzis seien eine Gefahr für die Landwirtschaft und ein schlechtes Beispiel für ihre Kinder, die dies für eine Republik halten und die Bastuzzis für Republikaner statt für Idioten. Wenn ein Kind von zu Hause ausreißt, weil es sich zum Beispiel mit seinem Vater angelegt hat, und einen Tag bei den Bastuzzis verbringt, dann kommt es mit einer freiheitlichen Gesinnung zurück, die der Gesinnung der Rinder oder des Hausgeflügels nahesteht; das heißt nur den flüchtigen Augenblick kennt und den Vater unterbewertet.

Der Zustand des Winterschlafs kann bei den Bastuzzis bis zu drei Monaten dauern (ausnahmsweise-auch vier); daraus zieht Dr. Consolini den Schluß, daß die Idioten im Naturzustand jenseits des Polarkreises oder in über eintausend Meter Höhe nicht überleben würden. Die Bastuzzis lebten in der Provinz von Cuneo, die auf der isothermischen Kurve von fünf Grad im Januar liegt. Werden diese Werte unterschritten, so haben die Idioten nichtgenügend Kötper- und Raumreserven, um den Winter zu überleben. Nach Dr. Consolini liegt daher die ideale Isotherme für Idiotenansiedlungen noch weiter südlich in Gebieten mit einer ziemlich hohen Niederschlagsmenge, über zweitausend Millimeter Regen

jährlich. Günstige Beispiele, die er zitiert, sind die Provinz von Grosseto oder die nach Süden geöffneten Gegenden am Fuß von Gebirgen wie Bassano del Grappa oder Massacarrara.

Die Hitze erträgt der Idiot, selbst sehr hohe Temperaturen über vierzig Grad, sofern es nicht an Tränken mangelt, sonst dörrt die Hitze den Idioten aus und macht ihn durstig. Frau Dr. Stanea bestätigt diese Daten in ihrer Studie über die Anpassungsfähigkeit des Idioten in Nordafrika und in ganz Afrika. Diese Studie brachte ihr 1964 einen Lehrstuhl ein.

Wenn es auf der Welt lauter Idioten gäbe, schließt daraus Dr. Consolini, würde die menschliehe Rasse nicht aussterben. Sie würde zahlenmäßig schrumpfen und die gemäßigten oder warmen Gegenden bewohnen, wie aus der Studie von Frau Dr. Stanca hervorgeht; die Erde würde sich von selbst aufforsten. Vielleicht würde die Stadt als Wohnweise verschwinden und das Ozon wieder in die Luft zurückkehren. Der Mensch ist von Natur aus Pflanzenfresser, behauptet Dr. Consolini, und der Idiot ißt ja spontan und aus freien Stücken Kräuter und die Früchte der Bäume; und er lebt in Gesellschaft anderer Pflanzenfresser, die ihn erkennen und mit denen er sich paart. Manchmal paart er sich auch mit dem Geflügel. Außerdem hat man bemerkt, daß bei den Bastuzzis die Hühner wieder zu fliegen begonnen haben.

Aus: Ermanno Cavazzoni Kurze Lebenslänfe der Idioten

# Kurze Lebensläufe der

## Primo Apparuti

Was ich von Primo Apparuti erzähle, ist die reine Wahrheit, er hat es nämlich selbst im Irrenhaus erzählt. Primo Apparuti war Mechaniker und lebte in Nonantola in der Provinz von Modena. 1918 wurde er auf eigenen Wunsch in die Heil- und Pflegeanstalt von Reggio Emilia eingeliefert. Er sagte, er könne nicht mehr draußen weiterleben, so könne es nicht weitergehen. Er war Fahrradmechaniker, und wenn er mit dem Hammer auf ein Stück Eisen klopfte, um es zu schmieden, spürte er, wie ihn seine Kraft verließ; es war ihm, als müßte sich das Eisen beklagen und als machte es ihm durch sein Schweigen Vorwürfe. Das betrübte ihn so sehr, daß er weinen mußte und das Eisenstück schleunigst ins Wasser legte, in der Hoffnung, so den Schmerz zu lindern, den er ihm zugefügt hatte. Er ließ eine halbe Stunde vergehen und, da er nicht den Mut hatte, das Eisenstück wieder in die Hand zu nehmen, begann er ein Rad anzuschrauben; aber kaum zog er die Muttern der Achse an, mahnte ihm die gewohnte innere Stimme vorwurfsvoll, er tue den Muttern und der Achse weh. Er mußte aufhören. Wenn aber dann sein Blick den anderen Muttern begegnete, war, nach seinen eigenen Worten, seine Ruhe hin und es tat ihm weh; er versuchte es auszuhalten, aber es drückte ihm schier das Herz ab, so daß er sie lockern mußte, und nachdem er etliche gelockert hatte, mußte er weglaufen, wobei er sich bei den anderen Muttern entschuldigte und sagte, er habe sie ja nicht angezogen, und wenn er sie jetzt weiter lockere, würde der Besitzer des Fahrrads stürzen und vielleicht sterben. Und schon hörte er dessen Kinder unter Tränen »Papa, Papa« rufen. Da machte er seine Werkstatt zu und hängte ein Schild vor die Tür: Der Mechaniker ist gestorben. Dann bereute er, daß er das Schild geschrieben hatte, weil er so seinen Kunden Kummer und Leid bereiten konnte; er nahm es also wieder weg, hatte aber nicht den Mut, die Fahrräder anzuschauen.

Oft wollte er sich umbringen, aber da beschlich ihn die Furcht, er könnte durch seine Ungeschicklichkeit den Gerätschaften einen Schaden zufügen oder die Leute mit seinem Begräbnis belästigen. Dann fand er keine Ruhe mehr und sein Herz war unsäglich bedrückt, und am liebsten hätte er sich seinen Kopf abgerissen, ihn dann auf die Drehbank in der Werkstatt gestellt, ausgeschimpft und geschlagen; bis ihn zuletzt eine große Müdigkeit überkam.

Um sich nicht immer von den Fahrrädern betrüben zu lassen, ging er manchmal in die Stadt und löste einen Straßenbahnfahrschein bis zur weitesten Haltestelle. Aber nach etwa einem halben Kilometer mußte er aussteigen, weil er glaubte, er sei nicht würdig, gefahren zu werden, und weil er außerdem spürte, daß ihm der Motor schon Vorwürfe machte. Er ging zu Fuß zurück, aber auf dem Rückweg erblickte er andere Straßenbahnen, die mit Leuten vollbeladen waren, und es drückte ihm abermals schier das Herz ab, da er sie einer solchen Anstrengung ausgesetzt sah. Da schloß er sich weinend ihrem Schmerz an und folgte ihnen bergauf, wobei er ihnen versprach, sie zu rächen, die Fahrgäste beschimpfte und verhöhnte und die Motoren bat, sie möchten Geduld haben, denn sie würden später Freuden erleben, von denen die Fahrgäste nicht einmal eine Ahnung hätten.

Wenn er den Ort hinter sich gelassen hatte, betrachtete er mit Freuden die Telegrafenmasten, umarmte sie, küßte sie, maß den Abstand zwischen dem einen und dem anderen, zählte die Drähte, die zwischen ihnen hingen, und das war ein großer Trost für ihn. Er suchte sich die Form und die Ausmaße eines jeden von ihnen ins Gedächtnis einzuprägen und versprach ihnen, sie wieder zu besuchen. Das waren die einzigen Augenblicke der Freude in seinem Leben, an die er sich erinnert.

Ein Delikatessenhändler, der sich erschießen wollte, schoß in Angestellter der Städtischen Müllabfuhr stürzte sich dim Januar 1981 aus dem Fenster und fiel auf einen Städirrtümlich auf einen Landvermesser, der gegenüber aus dem Ein Arbeitsloser, den seine Frau verlassen hatte, versuchte sich mit dem Auto umzubringen, indem er gegen eine Mauei fuhr, die in einer Kurve lag; aber die Mauer stürzte ein, töischen Verkehrspolizisten, wobei er diesen tötete

Fenster schaute,

Selbstmorde mit Fehler

Ein Geflügelhändler, der wegen der Steuern verzweifelt und fest entschlossen war, Schluß zu machen, legte sich am neunten Juni auf die Eisenbahnschienen und blieb vier Stunden sen. Im Zug war ein Herzkranker, der dabei einen Kollaps liegen. Schließlich kam der Zug und entgleiste beim Brembekam und starb.

tete eine Lehrerin und verletzte einige Schulkinder, die in der

Klasse saßen,

Ein Rechtsanwalt, der Alkoholiker und völlig verarmt war, stürzte sich am zehnten September von einer Brücke. Aber mit ihm stürzte ein Rentner hinunter, der versucht hatte, ihn anwalt noch im angetrunkenen Zustand und bewußtlos ans zurückzuhalten. Der Rentner ertrank, während der Rechts-

Ufer gezogen wurde.

UNSER MILITAR (1919)

Einstmals, als ich als kleiner Junge und mit dem Ranzen zur Schule ging, schrie ich mächtig, aus voller Lunge, hört ich von fern das Tschingderingdsching. Lief wohl mitten über den Damm, stand vor dem Herrn Hauptmann stramm, vor den Leutnants, den schlanken und steifen ... Und wenn dann die Trommeln und Pfeifen übergingen zum Preußenmarsch, fiel ich vor Freude fast auf den Boden – die Augen glänzten – zum Himmel stieg Militärmusik! Militärmusik!

Die Jahre gingen. Was damals ein Kind bejubelt aus kindlichem Herzen, sah nun ein Jüngling im russischen Wind von nahe und unter Schmerzen. Er sah die Roheit und sah den Betrug. Ducken! Ducken! noch nicht genug! Tiefer ducken! tiefer bücken! Treten und stoßen auf krumme Rücken! Die Leutnants fressen und saufen und huren, wenn sie nicht gerade auf Urlaub fuhren. Die Leutnants saufen und huren und fressen das Fleisch und das Weizenbrot wessen? wessen? Die Leutnants fressen und huren und saufen . . . Der Mann kann sich kaum das Nötigste kaufen. Und hungert. Und stürmt. Und schwitzt. Und marschiert. Bis er krepiert. Und das sah einer mit brennenden Augen und glaubte, der Krempel könne nichts taugen. Und glaubte, das müsse zusammenfallen zum Heile von Deutschland, zum Heil von uns allen ... Aber noch übertönte den Jammer im Krieg Militärmusik! Militärmusik! Und heute?

André Breton (geb. 1896)

#### KRIEG

Ich betrachte das Tier während es sich leckt Um besser sich zu vermischen mit allem was es umgibt Seine Augen haben die Farbe der wogenden See Und sind unversehens die sumpfige Lache welche die schmutzige Wäsche den Abfall hin zu sich zieht Und den Menschen immer anhält Die Lache mit ihrer kleinen Place de l'Opéra im Bauch Denn die Phosphoreszenz ist der Schlüssel der Augen des Tiers Das sich leckt Und seine Zunge Die hinausschnellt man weiß zum voraus nie wohin Ist eine Kreuzung von Schmelzöfen Von unten beschaue ich seinen Gaumen Aus Lampen in Säcken besteht er Und unter dem königsblauen Gewölbe Entgoldeter Bögen einer im andem im Durchblick Während der Atem keucht der besteht aus der Verallgemeinerung ins Unendliche des Atems jener Elenden die sich mit nacktem Oberkörper auf dem öffentlichen Platz zur Schau stellen und unter einem herben Münzenregen Petrolfackeln schlucken Die Pusteln des Tieres glänzen von Hekatomben junger Menschen mit denen sich vollstopft die Zahl Die Flanken geschützt durch schimmernde Schuppen (die Armeen) Die gewölbten deren jede sich perfekt in ihrem Scharnier dreht Obwohl sie voneinander abhangen nicht weniger als die Hähne die sich im Morgengrauen von Miststock zu Miststock beschimpfen Man rührt an den Gewissensfehler doch manche versteifen sich auf die Behauptung der Tag breche an

Ach heute! Die Herren oben tun ihren Pater Noske loben und brauchen als Stütze für ihr Prinzip den alten, trostlosen Leutnantstyp.

Das verhaftet, regiert und vertobakt Leute, damals wie heute, damals wie heute – Und fällt einer wirklich mal herein, setzt sich ein andrer für ihn ein.

Liebknecht ist tot. Vogel heidi.

Solche Mörder straft Deutschland nie.

Na und – ?

Der Haß, der da unten sich sammelt, hat euch den Weg noch nicht verrammelt. Aber das kann noch einmal kommen . . . ! Nicht alle Feuer, die tiefrot glommen unter der Asche, gehen aus. Achtung! Es ist Zündstoff im Haus! Wir wollen nicht diese Nationalisten, diese Ordnungsbolschewisten, all das Gesindel, das uns geknutet, unter dem Rosa Luxemburg verblutet. Nennt ihr es auch Freiwilligenverbände: es sind die alten schmutzigen Hände. Wir kennen die Firma, wir kennen den Geist, wir wissen, was ein Korpsbefehl heißt . . . . Fort damit – !

Reiß ihre Achselstücke in Fetzen – die Kultur kriegt keine Lücke, wenn einmal im Lande der verschwindet, dessen Druck kein Freier verwindet. Es gibt zwei Deutschland –: eins ist frei, das andre knechtisch, wer es auch sei. Laß endlich schweigen, o Republik, Militärmusik! Militärmusik!

Jaroslav.Seifert (geb. 1901)

#### GRUSS AN DEN TOTEN DICHTER GARCIA LORCA

Mit Kalk bespritzt liegt in der Heimaterde Garcia Lorca, Kämpfer einst und Dichter; Er liegt verkrümmt im Unterstand des Grabes, Der Laute ledig, ledig des Gewehrs. Aus Blut gewebt der Teppich dieser Tage, Auf dem die Mauren tanzen ihren Tanz. Über die Alpengletscher, Pyrenäengipfel Spricht mit dem toten Dichter einer, der noch lebt, Schickt mit der Faust zum Grab hin einen Kuß --So küssen sich bisweilen Dichter unsrer Tage. Ach, nidit fürs Morden, Nein, für Friedenstage 1st unser Liebeslied bestimmt. Das stille Spiel, Das Spiel von Worten, Reimen, Das wir gesucht an der Geliebten Herz, Das wir gesucht unter den Apfelbäumen, Es sollt zu Versen werden So voll und rein wie Glockenton, Wie alte Spruchweisheit des Volks. Doch als die Feder wurde zum Gewehr, Floh uns das Licht? Nein, auch mit Bajonetten kann man schreiben, Man schreibt auf Menschenhaut, Und schrecklich brennt die Schrift. Rot wie das dürre Laub, durch das ich streife In diesem Herbst, der schwer und blutig ist. Doch eines weiß ich, toter Freund und Dichter, Es kommt die Zeit, Da ziehen durch Madrid Die Arbeiter und singen Deine Lieder auf den Straßen, Wenn sie die Flinten, Die sie heute halten, Dankbar und siegreich an die Wände hängen, Wie es geheilte Lahme mit den Krücken tun in Lourdes.

# Lob des Ungehorsams

Franz Fühmann

Sie waren sieben Geißlein und durften überall reinschaun, nur nicht in den Uhrenkasten, das könnte die Uhr verderben, hatte die Mutter gesagt.

Es waren sechs artige Geißlein, die wollten überall reinschaun, nur nicht in den Uhrenkasten, das könnte die Uhr verderben, hatte die Mutter gesagt.

Es war ein unfolgsames Geißlein, das wollte überall reinschaun, auch in den Uhrenkasten, da hat es die Uhr verdorben, wie es die Mutter gesagt.

Dann kam der böse Wolf.

Es waren sechs artige Geißlein, die versteckten sich, als der Wolf kam, unterm Tisch, unterm Bett, unterm Sessel, und keines im Uhrenkasten, sie alle fraß der Wolf.

Es war ein unartiges Geißlein, das sprang in den Uhrenkasten, es wußte, daß er hohl war, dort hat's der Wolf nicht gefunden, so ist es am Leben geblieben.

Da war Mutter Geiß aber froh.

#### Andere Erde

Christoph Meckel

Wenn erst die Bäume gezählt sind und das Laub Blatt für Blatt auf die Ämter gebracht wird werden wir wissen, was die Erde wert war. Einzutauchen in Flüsse voll Wasser und Kirschen zu ernten an einem Morgen im Juni wird ein Privileg sein, nicht für Viele. Gerne werden wir uns der verbrauchten Welt erinnern, als die Zeit sich vermischte mit Monstern und Engeln, als der Himmel ein offener Abzug war für den Rauch und Vögel in Schwärmen über die Autobahn flogen (wir standen im Garten, und unsre Gespräche hielten die Zeit zurück, das Sterben der Bäume flüchtige Legenden von Nesselkraut).

Shut up. Eine andere Erde, ein anderes Haus. (Ein Habichtflügel im Schrank. Ein Blatt. Ein Wasser.)

## Kriegslied

Matthias Claudius

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre, Und rede Du darein!

's ist leider Krieg – und ich begehre Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen Und blutig, bleich und blaß, Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen,

Und vor mir weinten, was?
Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,

Verstümmelt und halb tot Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute, So glücklich vor dem Krieg, Nun alle elend, alle arme Leute, Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten Freund, Freund und Feind ins Grab Versammleten, und mir zu Ehren krähten Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

#### Gefunden

Johann Wolfgang von Goethe

Ich ging im Walde So für mich hin, Und nichts zu suchen, Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich Ein Blümchen stehn, Wie Sterne leuchtend, Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen, Da sagt' es fein: Soll ich zum Welken Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen Den Würzlein aus, Zum Garten trug ich's Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder Am stillen Ort; Nun zweigt es immer Und blüht so fort.

#### Lesębuchgeschichten

Alle Leute haben eine Nähmaschine, ein Radio, einen Eisschrank und ein Telefon. Was machen wir nun? fragte der Fabrikbesitzer.

Bomben, sagte der Erfinder.

Krieg, sagte der General.

Wenn es denn gar nicht anders geht, sagte der Fabrikbe-

Der Mann mit dem weißen Kittel schrieb Zahlen auf das Papier. Er machte ganz kleine zarte Buchstaben dazu. Dann zog er den weißen Kittel aus und pflegte eine Stunde lang die Blumen auf der Fensterbank. Als er sah, daß eine Blume eingegangen war, wurde er sehr traurig und weinte.

Und auf dem Papier standen die Zahlen. Danach konnte man mit einem halben Gramm in zwei Stunden tausend Menschen totmachen.

Sie Sonne schien auf die Blumen.

Und auf das Papier.

Zwei Männer sprachen miteinander.

Kostenanschlag? Mit Kacheln?

Mit grünen Kacheln natürlich.

Vierzigtausend.

Vierzigsausend? Gut. Ja, mein Lieber, hätte ich mich nicht rechtzeitig von Schokolade auf Schießpulver umgestellt, dann könnte ich Ihnen diese vierzigtausend nicht geben.

Und ich Ihnen keinen Duschraum.

Mit grünen Kacheln.

Mit grünen Kacheln.

Die beiden Männer gingen auseinander.

Es waren ein Fabrikbesitzer und ein Bauunvernehmer.

Es war Krieg.

Kegelbahn. Zwei Männer sprachen miteinander. Nanu, Studienrat, dunklen Anzug an. Trauerfall? Keineswegs, keineswegs. Feier gehabt. Jungens gehn an die Front. Kleine Rede gehalten. Sparta erinnert. Clausewitz zitiert. Paar Begriffe mitgegeben: Ehre, Vaterland. Hölderlin lesen lassen. Langemarck gedacht. Ergreifende Feier. Ganz ergreifend. Jungens haben gerungen: Gott, der Eisen wachsen ließ. Augen leuchteten. Ergreifend. Ganz ergrei-

Mein Gott, Studienrat, hören Sie auf. Das ist ja gräßlich. Der Soudienrat starrte die anderen entsetzt an. Er hatte beim Erzählen lauter kleine Kreuze auf das Papier gemacht. Lauter kleine Kreuze. Er stand auf und lachte. Nahm eine neue Kugel und ließ sie über die Bahn rollen. Es donnerte leise. Dann stürzten hinten die Kegel. Sie sahen aus wie kleine Männer.

Zwei Männer sprachen miteinander. Na, wie ist es? Ziemlich schief. Wieviel haben Sie noch? Wenn es gut geht: viertausend. Wieviel können Sie mir geben? Höchstens achthundert. Die gehen drauf. Also tausend. Danke. Die beiden Männer gingen auseinander. Sie sprachen von Menschen. Es waren Generale. Es war Krieg.

Zwei Männer sprachen miteinander. Freiwilliger? 'türlich. Wie alt? Achtzehn. Und du? Ich auch. Die beiden Männer gingen auseinander. Es waren zwei Soldaten. Da fiel der eine um. Er war sot. Es war Krieg.

Als der Krieg aus war, kam der Soldat nach Haus. Aber er hatte kein Brot. Da sah er einen, der hatte Brot. Den schlug

Du darfst doch keinen totschlagen, sagte der Richter. Warum nicht, fragte der Soldat.

Als die Fri. lenskonferenz zuende war, gingen die Minister durch die Stadt. Da kamen sie an emer Schießbude vorbei. Mal schießen, der Herr? riefen die Mädchen mit den roten Lippen. Da nahmen die Minister alle ein Gewehr und schossen auf kleine Männer aus Pappe.

Mitten im Schießen kam eine alte Frau und nahm ihnen die Gewehre weg. Als einer der Minister es wiederhaben wollte,

gab sie ihm eine Ohrfeige. Es war eine Mutter.

Es waren mal zwei Menschen. Als sie zwei Jahre alt waren, da schlugen sie sich mit den Händen.

Als sie zwölf waren, schlugen sie sich mit Stöcken und warfen mit Steinen.

Als sie zweiundzwanzig waren, schossen sie mit Gewehren nach einander.

Als sie zweiundvierzig waren, warfen sie mit Bomben. Als sie zweiundsecbzig waren, nahmen sie Bakterien. Als sie zweiundachtzig waren, da starben sie. Sie wurden

nebeneinander begraben. Als sich nach hundert Jahren ein Regenwurm durch ihre beiden Gräber fraß, merkte er gar nicht, daß hier zwei verachiedene Menschen begraben waren Es war dieselbe Erde. Alles dieselbe Erde.

Als im Jahre 5000 ein Maulwurf aus der Erde rauskuckte, da stellte er beruhigt fest: Die Bäume sind immer noch Bäume. Die Krähen krächzen woch Und die Hunde heben immer noch ihr Bein. Die Stinte und die Sterne, das Moos und das Meer und die Mücken: Sie sind alle dieselben geblieben. Und manchmal manchmal trifft man einen Menschen.

#### B. Brecht

#### Herr Keuner und die Flut

Herr Keuner ging durch ein Tal, als er plötzlich bemerkte, daß seine Füße in Wasser gingen. Da erkannte er, daß sein Tal in Wirklichkeit ein Meeresarm war und daß die Zeit der Flut herannahte. Er blieb sofort staben, um sich nach einem Kahn umzusehen, und solange er auf einen Kahn hoffse, blieb er stehen. Als aber kein Kahn in Sicht karn, gaber diese Hoffnung auf und hoffte, daß das Wasser nicht mehr steigen möchte. Erst als ihm das Wasser bis ans Kinn ging, gab er auch diese Hoffnung auf und schwamm. Er hatte erkannt, daß er selber ein Kahn war.

Antwort des Churer Stadtpräsidenten Adolf Nadig an den Kleinen Rat, Chur, 2. Februar 1931. StadtAC O 1.5 (Akten nach 1800)

Hochgeachteter Herr Regierungspräsident! Hochgeachtete Herren Regierungsräte!

Donnerstag, den 29. Januar habe ich mich mit Herrn Regierungsrat Dr. Vieli in der Frage ausgesprochen. Ich habe erklärt, dass das städtische Polizeiamt den nun schon in ca. 20 Schweizerstädten aufgeführten Film nicht beanstanden werde. Ich habe ferner Herrn Regierungsrat darauf auf merksam gemacht, dass laut Art. 7 letzter Abschnitt der Verordnung ein Rekurs von dritter Seite (z.B. Kantonsschule-Rektorat) zu rascher Lösung führen könnte, da der Stadtrat Freitag, den 30. Januar, nachm. 41/2 Uhr tagen werde.

Freitag, 4.25 Uhr, unmittelbar vor der Stadtrats-Sitzung, erhielt ich Durchschlags-Copie des an mich gerichteten Schreibens des Kleinen Rates. Die hohe Regierung legt darin der Stadtbehörde nahe, sich den beanstandeten Film nochmals vorführen zu lassen. Dem kann aus den konstant vertretenen Gründen nicht folge geleistet werden. Der hohen Regierung kommt es eben nur auf einen Spezialfall an, in welchem sie sich exponierte, für die Stadt dagegen würde es die prinzipielle & generelle Abweichung von einem System bedeuten, das sich in einer Praxis von nun bald zwei Jahrzehnten durchaus bewährte. Die Stadt muss deshalb festhalten an dem bisherigen System, dass Filme, die in anderen Schweizerstädten aufgeführt wurden, auch bei uns unbeanstandet bleiben.

Strenge Aufsicht und Besuchsverbote gegenüber Jugendlichen (Kantonsschüler) erscheinen uns selbstverständlich – gegenüber dem erwachsenen Publikum dagegen ist bei der uferlosen Buntscheckigkeit der Meinungen in ästhetischen und Kulturfragen amtliche Zurückhaltung am Platze. Anders wäre eine zentralisierte Vorzensur auf Grund eines Bundes-Gesetzes & schon die Gründung von Konkordaten als Vorstufe der einheitlichen Regelung

Der deutsche Tonfilm «Der blaue Engel» mit Marlene Dietrich und Emil Jannings sollte im Oktober 1930 im Kino Rätushof in Chur vorgeführt werden. Der Streifen, eine Verfilmung des Romans «Professor Unrat» von Heinrich Mann, erzählt die Geschichte eines Gymnasiallehrers, der sich in die Sängerin Lola Lola verliebt und das tragische Opfer ihres verführerischen Spiels wird, Der Rektor der Kantonsschule, Paul Bühler, und Seminardirektor Martin Schmid hielten ihn für Jugendliche unpassend und sprachen bei der Regierung vor. Diese verfügte ein Vorführungsverbot. Gegen diesen Entscheid rekurrierte der Kinobesitzer beim Bundesgericht. Die Lausanner Richter schützten den Rekurs. Die Kontrolle über Sittlichkeit und Anstössigkeit von Filmen sei Gemeindesache, damals also Aufgabe des städtischen Polizeiamtes. Als Kontrollorgan und endgültig entscheidende Rekursinstanz gelte die kommunale Legislative. Die Filmzensur sei nicht in der Kompetenz des Kleinen Rates und das Verbot willkürlich erfolgt.

Die Regierung wandte sich danach an die Stadt, um doch noch ein Vorführungsverbot zu erwirken. Die städtischen Behörden lehnten aber klar ab: Filme, die in andern Schweizer Städten frei aufgeführt wurden, sollten in Chur nicht der Zensur zum Opfer fallen. Auch die Vorführung anderer Filme wurde in den 1930er Jahren in

wäre zu begrüssen. Eine Polizei-Vormundschaft dagegen, schränkt auf unsere kleine Stadt und im Gegensatz zu dem, andere Schweizerstädte ertragen können, findet nirgends Ankl und wird sich unsere Bevölkerung einfach nicht gefallen lassen.

Es lag mir selbst nahe, und an der Art der Zustellung I. Schreibens musste ich annehmen, dass auch die Regierung spe: len Wert darauf lege, Ihr Schreiben, einschliesslich meiner obi Auffassung, dem Stadtrat behufs Wegleitung zu unterbreiten. Mehrheit desselben hat sich meiner Auffassung angeschlossen.

Wir bitten daher die hohe Regierung unserer Stellungnah abgelöst vom speziellen Falle, wohlwollendes Verständnis entgeg zubringen.

Wir bitten Sie, die Schaffung einer eidg. Filmzensur förden wollen & uns bis dahin zu gestatten, das bisherige bewährte Sys beizubehalten.

Genehmigen Sie, hochgeachtete Herren Regierungsräte, Versicherung meiner Hochachtung

Der Stadtpräsident Dr. Adolf Nadig Chur erfolglos beanstandet, so z. B. jene des Filmes «Frauenglück-Frauennot» (1933 mit Szenen über Geburt und gynäkologi sche Operationen, die von den vereinigter Frauenvereinen kritisiert wurde.

Quelle u. Lit.: Der freie Rhåtier, 29. Janua 1931. – Guido Decurtins, Kultur und Frei zeit, in: Churer Stadtgeschichte, Bd. 2 Chur 1993, S. 441

Silva Semadeni

Aus: Ayellen Funtaunas Fonti zur Geschichte der Kentons Gran bänden, Chur 2003

# In Ewigkeit suchen

Seit Jahrtausenden wollen sich die Menschen Klarheit verschaffen über Gott. Ein Ausschnitt der Debatte in Zitaten.

«Von den Göttern vermag ich nichts festzustellen, weder, dass es sie gibt, noch, dass es sie nicht gibt; denn vieles hindert ein Wissen darüber: die Dunkelheit der Sache und die Kürze des menschlichen Lebens.» PROTA-GORAS (481–411 v. Chr.), Philosoph

«Der gemeine Mann betrachtet die Religion als richtig, der Weise als falsch und der Politiker als nützlich.» SENECAD.J. (um 4 v. Chr. – 65 n. Chr.) Dichter und Philosoph

«Ich bin das Alpha und das Omega, spricht der Herr, Gott, der ist und der war und der kommt, der Allmächtige.» OFFENBARUNG 1,8

«Gott wird durch Schweigen geehrt – nicht weil wir von ihm nichts zu sagen oder zu erkennen vermöchten, sondern weil wir wissen, dass wir unvermögend sind, ihn zu begreifen.» THOMAS VON AQUIN (1225–1274), Kirchenlehrer

«Was Gott an und für sich ist, wissen wir so wenig, als ein Käfer weiss, was ein Mensch ist.» ULRICH ZWINGLI (1484–1531), Reformator

«Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt uns Göttliches entzücken?» JOHANN WOLFGANG VON GOETHE (1749–1832), Dichter

«Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt der herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.» KARL MARX (1818–1883), Philosoph

«Der Begriff (Gott) – erfunden als Gegensatz-Begriff zum Leben – in ihm alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todesfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht!» FRIEDRICH NIETZSCHE (1844–1900), Philosoph

«Das Schicksal, unsagbar zu sein, teilt das Höchste mit dem Niedrigsten. Weder Gott noch die Farbe des Papiers können mit Worten beschrieben werden.» JOSÉ ORTEGAY GASSET (1883–1955), Philosoph

«Denken ist eine Anstrengung, Glauben ein Komfort.» LUDWIG MARCUSE (1894–1971), Philosoph

«Glauben heisst: die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang aushalten.» KARL RAHNER (1904–1984), Theologe

«Ich war im Himmel und habe mich genau umgesehen. Es gab keine Spur von Gott.» JURI GAGARIN (1934–1968), Kosmonaut

«Es spielt keine Rolle, ob Gott existiert oder nicht, denn nichts ist stärker als ein vom Glauben beseelter Geist.» AMELIE NOTHOMB (\*1967), Schriftstellerin

#### Keisen

Meinen Sie Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt, wo man Wunder und Weihen immer als Inhalt hat?

Meinen Sie, aus Habana, weiß und hibiskusrot, bräche ein ewiges Manna für Ihre Wüstennot?

Bahnhofstraßen und Rueen, Boulevards, Lidos, Laan – selbst auf den Fifth Avenueen fällt Sie die Leere an –

ach, vergeblich das Fahren! Spät erst erfahren Sie sich: bleiben und stille bewahren das sich umgrenzende Ich.

Gottfried Benn

#### Beste Geschichte memes Levens

Beste Geschichte meines Lebens. Anderthalb Maschinenseiten vielleicht. Autor vergessen: in der Zeitung gelesen. Zwei Schwerkranke im selben Zimmer. Einer an der Türe liegend, einer am Fenster. Nur der am Fenster kann hinaussehen. Der andere keinen größeren Wunsch, als das Fensterbett zu erhalten. Der am Fenster leidet darunter. Um den anderen zu entschädigen, erzählt er 5 ihm täglich stundenlang, was draußen zu sehen ist, was draußen passiert. Eines Nachts bekommt er einen Erstickungsanfall. Der an der Tür könnte die Schwester rufen. Unterlässt es; denkt an das Bett. Am Morgen ist der andere tot; erstickt. Sein Fensterbett wird geräumt; der bisher an der Tür lag, erhält es. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Gierig, erwartungsvoll wendet er 10 das Gesicht zum Fenster. Nichts: nur eine Mauer.

Wolfdietrich Schnurre

# Umgekehrt

Wenn mir zoologische Gärten auch immer verhaßt gewesen sind und die Leute, die solche zoologischen Gärten aufsuchen, tatsächlich suspekt, ist es mir doch nicht erspart geblieben, einmal nach Schönbrunn hinauszugehn und, auf Wunsch meines Begleiters, eines Theologieprofessors, vor dem Affenkäfig stehen zu bleiben, um die Affen zu beobachten, die mein Begleiter mit einem 5 Futter fütterte, das er zu diesem Zwecke eingesteckt gehabt hatte. Der Theologieprofessor, ein früherer Studienkollege, der mich aufgefordert hatte, mit ihm nach Schönbrunn zu gehen, hatte mit der Zeit sein ganzes mitgebrachtes Futter an die Affen verfüttert, als plötzlich die Affen ihrerseits auf dem Boden verstreutes Futter zusammenkratzten und uns durch das Gitter herausreichten. Der Theologieprofessor und ich waren über das plötzliche Verhalten der Affen so erschrocken gewesen, daß wir augenblicklich kehrtmachten und Schönbrunn durch den nächstbesten Ausgang verließen.

Thomas Bernhard

#### Zeit

Der Lebenslängliche, befragt, wie er das aushalte oder mache all diese Jahre im Gefängnis, antwortet: "Weißt du, ich sage mir immer, diese Zeit, die ich hier verbringe, müsste ich draußen auch verbringen."

Holzwolle

Nun zeigte er also seine Lichtbilder. Die Gäste schienen damit einverstanden.

Seine Frau sagte, daß sie farbig und immer eine schöne Erinnerung seien. Während die Polstergruppe umgeordnet wurde, erklärte er den Herren die Vorzüge seiner Kamera und sie schwärmte vom Meer. Dann holte er die Leinwand, drückte auf einen Knopf, und sie rollte hoch aus dem schwarzen Kasten. Dann schob er sie zurück, um den Mechanismus mit der Feder noch einmal vorführen zu können. Mit aufgestapelten Büchern brachte er den Projektor in die richtige Lage. Ein Verlängerungskabel war notwendig und lange nicht zu finden, dann suchte man nach einem Dreifachstecker.

Dann drehte man das Licht aus.

Dann sind es immer dieselben Bilder. Sehr blauer Himmel, Wolken wie Wattebäusche und hier noch einige Aufnahmen mit Madelaine. Madelaine lacht und behauptet, sie sehe schrecklich aus auf den Bildern. Dann stellt man fest, daß die da

romanisch und die vordere gotisch sei. Und alle Lichtbilder sehen aus wie Lichtbilder von griechischen Tempeln. Nach der Vorführung wird einen das Licht blenden.

Madelaine sieht wirklich schrecklich aus.

Man kann jetzt ohne weiteres die Augen schlie-Ben und an irgend etwas, an einen Teddybären, denken.

Als man ihm den Bauch aufgeschnitten hatte, sagte die Mutter: «Jetzt ist er kaputt.»

«Es ist etwas drin.»

«Das ist nur Holzwolle.»

Holzwolle entsteht in den Bären, in geschlachtete Bären verpackt man Glaswaren.

Erst Jahre später, heute vielleicht, und oft in Glaswarenhandlungen, bereut man den Mord.

Heute sind die Teddybären viel kleiner. Sie waren groß und gelb, und sie hatten etwas, das man in der Holzwolle suchte.

Jetzt ist er kaputt.

In Schneemännern muß es auch etwas haben. Man wird es nie finden. Sobald man es sucht, ist der Schneemann keiner mehr.

So wie der Teddybär keiner mehr war.

In Glaswarenhandlungen fühlt man die Sehnsucht nach ihm.

Teddybären haben viel treuere Augen als Hunde

«Jetzt ist er kaputt», hatte die Mutter gesagt.

Heute machen sie Teddybären ohne Holzwolle. Bald werden die Glaswaren in Besseres verpackt. Niemand wird dann Teddybären sezieren, in der Holzwolle wühlen und die Finger in ihre Wärme tauchen, niemand.

Und jetzt noch einige Bilder von Madelaine.

Der Radwechsel

(B. Brecht)

Ich sitze am Straßenhang.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld?

HEIMKEHR (F. Kafka)



Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinanderverfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. Was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch des Vaters, des alten Landwirts Sohn. Und ich wage nicht, an der Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich, nur von der Ferne horche ich stehend, nicht so, daß ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhorche ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Tür öffnete und mich etwas fragte. Wäre ich dann nicht selbst wie einer, der sein Geheimnis wahren will.

Reiser

(Gottfried Benn)

Meinen Sie Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt, wo man Wunder und Weihen immer als Inhalt hat?

Meinen Sie, aus Habana, weiß und hibiskusrot, bräche ein ewiges Manna für Ihre Wüstennot?

Bahnhofstraßen und Rueen, Boulevards, Lidos, Laan – selbst auf den Fifth Avenueen fällt Sie die Leere an –

Ach, vergeblich das Fahren! Spät erst erfahren Sie sich: bleiben und stille bewahren das sich umgrenzende Ich. Was suchen sie dauernd, die Leser und Nichtleser? \

Behauptung: der Mensch, der – auch auf der untersten intellektuellen Stufe – ein reflektierendes Wesen ist, es auch sein kann und sein will, leidet doch darunter, daß ihn die Reflexion daran hindert, original, erstmalig und einmalig leben zu können. Er sucht das Originalerlebnis. Eine riesige Industrie, die Millionen von Menschen dauernd von einem Land zum andern, von einem Kontinent zum anderen deportiert – ich meine die Touristikindustrie –, hat sich die Sehnsucht nach dem Originalerlebnis zunutze gemacht. Was sie in ihrer Werbung verspricht, das sind Originalerlebnisse, Abenteuer, Fremdes – also Erstmaliges.

Niemand aber, und das ist der Haken, kann zum Beispiel das Matterhorn noch zum ersten Mal und einmalig sehen. Das Matterhorn ist längst - ohne seine Schuld - zum Kitsch geworden: Es gleicht seinen Abbildern zu sehr. Die Ahs und Ohs der Betrachter sind der erbärmliche Versuch, doch noch auf jenen Emotionspegel zu kommen, den man zum voraus von sich erwartet hat. Aber gerade dieses »zum voraus« verhindert das Originalerlebnis. Jedermann hat dieselben Vorinformationen über das Matterhorn; die Erschütterung kann nicht stattfinden. Ein einfacheres Beispiel: wenn der elfjährige Hansli hinter dem Schulhaus das Vreneli küßt, zum ersten Mal in seinem Leben ein Mädchen küßt, dann wird das für ihn erschütternd sein. Vielleicht schläft er zwei, drei Nächte nicht. Das Gemeine ist nur und dafür ist er nicht verantwortlich -, daß ihm während des Küssens einfällt: »Aha, das ist jetzt das, wovon der Fritz gesprochen hat.« Ganz so überwältigend, ganz so original, wie er sich das gedacht hat, ist der erste Kuß also nicht - und zwar gerade deshalb, weil er sich das vorgestellt hat und vorgestellt bekommen hat.

Nun kann man allerdings, was das Matterhorn betrifft, den Nervenkitzel erhöhen und den Berg besteigen. Aber auch da gibt es Vorinformationen über Heldentum und Durchhalten, Bergsteigergeschichten und Bergsteigeridyllen. Etwas originaler als das Anschauen wird das Klettern schon sein, original genug immer noch nicht.

Es ist möglich, ich will und kann das nicht untersuchen, daß diese Sehnsucht nach dem Originalerlebnis bei verschiedenen Volksgruppen verschieden groß ist. Es ist möglich, daß dies ein besonders germanisches Problem ist. Der besondere deutsche Massentourismus könnte ein Hinweis sein.

Daraus könnte man dann folgern, daß die sogenannte Todessehnsucht eine Folge des Suchens nach einem Originalerlebnis sein könnte. Den Tod, diese Tausendstelsekunde des Übergangs, bestreitet jeder ohne Vorinformationen – zum mindesten glauben wir das. Andererseits erzählte mir ein Freund, der im Krieg die Menschen sterben sah, daß viele versucht hätten, genau so wie im Film zu sterben: mit demselben heldischen Pathos, denselben Bewegungen, oft denselben Worten. Den Film hatten sie im Frontkino gesehen.

Der Satz von Oscar Wilde, daß es weit öfter vorkomme, daß das Leben die Kunst nachahme als umgekehrt, ist hier angebracht. Es gibt nun allerdings eine Literatur, die den Anschein erweckt, sie vermittle Originalerlebnisse. Wir bezeichnen sie als Trivialliteratur: Simmel und Konsalik etwa. Eine der erfolgreichsten Kioskserien – verfaßt von vielen Schreibern – waren vor Jahren Heftehen mit dem Obertitel »Wahre Geschichten«. Damit wurde die Lesererwartung genau getroffen. Denn wenn es schon keine Originalerlebnisse gibt, wenn nicht nur die Konstitution des Menschen sie verhindert, sondern auch jede Wissenschaft, jedes berufliche Tun: müßte es dann nicht die humane Aufgabe der sogenannten »Freien«, der »freien« Schriftsteller also sein, Originalerlebnisse herzustellen?

-Tatort« heißt eine beliebte Kriminalfilm-Serie im Fernsehen. Vorgeführt werden erfundene Geschichten, aber sie laufen unter einem Titel, der Hautnähe und Wahrheit verspricht. Das Erlebnis des Täters zum mindesten erscheint als Originalerlebnis.

Ich finde diese Filme – die ich mir auch anschaue – nicht pädagogisch gefährlich, ich finde sie politisch bedenklich, weil sie die Lust zum unerreichbaren Originalerlebnis fördern. Zudem hat der Bürger ja auch den Eindruck, daß es sein bürgerlicher Anstand sei, der ihn an Originalerlebnissen hindere. Das Originalerlebnis müßte für ihn also vorerst legalisiert werden. Der Detektiv im Kriminalfilm erscheint als einer mit legalisierten Originalerlebnissen. Diese Wünsche könnten zu einer Vorstufe zum ersehnten legalisierten Massenoriginalerlebnis werden. Das gab es schon mal, und das hatte seine Gründe, und nur aus diesem einen Grunde kann Trivialliteratur politisch bedenklich sein – nicht etwa, weil sie schlecht geschrieben wäre, nicht weil sie falsche Inhalte vermittelt, sondern weil sie vorgaukelt, nur das Originalerlebnis könne der Sinn des Lebens sein.

(aus: Refer Bichsel. Der Lever, Das Erzählen, S. 17f.

#### HANS MAGNUS ENZENSBERGER

das ende der eulen

ich spreche von euerm nicht,
ich spreche vom ende der eulen.
ich spreche von butt und wal
in ihrem dunkeln haus,
dem siebenfältigen meer,
von den gletschern,
sie werden kalben zu früh,
rab und taube, gefiederten zeugen,
von allem was lebt in lüften
und wäldern, und den flechten im kies,
vom weglosen selbst, und vom grauen moor
und den leeren gebirgen:

auf radarschimnen leuchtend zum letzten mal, ausgewertet auf meldetischen, von antennen tödlich befingert floridas sümpfe und das sibirische eis, tier und schilf und schiefer erwürgt von warnketten, unzingelt vom letzten manöver, arglos unter schwebenden feuerglocken, im ticken des ernstfalls.

wir sind schon vergessen. sorgt euch nicht um die waisen, aus dem sinn schlagt euch die mündelsichern gefühle, den ruhm, die rostfreien psalmen.

ich spreche nicht mehr von euch, planern der spurlosen tat, und von mir nicht, und keinem. ich spreche von dem was nicht spricht, von den sprachlosen zeugen, von ottern und robben, von den alten eulen der erde.

#### INGEBORG BACHMANN

#### Nebelland

Im Winter ist meine Geliebte unter den Tieren des Waldes. Daß ich vor Morgen zurückmuß, weiß die Füchsin und lacht. Wie die Wolken erzittern! Und mir auf den Schneekragen fällt eine Lage von brüchigem Eis.

Im Winter ist meine Geliebte ein Baum unter Bäumen und lädt die glückverlassenen Krähen ein in ihr schönes Geäst. Sie weiß, daß der Wind, wenn es dämmert, ihr starres, mit Reif besetztes Abendkleid hebt und mich heimjagt. Im Winter ist meine Geliebte unter den Fischen und stumm. Hörig den Wassern, die der Strich ihrer Flossen von innen bewegt, steh ich am Ufer und seh, bis mich Schollen vertreiben, wie sie taucht und sich wendet.

Und wieder vom Jagdruf des Vogels getroffen, der seine Schwingen über mir steift, stürz ich auf offenem Feld: sie entfiedert die Hühner und wirft mir ein weißes Schlüsselbein zu. Ich nehm's um den Hals und geh fort durch den bitteren Flaum.

Treulos ist meine Geliebte, ich weiß, sie schwebt manchmal auf hohen Schuh'n nach der Stadt, sie küßt in den Bars mit dem Strohhalm die Gläser tief auf den Mund, und es kommen ihr Worte für alle. Doch diese Sprache verstehe ich nicht.

Nebelland hab ich gesehen Nebelherz hab ich gegessen.

#### CHRISTOPH MECKEL

Ihr meine Schaukelpferde

Ihr meine Schaukelpferde und Schatten meiner Schaukelpferde, ihr Krücken, Hüte, Regenschirme, ihr meine Pantoffelblumen,

ihr Puppen, Masken, Wunderkerzen, ihr Geißeln meiner Langeweile, ihr aller großen Sehnsucht kleine Verzehrer: ich bin betrogen.

Ich wollte mir schwimmende Berge schenken und wollte meine Wasserpfeife rauchen und wollte Elefanten fliegen lassen und auf meiner Flöte Gelächter machen.

Ihr, die ich verachte und verlache, die ich verschleudre, die ich zerbreche, ihr Masken, Krücken, Schaukelpferde, ihr meine Pantoffelblumen:

Ich werde mir schwimmende Berge schenken und meine Wasserpfeife rauchen und werde Elefanten fliegen lassen –

Ich werde auf meiner Flöte Gelächter machen!

Klara Bühler

Wann mir die Glocken zum erstenmal auffielen, weiß ich nicht mehr. Es war an einem Vormittag. Ich weiß nicht, ob im Frühling oder im Herbst. Im Sommer nicht. Auch nicht im Winter, 'das ist sicher. Das Wetter war schön warm, nicht heiß. Mir fiel auf einmal das Glockengeläut mitten am Vormittag auf. Warum wird geläutet? fragte ich mich.

Es war eine Beerdigung. Wenn jemand gestorben ist, wird auf dem Rathaus Meldung gemacht. Die Meldung geht von dort ans Pfarramt weiter. Hierauf wird das sogenannte Endzeichen geläutet. Während einer Viertelstunde läutet die Totenglocke. Wenn ein Mann gestorben ist die große Zwölfuhrglocke, bei einer Frau oder einem Kind die kleinere Elfuhrglocke. So weiß immer die ganze Stadt: Aahal Es ist jemand gestorben!

An der Beerdigung läuten dann alle sieben Glocken. Mitten am Vormittag, wenn die ganze Beerdigung auf dem Friedhof steht und der Sarg ins Grab hinabgelassen wird, beginnen alle Glocken zu läuten. Seit jenem Vormittag, als mir das Beerdigungsgeläut zum erstenmal auffiel, ging ich immer öfter an Beerdigungen. Heute lasse ich keine mehr aus, Ich weiß selbst nicht genau warum. Ich gehe einfach gern. Ich bin gern unter Leuten, aber nicht mit viel Palaver und Krach. Auf dem Friedhof wird man in Ruhe gelassen und ist trotzdem clabei. Es ist, auch wenn die Glocken läuten, eigentlich still, zudem würdig und angenehm. Die Leute sind ernst und nicht überspannt wie sonst, wenn sie ein Beisammensein organisieren. Ich weiß schon, daß hinter meinem Rücken getuschelt wird.

Mir ist das egal. Ich bin gern auf dem Friedhof. Mein Mann versteht mich, obwohl er für sich lieber das fröhliche Beisammensein am Stammtisch hat. Man ist auf dem Friedhof nie allein, wie zum Beispiel auf Spaziergängen im Wald oder in der Nacht, und jede Beerdigung ist ein festliches, nahes Beisammensein unter stillen Menschen.

#### Aloys Torenstein

P.

Es ist unendlich bittere Tragik eines Lebens als gewissenhaft verantwortlicher Christenmensch und Arzt, der sich stets für das Leben und nichts als das Leben und vor allem das Leben und das unumstößliche Recht auf Leben eingesetzt hat mit aller Kraft seiner Persönlichkeit, seiner Seele, seines Anspruchs auf Respekt und Würde, eines solchen Lebens bitterste und schmerzlichste Tragik ist nicht das fremde, sondern das eigene Unvermögen, die eigene Fehlleistung, Fehlhaltung, der Eigenverrat. Das totale Versagen vor sich, vor Gott, vor der Menschheit.

Wie von Teufels Schwanz geschlagen habe ich mich nach vierundzwanzig in Treue gelebten Ehejahren in einer Stunde der Schwachheit zu Schande und Unzucht verleiten lassen. Unbedarfterweise ohne jegliche Weitsicht, überwältigt, von Sinnen, in naivster Unschuld gewissermaßen. Andere werden sagen: in totaler Idiotie. Blöd vor Geilheit.

Und dann ist alles zusammengebrochen. Lauter Nebelschwaden segelten um mich herum, wohin ich sah. Wie im Traum nahm ich die Abtreibung vor. Wie im Traum lebte ich weiter. Ein Freund, dessen große Sorge um meine Person ich seither nicht mehr als Freundschaft, sondern nur noch als peitschende Verachtung demütig hinnehmen kann, brachte nach einem langen Schweigespräch alles andere in Ordnung, wie man sagt. Die Welt weiß noch nichts. Aber ich bin zerstört. Ich bin nicht krank, wie meine Frau so oft vermutet. Es ist auch nicht Überarbeitung oder Wetterfühligkeit. Ich lebe und praktiziere wie immet: verständnis voll, umsichtig. Dabei bin ich total zerstükkelt. Ich habe keine innere Kraft mehr. Ich finde es jetzt weder gut noch böse, einen im Schädel einer Leiche festgestellten Nagel zu überseh en. Ich behandle mißhandelte Kinder so, als seien es verunglückte Kinder. Ich wage weder zu fragen noch sonst etwas zu sagen. Ich bin zum Schweigen verurteilt, ich würde sonst aus dem Haus rennen und schreien oder mich selbst verbrennen. Ich glaube nicht mehr, ich weiß, ich bin verdammt.

Die Geschichte von einem, der sich nicht einmachen ließ, nicht als er achtzehn war und nicht mit zwanzig. Die Geschichte von cincin, der rechtzeitig auszog, um in der Fremde sein Glück zu machen, Nach Brasilien wollte er, ins Amazonasgebiet. In dem riesigen Land warteten Edelsteine darauf, von ihm in rohen Klumpen aus der Erde geholt zu werden.

Die Geschichte von einem, der in Panama hängenblieb. Nie sah er Brasilien, den riesigen Amazonas. Keinen einzigen Stein grub er aus. Eine schöne junge dunkle Frau betörte ihn, sein Geschlechtstrieb verriet ihn und lieferte ihn aus. Er geriet in sämtliche Fallen. Seine Frau gebar ihm Kinder, er schuftete als Anstreicher, Elektriker, Mechaniker bei den Amerikanern in der Kanalzone, man mußte wohnen - Camino del Halcon -. essen, leben. Er kam nicht weiter, wurde jedes Jahr älter als die ziehende Zeit. Plötzlich kam die Beklemmung und nahm mehr und mehr zu, Jahr um Jahr. Seine beiden Söhne mißricten, es war auch seine Schuld, man stritt sich immer, sie zogen grölend aus. Von den drei Töchtern glichen zwei ihrer Mutter, die jüngste ihm. Die älteste heiratete früh einen kleveren kleinen Juan, der mit Autos, Reifen und Zubehör handelte und vermutlich von Anfang an mindestens zwei Huren laufen hatte. Sie gebar ihm jedes Jahr ein Kind. Die zweite versiel einem Engländer, einem Säuser, der ein Dolmetscher gewesen war und soff, weil ihn seine erste Frau betrogen und verlassen hatte. Die dritte lebte von und mit vielen Freunden. Er sah voraus, wo sie landen würde. Eine Frage der Zeit, eine Tariffrage, eine Zeitfrage des Tarifs.

Die Geschichte von dem Mann, der sich mehr und mehr satt hatte, der feige war, sich fürchtete, sich abrackerte, der eine kleine Nummer war und immer kleiner wurde. Als er nach 29 Jahren, mit 50, so winzig geworden war, daß er glaubte, er schwinde, er gehe bald gänzlich ein, sein Name sei Senzanome, da kratzte er sein Geld zusammen und brannte nach Hause

durch.

#### Georg Landenberg

Vor und in Kirchen kann man am Boden auf Grabplatten stoßen. Man umgeht sie, denn darunter liegt ein toter Mensch. Aber die Zeit geht drüber, immer weniger Füße halten inne, immer mehr treten drauf, der Stein, die Schrift, das Bildnis werden abgewetzt. Die Lebenden kommen und gehen über die

Ich liege unter Asphalt. Über mir rollen Räder.

Am Fastnachtdienstag 1669 abends nach zehn hat mich der Eisenschmied und Hintersasse und Lehensbauer Thummysen von Jona bei seiner Frau ertappt und erwürgt, obgleich ich weit höheren Standes war und er sich auf Verderb an den Galgen gebracht hätte, wenn seine Frau nicht auf dem Maul gehockt wäre die nächsten acht Jahr lang. Dann starb sie.

Mich hat der Thummysen noch vor Mitternacht im Schanzengraben südlich der Stadtmauer verlocht. Es war noch immer Winter und nur wenig Wasser im Graben, darüber ein Zoll Eis. Er hat mich mit Stein und Dreck bedeckt. Niemand hat seiner geachtet, es war die verkehrte Welt, alles soff und grölte und fraß und kotzte über die Maßen vor Aschermittwoch.

So bin ich verschwunden. Man hat mich nie gefunden.

Der Eisenschmied und Hintersaß ist 71 geworden, anno 1704, im Herbst, haben sie ihn auf dem Friedhof hinter der Stadtkirche in christlichen Ehren beerdigt. Meine Frau hat mich um 24 Jahr überlebt. Zeit ist nichts.

Ich liege im Graben, niemand weiß es. Man hat Dreck und Stein auf mich geschüttet.

Ich, Georg Landenberg, Kaufherr, Bürger, Rat, Ehemann, Famtlienvater, vom Hintersasse Thummysen in mörderischer Wut erwürgt und keine siebzig Schritt von meinem Haus wie ein verreckter Hund schändlich ugrlocht.

"Commedia" von Gerold spät

#### H.C. Artmann

# Der Flottenkapitan:

- 1. Seine kleidung ist blau, sein vollbart blond, in geschichtenbüchern heißt er "hero", er ist meist in Cuxhaven oder Brest, Harwich oder Philadelphia geboren, und selbst seine neider müssen eines zugestehen: mit wind und wellen kennt er sich aus.
- 2. Ein leben lang segelt er auf dem meer und er geht mit seinem schiffe lieber zugrunde, als daß er es verläßt; er hat einen ehernen charakter.
- 3. Auch russische flottenkapitäne haben ihr bestes geleistet, sie trugen gleichfalls vollbärte und guckten mit blauen augen in den nordischen himmel, oder, wie bei Tsushima, in die chinesische see.
- 4. Dermond geht auf und unter und an deck pennt die wache, die besatzungen träumen von fernem port, allein der flottenkapitän ist noch auf und blickt versonnen nach der fotografie seiner frau, die lebt in einem weißen haus mit gardinen und grünem efeu.
- 5. Im kriege wie im frieden tut der flottenkapitän nichts als seine pflicht. Ein erster offizier oder ein zweiter darf wenigstens murren was aber darf er? Chef sein, heißt einsam sein, für alles sorge tragen, nächte schlaflos liegen, logbücher verfassen usw. usw.
- 6. Als ein flottenkapitän zum erstenmal seinen vollbart wegrasieren ließ und bloß einen fashionablen schnurrbart zurückbehielt, gab es einen handfesten skandal, in Pola wars, 89, aber daran denkt heute kein mensch mehr.

- 7. Der flottenkapitän speist in der kapitänsmesse mit seinen besten offizieren, er darf sie aussuchen, man dankt es ihm durch pflichttreue und ausdauer im dienst, man hält sich wie eine fahne im sturm.
- 8. Wenn auf hoher see eine windhose entsteht, bedeutet das, daß wieder ein verdienter flottenkapitän seine seemännische laufbahn erfüllt hat. O leget die hand an die mützen, denket nach und seid euch eurer eignen vergänglichkeit bewußt, sind wir ja doch nur wind und wellen...

Obwohl H. C. Artmann in Text und Bild dem Leser durchaus leibhaftig war (am liebsten in wetterfesten englischen Schirmmützen und grob gestricktem Norwegerpullover), blieb er doch gleichsam unfassbar. Eine Kunstfigur, schillemd und exotisch, mit dem Touch des Verwegenen, Abenteuerlichen, verschrobenen, ein fahrender Scholar, der - Jahrzehnte bevor an eine EU überhaupt zu denken war - Europa als sein Vaterland angab. Dort, an den verschiedensten, meist kalten Orten, hinterliess er an seinen diversen Aufenthaltsorten hie ein Kleidungsstück, da ein paar Bücher sowie hie und da ein paar Manuskripte, die von seinen Freunden getreulich zusammengetragen wurden (was zu seinem Mythos beitrug).

Als Klaus Reichert vor mehr als dreissig Jahren den pinkfarbenen Reader «The Best of H. C. Artmann» innerhalb der Reihe «Bücher der Neunzehn» herausgab, war Artmann der einzige deutschsprachige Literat, der einerseits der experimentellen Literatur zugeordnet wurde und andererseits bereits als wandelnde Legende galt. Dem sogenannten Literaturbetrieb hatte er sich längst entzogen, von seinen Büchern, die bei Suhrkamp und zugleich in kleineren Verlagen erschienen, konnte er nie leben. Er debütierte als Bürgerschreck der «Wiener Gruppe» mit seinen Dialektgedichten «med ana schwoazzn dintn», doch schon in den produktiven sechziger Jahren hatte er sich den Ruf eines Klassikers erworben. Ein Klassiker freilich ohne Podest, ohne öffentliche Weihen und Ehrungen, ohne ein breiteres Publikum, höchstens mit einer kleiner Fangemeinde aus Literaturkennern und Wort-Gourmets. «Er war mir anschauung, beweis, dass die existenz des dichters möglich ist», schrieb sein früh verstorbener Freund aus der Wiener Gruppe Konrad Bayer über ihn. Artmann seinerseits erklärte in seiner «Acht-Punkte-Proklamation des poetischen Actes»: «Der poetische act ist dichtung um der dichtung willen, frei von aller ambition nach anerkennung, lob und kritik», «die pose in ihrer edelsten form, frei von jeder eitelkeit und voll heiterer demut.»

Die zahlreichen Bände, die nun drei Jahre nach Artmanns Tod erscheinen, zeigen erst jetzt mit aller Frappanz, wie weit das poetische Universum war, das Astmann mit seinem Werk öffnete, wie unergründlich der Fundus der redenden Masken ist, deren er sich spielend leicht bediente. Traumwandlerisch sicher durchmass dieser grosse Stim-



Die vielen Gesichter des H. C. Artmann. eingefangen vom Wiener Fotografen Franz Hubmann.

menimitator viele Epochen der deutschen, ja europäischen Literatur: die nordischen Heldensagen, die Aventiuren der Artus-Epik, das Frauenlob des Mittelalters, die todestrunkenen Alexandriner des Barock, die Grimm'schen Märchen, die schwarze Romantik eines Bram Stoker und die morbiden Miniaturen des Jugendstils. Und nicht zu vergessen: «Trivialliteratur» wie Tom-Shark- und Mickey-Mouse-Heftchen, Science-Fiction-Romane und Kinderromane mit Gruseleffekt.

In seinem Zugriff auf Vorhandenes war Artmann damit bereits ein Postmoderner, und das zu einer Zeit, als die Moderne noch in ihrer Blüte stand und Fortschrittspathos, Gesellschaftskritik und tiefsinnige Exegese den Zugang zu allem verspenten, was auch nur im Entferntesten artifiziell und damit unauthentisch anmutete. Doch auch heute noch stösst man bei Artmann an die Grenzen der Rezipierbarkeit, läuft man Gefahr, ins Räderwerk des Leerlaufs zu geraten. Ob er - wie Klaus Reichert in seinem Nachwort zu den «Sämtlichen Gedichten» behauptet - tatsächlich nie auf die «Semantisierbarkeit des sprachlicher Materials» verzichtet hat, bleibt somit nach einer neuerlichen Lektüre zu fragen. Gerade in seiner Gedichten, die ihn am wenigsten als Homo ludens zeigen, besticht Artmann, der sich selbs auch einen Romantiker nannte, am meisten: ir den Liebesgedichten aus «hirschgehege und leuchtturm» oder den poetologischen Annähe rungen in «vier scharniere mit zunge», wo de Dichter mit einem Taucher verglichen wird, de vom Meeresgrund die «wörteralgen» hervorholt um sie «am weissen strand des papiers» zun Trocknen auszubreiten. «er wird gebeten das see gras nicht / vor seiner zeit zu wenden danke.»

Hans Christian Kosler

H. C. Artmann: Sämtliche Godichte. Hrsg. v. Klaus Reicher Verlag Jung und Jung, Salzburg 2003. 799 S., Fr. 49....

Ders.: Auf Todt & Leben. Eine barocke Blütenlese. Hrsg. Klaus Renner. Manesse-Verlag, Zürich 2003. 123 S., Fr. 23.30

Ders.: Im Schatten der Burenwurst. Mit Zeichnungen von Ironismus. Residenz-Verlag, Wien 2003. 160 S., Fr. 30.50.

Bei den Jenischen, die fahren, bin ich akzeptiert. Mit unseren Leuten habe ich praktisch nie Probleme. Was aber eindeutig ist, ob man das nun gerne hat oder nicht: Die Kinder, die wir aufgezogen haben, die recht erzogen wurden, die die Schulen machten, die die Lehre machten, die man wirklich auf die rechte Bahn führte – die müssen auch heute noch darunter leiden, dass der Vater oder die Mutter Jenische sind. Man sagt es ihnen nicht gerade offiziell, aber im Hintergrund sagt die ganze Masse: Das ist ein Zigeuner, das ist ein Zigeuner.

Die anderen stempeln ihn ab. Da nützt dir alles Lernen, alles Anständigsein nichts. Du kannst dich noch so gut benehmen, das nützt dir absolut nichts. Du bist der Zigeuner, du bleibst der Zigeuner. Da kann einer machen, was er will. Da kannst du dich der Allgemeinheit noch so sehr anpassen, es nützt dir nichts. Wenn sie es einmal wissen, bist du abgestempelt. Du kannst deine Steuern bezahlt haben, du kannst noch so recht tun, das bringt alles miteinander nichts.

Das kommt mir vor wie ein Neger. Wie ein Weisser in Amerika von den Schwarzen denkt. Die sind von vornherein verurteilt und bleiben es. So ist es auch bei uns. Wir sind einfach zum voraus verurteilt und bleiben es und von unseren Kindern die Kinder wieder. Da kannst du nichts machen.

Clemenz G.: Uns hat man jetzt 40, 60 Jahre lang bekämpft, damit es uns gar nicht gibt. Wir sind ja evident identitätslos.

Seit heute, wahrscheinlich, sind wir anerkannt. Dieses Datum, den 3. Juni 1986, müssen wir wirklich behalten. Der Bundespräsident hat sich in aller Form entschuldigt für die Machenschaften des Bundes zusammen mit der Pro Juventute.

Ich habe es zwar noch nicht gelesen, ich habe noch keinen Bericht, aber ich hatte heute etwa zehn Telefone deswegen. Ich habe beigestimmt, dass man dem Bundespräsidenten ein Telegramm zur Bestätigung schickt, dass er die Courage gehabt hat, zu diesen Machenschaften, zu dieser braunen Vergangenheit zu stehen. Die Radgenossenschaft schickt ihm ein Glückwunschtelegramm zu seiner Courage. Das ist heute abgegangen.

Hermann H.: Mir persönlich hilft das nichts. Ich machte mein Elend deswegen genau gleich durch. Ich war deswegen genau gleich der verschupfte arme Kerl in meinen jungen Jahren. Sie können jetzt machen, was sie wollen. Aber von mir aus gesehen waren das alles Verbrecher. Ich sage jetzt etwas, so wahr ich hier sitze. Ich habe eine Schwester gehabt. Sie hat mit 15 Jahren Selbstmord gemacht, in F. im Kanton Aargau. Sie machte aus folgendem Grund Selbstmord: Sie musste zwei Familien den Haushalt machen. An einem Ort fehlten 50 Franken. Einem Zimmerherrn, dem sie das Zimmer machen musste, fehlten 50 Franken. Und da hiess es, sie habe diese 50 Franken gestohlen. Meine Schwester sagte, das stimme nicht. Sie habe dieses Geld nicht. Und niemand gab ihr dieses Geld. Da ging sie und drehte den Gashahn auf. Sie vergaste .......... Nach-

traglich, als das untersucht wurde, kamen diese 50 rranken im Zimmer des Zimmerherrn zum Vorschein, in einem Buchumschlag. Dr. Siegfried war nicht imstande, der Mutter und den Geschwistern Bericht zu geben. Meine Schwester wurde hier in B. beerdigt, ohne dass es jemand von der ganzen Familie gewusst hätte. Nur die andere Schwester, die auch in F. wohnte, wusste es. Das ist eine Gaunerei. Das hat absolut nichts zu tun mit Menschlichkeit. Solche Beispiele gibt es viele. Das steht sehr wahrscheinlich gar nicht in den Akten. Solche Dinge schrieben sie nicht hinein. Sie schreiben in ihre Akten nur, was ihnen passt. Es sind Schlitzohren. Ich traue ihnen nicht. Sie können jetzt wohl eine Entschuldigung bringen, aber diese Entschuldigung, die hilft mir nichts und hilft allen anderen nichts, die mit 35 oder 40 Jahren in den Wäldern gestorben sind, weil sie nirgends zuhause waren, weil sie vom Staat so auferzogen worden waren. Sie waren arme Kerle, sie konnten sich nicht wehren, sie hatten keinen Schutz. Und wenn sie sich gewehrt hätten, wären sie versorgt worden. Deshalb mussten sie sich ja verstecken. Clemenz G.: Ich gebe dir ein Stück weit recht. Aber ich glaube, den

Clemenz G.: Ich gebe dir ein Stück weit recht. Aber ich glaube, den heutigen Tag dürfen wir wirklich nicht vergessen. Der Staat entschuldigt sich ja nicht für etwas, das nicht existiert. Wir sind also tatsächlich da. Wir sind eine Minderheit. Eine Minderheit hat ihre Rechte, wie wir auch unsere Pflichten haben. Diese Rechte möchten wir vom Staat bestätigt haben. Wir möchten unser Nomadentum festgelegt haben, in der Bundesverfassung, Artikel soundsoviel, garantiert. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, dass, wenn der Bund zugesteht, dass wir als Minderheit anerkannt sind, wie die Rätoromanen, dass wir dann diese Diskriminierung nicht mehr haben.

Hermann H.: Ich gebe dir vollkommen recht. Ich sage nur das: Der Staat kann gar nicht anders handeln, weil es heute viele hat, unter den Bauern, wie wir Jenischen den Nicht-Jenischen sagen, die uns begreifen, die uns helfen. Heute haben wir einen gewissen Schutz von aussen. Wenn wir den nicht hätten, wären wir noch genau gleich weit. Dann würden sie uns genau gleich zertreten. Aber heute können sie das nicht mehr, weil es zu viele gibt, die sagen: Hier ist eine Ungerechtigkeit passiert, hier müssen wir einschreiten. Überall sonst schreitet man ja auch ein.

Clemenz G.: Eben. Und dieses Zugeständnis, das der Bund heute gemacht hat, das muss ich jetzt einfach anerkennen. Ich muss einfach sagen: Früher konnte man ja nicht einmal zu einem Gemeindeammann, um zu reklamieren. Er liess dich ja nicht einmal herein. Vor 30, 40 Jahren warf der einen schon wieder hinaus, wenn du nur schon zum Gemeindehaus hingegangen bist. Heute sind die oberen Behörden – ich sage: die oberen Behörden – bereit, mit dir zu diskutieren. Solche Aufgaben hatte ich nun schon in allen Kantonen, mit dem Regierungsrat soundso, mit dem Justizdirektor so und so, bis ins Bündnerland hinauf. Sie hören zu. Früher konntest du mit diesen Herren ja gar nicht reden. Wir waren einfach niemand.

Aus: Fabrender 101k- vofolgs

Ein vernünttiges Kind bekommt auch seinen Guttnachthalk. Einmal wirft Nelly alle fünf Geranientöpfe, die vor dem Fenster ihres Kinderzimmers stehen, nacheinander hinunter auf den Bürgersteig und weigert sich dann, die Scherben zusammenzulegen. Sie muß verrückt geworden sein. Spätabends ist sie imstande, eine Erklärung abzureben: Sie hat eine solche Wut gehabt, weil Herr Warsinski behauptet, man schreibe »Führer « groß. – Aber erbarm dich, das tut man doch! – Wleso! Zuerst hat er gesagt, man schreibt groß, was man sehen und anfassen kann. Den Führer kann Nelly weder sehen noch anfassen (es war im Jahr 16, vor der Erfindung, jedenfalls vor der allgemeinen Verbreitung des fernsehers). - Nimm doch Vernunft an! Du kannst nicht, aber du bonntest. Dummchen. - Dummchen hat Herr Warsinski auch gesagt. Nelly aber hann es auf den Tod nicht leiden, wenn ihr Lehrer sich selbst edempricht. Als Probe für ihn, nicht ohne bose Vorshnung, schreibt sie «Wolke« klein (sehen, aber nicht anfassen . . .), gegen den erbitterten Widerstand der Eltern. Lehrer Warsinski lügt nicht. Er vergißt auch zichts. Wie soll Nelly nachgeben, wenn sie recht hat?

Beld stellt sich heraus, daß es in der Klasse kein zweites Dummchen wie Nelly gibt, das »Wolke« klein schreibt. Da dürfen alle mal tüchtig über sie lachen: Eins zwei drei: los! — »Wut« schrieb Nelly schon auf eigene Verantwortung groß, obwohl sie Wut nicht sehen und anfassen, nicht bören, riechen oder schmecken kann. Jetzt hat sie endlich Vernunft aagenommen. ( • • • •)

Den Führer hat Nelly niemals zu Gesicht gekriegt. Einmal wurde der Laden - das war am Sonnenplatz, Nelly ging noch nicht zur Schule - vormittags geschlossen. Der Führer wollte dem Gau »Ostmark« seinen Besuch absentten. Alle Leute liefen zur Friedrichstraße, unter die großen Linden bei der Endhaltestelle der Straßenbshn, die selbstverständlich stillag, weil der Führer bedeutender war als die Straßenbahn. Wichtig ware zu wissen, woher die fünfjährige Nelly nicht nur wußte, sondern fühlte, was der Führer war. Der Führer war ein süßer Druck in der Magengegend und ein süßer Klumpen in der Kehle, die sie freiräuspern mußte, um mit allen laut nach ihm, dem Führer, zu rufen, wie es ein patrouillierender Lautsprecherwagen dringlich forderte. Derselbe Wagen, der auch bekanntgab, in welchem Ort das Auto des Führers soeben unter den Begeisterungsstürmen der unaussprechlich glücklichen Bevölkerung eingetroffen war. Die Leute konnten verfolgen, wie langsam der Führer vorwärts ham, sie kauften Bier und Limonade beim Eckkneipenwirt, schrien, sangen und fügten sich den Anordnungen der absperrenden Polizei- und sa-Kette. Sie blieben geduldig stehen. Nelly hat weder verstanden noch behalten, was sie miteinander redeten, aber die Melodie des mächtigen Chores hat sie in sich aufgenommen, der sich durch viele kleine Schreie hineinsteigerte zu dem ungeheuren Schrei, in den er endlich ausbrechen, zu dem er sich mächtig vereinigen wollte. Wenn sie auch zugleich ein wenig Angst davor hatte, verlangte es sie doch sehr danach, diesen Schrei zu hören, auch von sich selbst. Wollte wissen, wie man schreien und wie man sich mit allen eins fühlen konnte, wenn man den Führer sah.

Er kam dann nicht, weil andere Vollasgenossen in anderen Städten und Dörfern gar zu begeistert von ihm gewesen waren. Es war jammerschade, und doch hatten sle nicht umsonst den Vormittag lang da an der Straße gestanden. Um wie vieles schöner und besser war es doch, mit allen zusammen erregt an der Straße zu stehn, als'allein im Laden Mehl und Zucker abzuwiegen oder den ewig gleichen Staublappen über den Geranien auszuschütteln. Sie fühlten sich nicht betrogen, als sie sich zerstreuten und zu ihren Häusern liefen über das damals unbebaute Gelände, auf dem heute die neuen Blochs stehen und polnische Frauen sich von einem Balkon zum anderen etwas zurufen, was leider nur versteht, wer Polnisch kann.

Aber das kannst du nicht, und darum wirst du auch nicht erfahren, welche Bestimmung dem nagelneuen Gebäude aus Beton und Glas zugedacht ist, das heute an Stelle des Fröhlichschen Hauses in der Küstriner Straße steht. Von Lang- und Kurzzeitgedächtnis ist noch nicht die Rede gewesen. Wie das jetzt seit siebenundzwanzig Jahren zerstörte Fröhlichsche Haus ausgesehen hat, weißt du noch genau. Du kämest in Verlegenheit, solltest du den neuen Betonbau beschreiben, den du doch erst vor kurzem eingehend betrachtet hast.

Wie funktioniert das Gedächtnis? Unser Wissen – unvollständig und in sich widersprüchlich – besteht darauf, daß ein Grundmechanismus nach dem System Einlesen – Speichern – Abrufen arbeite. Ferner soll die erste, leicht löschbare Spur durch bioelektrische Vorgänge zwischen den Zellen aufgezeichnet werden, während die Speicherung, die Übernahme in das Langzeitgedächtnis, wohl eine Angelegenheit der Chemie ist: Gedächtnismoleküle, im Dauerspeicher fixiert . . .

Obrigens soll nach neueren Erkenntnissen dieser Vorgang nachts stattfinden. Im Traum.

Des Wort »Konzentrationalager« hat Nelly – in der volksrümlichen Variante als »Konzentlager« – mit sieben Jahren gehört, ob zum erstensel, muß ungeklärt bleiben. Der Mann der Kundin Guschmitt war aus dem Konzentlager entlassen worden und sprach mit beinem Menschen ein Wort. Warum nicht? Wird wohl was baben unterschreiben ausen. (So Heinersdorf-Großvater.) Was denn unterschreiben? – Ach

Was weiß denn ich.

Auch kein Fragesatz. Kein Satz. der eine Frage zuließ. ( . . . )

Ein paar Jahre früher noch hatte sie sich Geheimvistuerei nicht gefallen lassen. Hatte die Tür zum Wohnzimmer, aus dem sie mit Bruder Lutz gerade verwiesen worden war, noch einmal aufgerissen, um hineinzurufen: Man solle sie bloß nicht für dumm halten. Sie wisse ja doch, was jetzt besprochen werden solle: Tante Trudchens Ehescheidung. – Anhaltende Genugtuung über die Wirkung, die sie erzielte.

Hat ihre Neugier inzwischen abgenommen? Nimmt Neugier ab, wenn sie lange ins Leere stößt? Kann man eines Kindes Neugier vollkommen lahmlegen? Und wäre dies vielleicht eine der Antworten auf die Frage des Polen Kazimierz Brandys, was Menschen befähigt, unter Diktaturen zu leben: Daß sie imstande sind zu lernen, ihre Neugier auf die ihnen nicht gefährlichen Gebiete einzuschränken? (»Jedes Lernen beruht auf Gedächtnis.«)

Zu fragen wäre: Ist Neugier nicht so beschaffen, daß sie entweder ganz oder gar nicht erhalten bleibt?

Dann würde Nelly – sinstinktiv«, wie man.gerne sagt, gefährliche Gebiete mit ihrer Neugier meidend – nach und nach das Unterscheidungsvermögen für Gefährliches und Ungefährliches verlieren müssen und das Fragen allmählich überhaupt einstellen? So daß die Mitteilung des Mädchens Elvira – sie habe an dem Abend geweint, als sie die hommunistischen Fahnen verbrannten – vielleicht nicht weitergegeben wurde, weil Nelly erfahren hatte, daß die Erwachsenen Sätze mieden, in denen die Wörter »Kommunist« und »kommunistisch« vorhamen? Daß asch die offenherzige Tante Lucie, die ihr auf einem anderen, von der Mutter verpönten Sektor – dem des Geschlechtlichen – nützliche Hinweise gab, niemals jenen Abend erwähnte, den sie als Anwohnerin des Hindenburgplatzes ja miterlebt haben mußte. – Tante Lucie schwieg sogar überzeugender als andere, weil sie mit ihrem freien, natürlichen Wesen gar keinen Verdacht aufkommen ließ, sie könnte etwas zu verschweigen haben.

So ungefähr, könnte man sich vorstellen, werden die Grundlagen für Scheu gelegt, die sich in wenigen Jahren zu Trotzund Undurchdringlichkeit verdichten wird. ( , , ) Du aber, neunundzwanzig Jahre später, wirst dich fragen müssen, wieviel verkapselte Höhlen ein Gedächtnis aufnehmen kann, ehe es aufhören muß zu funktionieren. Wieviel Energie und welche Art Energie es dauernd aufwendet, die Kapseln, deren Wände mit der Zeit morsch und brüchig werden mögen, immer neu abzudichten. Wirst dich fragen müssen, was aus uns allen würde, wenn wir den verschlossenen Räumen in unseren Gedächtnissen erlauben würden, sich zu öffnen und ihre Inhalte vor uns auszuschütten. Doch das ist das Abrufen der Gedächtnisinhalte – die sich übrigens bei verschiedenen Leuten, die akkurat das gleiche erlebt zu haben scheinen, bemerkenswert unterscheiden – wohl keine Sache der Biochemie und scheint uns nicht immer und überall freizustehen.

Aus: Christa Wolf Kindheitsmuster



# Weltsupermarkt ist nichts für die Armen

Von Miges Baumann

vin der internationalen Wirtschaftsordnung der Agroindustrie spricht alles dafür, dass amerikanische Katzen den Vorrang vor westafrikanischen Menschen haben, denn erstere können bezahlen, letztere oft nicht.» Mit diesem etwas sarkastisch formulierten Satz beschreibt die Sozialwissenschafterin Susan George treffend die wirtschaftliche Logik des Weltnahrungsmarktes, Das weltweite Ernahrungssystem ist heute ganz direkt mit dem Hunger in der dritten Welt verknüpt.

Hunger ein Verteilungsproblem

Niemand bestreitet, dass die Nahrungsproduktion mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten muss. Gegenwärtig besteht das Ernährungsproblem aber nicht darin) adasa kuwenigi Nahring Mur alle Menschen produziert werden kann. Das Hungerproblem hat seine Virsache hauptsächlich in des absoluten Armut von etwa 800 Mio. Menschen in der dritten Welt. Und die fortschreitende Industrialisie-rung und Internationalisierung der Land-wirtschaft sind für mehr Hungernde ver antwortlich als grausame Launen der Na-tur und Kriege. Mit der Verbesserung der Verarbeitungs wund Transportmöglich keiten wurden die Entwicklungsländer zunehmend auch zu Lieferanten von Kraftfutter, Fischen, Bananen und andern Früchten, Frischgemüse, Fleisch, Geflügel und Blumen.

Zum Export gezwungen

chen Produkten zu bezahlen. Immer traditionelle Sektor, wo - vor allem durch mehraviedaexportiert. Auf dand awa friisa her Nahrungsmittel für den Eigenbedarf produziert werden und in dem 50-80% engebaut wurden, wird num für den Export produziert. Wohl sprechendstes Beiwiel ist Brasilians Soyaanbar (vgl. TA omsti. Okt.). Andere Beispiele: Perus Bechreichtum geht fast vollständig in den Export. Kolumbien steigerte in letz-Die Produktionssteigerungen im mo-Die Philippinen steigerten ihre Ekporte dernen Sektor und die Expansion der von Bananen, Ananas Zucker, Kokosnus Plantagenwirtschaft haben Bodenspeku-sen, ja selbst von Reis und mussten im lätionen und nöhere Pachtzinsen zur Fol-Gegenzug nicht nur den inlandkonsum einschränken, sondern gleich auch noch

wachsende Mengen von Mais und andern Grundnahrungsmitteln ein üh n.

Im Teufelskreis von Exportanstrengungen und zunehmender Abhängigkeit von Nahrungsmittelimporten kommt noch ein weiteres Element hlnzu. Die Preise auf den internationalen Agrarmärkten werden durch die subventionierten Über-

### Der Autor

Miges Baumann studiert an der Uni versität Bern Ethnologie: Volkswirtschaft sowie neuere Geschichte und ist Mitarbeiter des Informations-dienstes 3. Welt in Bern Mit der Situation von Entwicklungsländern ist Baumann unter anderem durch 

Unter der Rubrik «Mbunes veröffentlichen wir Beiträge von Auforen. die nicht regelmässig Mitarbeiter des TA sind und deren Menning sich mit jener der Redaktion nicht zu dek i ken braucht

the blier por d chusse aus den USA und der EG in die Tiefe gedrückt. Die Entwicklungsländer haben dabei das Nachsehen, wenn ihre Produkte/ wie z. B. Zucker, nicht mehr kostendeckend abgesetzt werden können.

Einseitige Modernisierung

Zum Export gezwungen In den Ländern der dritten Welf kon men nichts zu suchen Distrineisten Länder der dritten Welf zehrleren sich Modernisierung und Propositionen wir. Konzumenten mit grossem Geldsind heute hoch verschuldet. Sie versu-duktionsstellerungen in der Landwirt, bewel lassen uns dagegen, mit immen chem die Schülden und Zinsen mit den sechaft auf jene Gebiete, die für den Ex-ausgefalleneren Spezialitäten verwoh-Exporteriosen auch von landwirtschaftli- port wichtig sind. Dagegen stagniert der nen. Dabel wissen wir, dass wir im allge-

ge Oft verlieren Kleinbauern und Pächter deswegen , ilire Existenzgrundlage.

Manchmal werden sie brutal vom Land vertrieben. Für das Heer der Landlosen ist keine Arbeit, kein Verdienstund somit auch keine Nahrung vorhanden.

#### Allumfassendes Agrobusiness

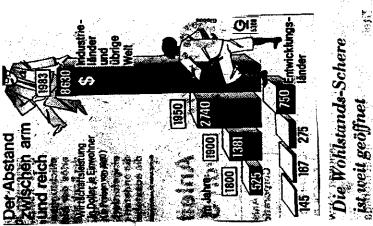
In den Handelsstatistiken stehen sich zwar Nahrungsmittel importierende und exportierende Länder gegenüber. Die Hauptakteura sind aber zweifellos die multinationalen Agrarfirmen. Sie bilden ein System, das von Samenkom die zuhr Endverbraucher reicht und von der Liefe-rung der Inputtaktören, was Saatgut, Dun-ger, und Pastizidem über Kreditgewährung Produktion Verarbeitung Transport, Handel and Lagerung bis zun Vermarktung der Nahrungsmittel und Rohfasem alles umfasst. Dadurch ist eine Vereinheitlichung der Nahrungsmittelver sorgung in der ganzen Welt in Sicht.

sorgung in der ganzen weit in sieht.

In einem fortschieden konzentra
flönsprozess enischeiden immer weniger
Konzerne, wo auf der Walt wieble! ind
für weiche Künnerschichten produkter
wird. An der wirtschaftlichen Fählgkeit der Konzerne, auch in den Entwicklungsländern immer mehr Nahrung zu produzieren zu verarbeiten und zu verangrie ten, zweitelt niemand. Die Häupttrage bleibt aber, west diese Nahrungsmittel konsumiert. Das wird allein von der Kaufkraft entschieden. Ein vertriebener Pachter und Slumbewohner hat nichts zu verdienen und somit auch nichts zu es-sen, im «Weitsupermand» haben die Ar

meinen zuviel essen, zu süss, zu fettig, idies Frauen adie Grundnahrungsmittels mit zuviel Fleisch. Rund 90% des im die Schweiz importierten Rindfleische stammt aus der dritten Welt Die höhe der Bevölkerung in den Entwicklungszunder Beschproduktion im Inland stutzt sundern tätig sinde Oft versuchen die Regie-Fleischproduktion im Inland stutzt sundern tätig sinde Oft versuchen die Regie-Fleischproduktion im Inland stutzt sunder tungen die Nahrtingsmittelpreise zugunden importierte Futtermittel ab die zusten der Städte tief zu halten. Der Bauer, mindest teilweise aus der dritten Weiten auch im mittel für den Markt zu produzieren. Winter Frischgemuse, mit dem Jef herge-Fleischen Gebieten Direkt des dem Mund des oder indirekt geht das dem Mund des Hungrigen dort ab. Weniger und anders konsumleren, einen anderen Lebenssiil einnehmen, das muss nicht einfach Verzicht bedeuten. Es liegt auch in unserem Interesse, wenn wir unser Wohlbefinden, unsere Gesundhelfsverbessern können. Und wenn wir zu unserer Umwelt Sorge tragen.

Der Hunger der seine Ursache in der Armut hat kann nicht allein mis mehr Entwicklungshilfe bekämpft werden. Auch die Wirtschaftspolitik muss miteinbezogen werden. Sie hat ihren Beitrag zu leisten für gerechtere, kostendeckende Preise, für einen Ausgleich bei der Verteilung der Güter dieser Welt, für welche-re Kreditbedingungen, damit Zinslast und Ruckzahlungen sozial verkraftbar sind und hicht den Teufelskreis der Verelendung verstärken. Erst dann besteht eine Chance, dass Elend, Armut und Hunger besiegt werden könnten.



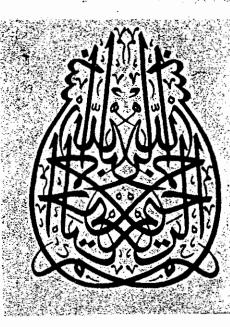
# ARABISCHER HERKUNFT

Elixier, das; -s, -e [arab. al-iksīr: Quintessenz, Stein der Weisheit]: Heiltrank, Zaubertrank; Verjüngungsmittel, weingeist- od. weinhaltige Mixtur oder Tinktur mit Zusätzen von ätherischen Ölen, Pflanzenauszügen o.ä.

Das arabische Wort lieferte mlat. exir, alexir, elixir. Diese letzte Form ist dann in die europäischen Sprachen gedrungen: sp. pg. rum. elixir, it. elissire, elisire, frz. élixir.

Elixiere waren bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in den deutschen Apotheken vorrätig. Sie entsprechen den heutigen zusammengesetzten Tinkturen, die tropfenweise gegeben werden. Im Mittelalter glaubten die Alchemisten, mit Elixieren Gold und Silber herstellen zu können. Diese Elixiere galten auch als Allheilmittel und sollten verjüngen und das Leben verlängern.

Lammens 104; Gamillscheg 355; Corom. 2, 222; Devic 33; Mahn 94; Lokotsch 903.



Kümmel, der; -s, - [arab. kammün: Kümmel]: die in Dolden blühende Pflanze (lat. cuminum) und ihre als Gewürz benutzten Samenkörner.

Das arabische Wort lebt mit dem arabischen Artikel 'al-' in sp. alcamonias, pg. alcamonia, alcamunia und ohne den Artikel in frz. cumin, rum. chimion, it. sp. comino, pg. cominho, ndl. comijn, engl. cumin. Aus dem Romanischen stammen ahd. kumil, kumi, kumich, mhd. kume, küme, kumich, künuich.

Seit Luther hat die ostmd. Form Kümmel alle anderen Formen verdrängt.

Kluge 411; Lokotsch 1046; Weigand 1, 1169.

Kuppel, die; -, -n [arab. qubba: Kuppel, kleines Nebenzimmer, Wölbung über einem Raum]: Wölbung über einem Raum.

Das arabische Wort lebt in pg. alcova, sp. alcoba, kat. alcoba, prov. alcuba, rum. alcove, siz. cubba, ndl. alkoof, engl. alcove, frz. cupole, it. cupola; diese letzte Form lieferte 1678 Cupel (bei Krāmer), 1711 Cupel und Koppel (bei Rādlein). Seit Adelung 1811 wird Kuppel regelmāßig verwendet.

Corom. II, 101; Dozy 90/91; Lammens 8; Lokotsch 1291; Wartburg 96.

69

Lack, der; -s, -e [arab. lakk: Lack]: unpigmentiertes, öl- oder harzhaltiges Anstrichmittel, das nach der Trocknung einen farblosen, durchsichtigen Anstrich bildet.

Das arabische Wort stammt letzten Endes aus sanskr. läkśä "Fleck" und über pers. läk durch arab. lakk gelangte es durch die Handelsbeziehungen mit den Arabern in die europäischen Sprachen.

Die Entlehnung aus arab. lakk ist am einleuchtendsten, da Gummilack in der Tat im 12. Jahrhundert in großen Mengen, besonders aus Ägypten, nach Westeuropa ausgeführt wurde. Im Deutschen ist das Wort seit dem 14. Jahrhundert belegt.

Das arabische Wort lieferte it. lacca, mlat. lacca (12. Jh.), kat. sp. pg. laca, frz. laque (15. Jh.).

Littmann 90; Lammens 265; Gamillscheg 560; Dozy 295; Lokotsch 1295.

Kabel, das; -s, - [arab. habl: Seil]: 1. biegsame, isolierte elektrische Leitung; 2. starkes Drahtseil, Sahltrosse. Kabel gelangt im 14. Jh. ins Deutsche.

Das arabische Wort lebt in sp. cablo 'Ankertau', frz. câble, mlat, capulum 'Fangseil', ndl. kabel, engl. cable.

Lokotsch 766.

Tasse, die; -, -n [arab. ṭāsa: Napf]: becherartiges Gefāß für Tee, Kaffee usw.; österr. meist für Untertasse.

Das arabische Wort tasa stammt letztlich aus pers. tast "Becken, Untertasse'. Es gelangte auf zwei Wegen nach Deutschland: von den Arabern Siziliens über it. tezza und von den Mauren Spaniens über frz. tasse. So ergeben it. tazza frühnhd. tatse und frz. tasse (14.Jh.) im 16.Jahrhundert unsere Tasse. "Die Ausbreitung von Sache und Wort hängt eng zusammen mit dem Aufkommen der fremden Getränke Schokolade, Kaffee und Tee, sowie mit der Eintührung feineren Geschirrs und der Ersindung des Porzellans. Andere Flüssigkeiten wurden und werden (abgesehen von der Fleischbrühe) nur ausnahmsweise aus Tassen getrunken ... Dem deutsehen Bauern blieb daher die Tasse bis ins 19. Jahrhundert fremd ... Er verzichtet heute noch für den täglichen Gebrauch auf die zweiteilige, städtische Tasse. Davon abgesehen, ist das Wort im ganzen Sprachgebiet verbreitet, doch herrscht in Österreich dafür "Schale" vor, das auch in Bayers gebraucht wird." Trübner, Deutsches Wörterbuch (1956) 7, 21.

Das arabische Wort lebt in frz. tasse, piem. kat. tassa, sp. taza, pg tazza, engl. tass, flam. tasse, rum. tas, it. tazza.

Lokotsch 2044; Eguilaz 504; Wartburg 186; Dozy 2, 44

Landauer, der; -s, - [arab. al-andūl: Wagen]: Reisewagen mit geteiltem Verdeck in der Mitte. Dieser Wagen wurde nicht zuerst Landau hergestellt, wie es bei Adelung (2, 1880) oder in Goeth Hermann und Dorothea' (1, 56) steht Auch die Behauptung, c Name Landauer gehe darauf zurück, daß Kaiser Joseph I. zu ersten Mal eine derartige Kursche benutzt habe, als er 1702 2 Belagerung von Landau fuhr, ist unbegründet. Das Wort ist wi mehr arabischen Ursprungs. Aus sanskr. hindöla entstand du persische Vermittlung arab. andül, mit Artikel al-andül, das Spanier von den Mauren als lado, leichter, mit Maultier bespatter viersitziger Wagen' übernahmen; daraus frz. landau, er landau, dt. Landau, das vollertymologisch zu Landauer umgest wurde.

Kluge 421; Storfer 234f.

Ras, der; -, -(e) [arab. ra's: Kopf, Spitze, Stammesoberhaupt]: in geographischen Namen: Kap, Berg, Vorgebirge, Berggipfel.

Rasse, die; -, -n [arab. ra's: Kopf, Ursprung]: Art, die sich durch bestimmte erbliche Merkmale von anderen unterscheidet.

Die Herkunft des Wortes war lange ungeklärt. Einige Autoren brachten Rasse mit reiza 'Strich, Linie' in Verbindung. Andere sahen in Rasse eine Verwandte von Generation und leiteten it. razza aus lat. generatio "Zeugung" ab. Seit dem Nachweis, den Oberhummer 1928 in der Wiener Akademie führte, steht fest, daß das Wort vom arab. ra's Kopf, Ursache' kommt. Das Wort gelangte im 16./17. Jahrhundert mit französischer Schreibweise ins Deutsche, und zwar zunächst in der allgemeinen Bedeutung "Art, Gattung, Geschlecht, Stamm'. Seit dem späteren 18. Jahrhundert als Fachwort für botanische oder zoologische Unter-, Stamm- bzw. Spielarten gebräuchlich. Als ethnologischer Einteilungsbegriff wurde Rasse im 19. Jahrhundert mit Volk gleichgesetzt. Im 20. Jahrhundert machte der Nationalsozialismus das Wort zum zentralen Bestimmungswort vieler Neuprägungen, wie Rasserecht, Rassegefühl, Rassewert, Rassenhaß, Rassenbewußtsein, Rassenhygiene, Rassenpflege, Rassenschutz, Rassenschande, rassisch u.a.m. Das arabische Wott lieferte sp. pg. raze, it. razza, frz. engl. race. Eguilaz 482; Lokotsch 1701; Oberhummer (1935), (Forsch. u. Fortschr. 11, 2.65); Schulz 3, 150.

Algebra, die; - [arab. al-ğabr: Wiederherstellung]: Algebra kam im 9. Jahrhundert durch die Araber nach Spatuen und von dort aus nach dem übrigen Europa. Das arabische Wort ist eine Abkurzung von al-ğabr wal-muqābala, dem Titel eines algebraischen Lehrbuchs von Muḥammad ibn Mūsa, dem Erfinder der Algebra. Im 12. Jahrhundert kam die latinisierte Bezeichnung Algebra et Almuqabala in Europa auf. Die Abkürzung Algebra wurde dann von der Vergleichungslehre auf das Buchstabenrechnen übertragen.

Das arabische Wort lebt in: sp. pg. álgebra, frz. algèbre, it. algebra, sp. algebra, engl. algebra.

Lammens 13; Wartburg 54; Diez 12; Dozy 123; Mahn 141; Littmann 76; Lokotsch 631; Corom. 1, 122.

Tarif, der; -s, -e [arab. ta'rīfa: Bekanntmachung]: Lohnsatz; vertraglich festgesetzter Preis (z.B. für Elektrizität, Leistungen des Transportwesens), Frachtsatz; Verzeichnis von Preisen für Waren und Leistungen (z.B. Steuertarif).

Durch die Handelsbeziehungen mit dem Orient ist das arabische Wort zuerst nach Italien und von hier aus in die anderen europäischen Sprachen gelangt: it. tariffa (seit 16.Jh.), kat. tarifa (seit 16.Jh.), sp. pg. tarifa (seit 17.Jh.), engl. tariff, ndl. tarief, tarif. Das heute seltener gewordene Wort tarifieren war im 19. Jahrhundert für ,verzeichnen, ansetzen, den gegenseitigen Wert von Münzen feststellen, die Zollsätze für Waren bestimmen' bekannt. Lokotsch 2037; Eguilaz 503; Dozy 348; Wartburg 184; Corom. 4,

Laute, die; -, -n [arab. al'ūd: Instrument aus Holz]: Zupfinstrument mit bauchigem Klangkörper und 6 Saiten, gestimmt wie eine

Die Araber kannten ein musikalisches Instrument, das aus dünnen Spänen in der Form eines halbierten Kürbisses zusammengesetzt war. Am Klangkörper saß ein Hals mit vier bis fünf Saiten. Sie nannten es 'ūd, mit dem arabischen Artikel al- ud. Dieses Wort ergab it. liuto, afrz. leūt und breitete sich in Deutschland aus als spätmhd. lüte, nhd. Laute. "Wie die Laute, das Begleitinstrument der Liebeslieder, aus dem islamischen Orient zu uns gekommen ist, so ist wahrscheinlich der mittelalterliche Minnesang überhaupt orientalischen Ursprungs." Lokotsch 2127.

Konrad Burdach, in: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1918. Nr. XLV, S. 994/1029 u. Nr. XLVIII,

S. 1072/1098.

Koffer, der; -s, - [arab. quffa: Flechtkorb]: viereckiger, tragbarer Behälter für Kleider und kleine Utensilien, die man auf der Reise braucht.

Das arabische Wort lebt in sp. cofa, alcofa, kat. koffa ,Korbʻ, sard. goffe, it. coffa, afrz. cofre, frz. coffre (mit Anfügung eines -r wie in calibre ,Kaliber').

Der arabische Name stammt seinerseits aus gleichbed. griech. kophinos. Durch die Handelsbeziehungen mit den Arabern im Mittelalter ist das Wort in die europäischen Länder zurückgekehrt. Es ergibt im 12. Jahrhundert frz. coffre ,Lade, Koffer', das das deutsche Wort lieferte. Im Deutschen erscheint 1691 die Form Kuffer bei Stieler, 1577 Koffer bei Junius, 1541 Kofferan bei Maaler. Noch im 18. Jahrhundert verzeichnete man die Nebenform Kuffer; bei Lessing erscheint die scheinfranzösische Form Couffre. Eguilaz 140; Lokotsch 1225; Wartburg 97.

Ziffer, die; -, -n [arab. şifr: Null]: Zahlzeichen; Zeichen zur schriftlichen Darstellung von Zahlen.

Von den Indern übernahmen die Araber im 9. Jahrhundert das Zahlensystem, das bereits die Null enthielt. Das altind. sünya ,leer, Zahlzeichen ohne absoluten Wert, Null' übersetzten die Araber mit sifr, das den gleichen mathematischen Sinn erhielt. Mit der Bedeutung Null gelangte das arabische Wort im 13. Jahrhundert nach Europa: mlat. cīfra, it. sp. pg. cifra, afrz. cīfre; hieraus engl. cipher, anord. sīfra, mnl. cīfer, nnl. cijfer, mnd. sifre, sifer, spätmhd. zif(f)er, nhd. Ziffer, Null'.

Über den Bedeutungswandel von ,Null' zum heutigen Zahlzeichen ist folgendes zu sagen: Im Italienischen trat nulla Nichts' an die Stelle von cifra ,Null'; dieses wiederum übernahm die Aufgabe von it. figura, das "Zahlzeichen" bedeutet hatte. Parallel dazu bekam das Wort im Deutschen die heutige übliche Bedeutung "Zahlzeichen'. In diesem Sinn erscheint das erste Zeugnis um 1400 beim Ackermann aus Böhmen (26, 15). Die Abzweigung Chiffre (s.d.) entstand erst im 18. Jahrhundert.

Littmann 76f.; Lokotsch 1894; Eguilaz 369; Corom. 1, 778; Devic 29; Fischer, Zur Berichtigung einer Etymologie von K. Vollers, in: ZDMG LVII, 783/793.

Zucker, der; -s [arab. sukkar: Zucker]: in weiterem Sinne alle oder nur die niederen Saccharide.

Der Zucker und die Baumwolle gehören zu den Hauptgegenständen des Welthandels. Beide verdankt das Abendland den Arabern. Das Zuckerrohr war früher in Vorder- und Hinterindien sowie im südlichen China sehr verbreitet. Aber die Zuckerfabrikation in diesen Ländern beschränkte sich darauf, das Zuckerrohr zu zerquetschen, den Saft über dem Feuer abzudämpfen und zu verdichten. Ursprünglich wurde der Zucker von den arabischen Ärzten als Heilmittel empfohlen. A. 1

Joppe, die; -, -n [arab. ğubba: baumwollenes Unterkleid]: a) (an Stelle eines Mantels getragene) einfache Jacke (aus Loden) für Männer; b) Hausjacke für Männer.

Das arabische Bekleidungsstück ist gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Deutschland bekannt.

Auf arabisch ğubba gehen it. quippa, frz. jupe (12 Jh.), daraus mhd. juppe, joppe, schope, scheppe, schube, nhd. Schaube (s.d.) zurück. Die Bedeutung von Joppe wechselte mit den Moden. Im Mittelalter war sie ein Stück der ritterlichen Rüstung. Seit dem 16. Jahrhundert bezeichnete das Wort eine Jacke der jungen Leute. Im 19. Jahrhundert war sie ein Arbeits- oder Alltagsgewand, auch ein Wander- und Jagdkleid. Heute ist sie eine taillenlose Jacke aus dichtem Wollstoff oder Loden, besonders für Männer. Sie kommt in Verbindung mit Materialbezeichnungen vor, z.B. Lodenjoppe, Pelzjoppe; ferner in Hausjoppe, Herrenjoppe, Trachtenjoppe etc. Diez 166; Dozy 147; Eguilaz 204; Lokowch 737; Wartburg 57.

#### ZWÖLFJÄHRIGER

Deinahe hätte ich Pistolenschießen gelernt, aber Prichtig, auf dem Schützenhof. Du kannst mit der Straßenbahn bis hin fahren, hat der Offizier gesagt-Der kam mitten in der Russischstunde, auf einmal ging die Tür auf, und er hat gefragt, wer gern Pistole schießen möchte . . . Ich habe mich als erster gemeldet, bloß – ich habe ein paar Impulse zuviel . . . Da mußt du fünfzehn Sekunden ausatmen und die Pistole mit gestrecktem Arm in ein Loch halten, und dann können die genau ablesen, wieviel Impulse du hast. Aber was denkst du, wie schwer so ein Ding ist! Ein Kilo und dreihundert Gramm . . . Und einer hat Pech gehabt, sage ich dir. Der hatte ganz wenig Impulse, das wäre was ganz Seltenes, und weißt du was? Der hatte eine zu kleine Hand, der kam mit dem Finger nicht an den Abzug."

# SCHIESSBEFEHL

Tch fahre zum Vater, sagt er, nimnit das Motorrad. Lund ich denke, warum kommt er denn nicht wieder. wo der bloß bleibt, langsam werde ich unruhig, da kommen die und sagen, ich soll nach P . . . kommen, er hat über die Grenze gewollt, und sie haben ihn erwischt. Also bin ich mit dem nächsten Zug nach P.... gefahren, er hat schon gestanden, sagen sie, und als ich mich nicht mehr beherrschen konnte und mir die Tränen kamen, haben sie gesagt, machen Sie sich keine Sorgen, gute Frau, Ihr Gerhard lebt, er hat gut gegessen, und jetzt schläft er. Und wenn's während der Armeezeit gewesen wäre, wär's schlimmer. Er hatte doch gerade erst seinen Facharbeiter mit Abitur gemacht, und am Montag sollte er einrücken . . . Und dann, am Montagnachmittag, kommen die von hier und sagen, ich soll am Dienstag nach P... kommen. Ich backe einen Kuchen, kaufe ein, und dann sagen sie mir in P..., ob ich denn nichts wüßte, ob denn unsere nichts gesagt hätten, er hat sich erhängt. Mit der Unterhose. Und sie hätten ihm einen Zettel gegeben, ob er mir nicht ein paar Worte schreiben wollte, aber er hätte abgelehnt. Wie er mir das hat antun können . . . Und sehen darf ich ihn nicht, nur noch kurz vor der Feier, die im Gefängnis stattfindet. Aushändigen können sie mir nur die Urne."

Raines Kunte .

3.

Jeder Staatsbürger hat das Recht ... Beifall seine Persönlichkeit frei zu entsalten -Beifall insbesondere hat er das Recht auf: Arbeit -Beifall Freizeit -Beifall Freizügigkeit -Beifall Bildung \_ Beifall Versammlung – Beifall sowie auf Unantastbarkeit der Person starker Beifall.

Jeder Staatsbürger hat das Recht -Beifall im Rahmen der Gesetze seine Persönlichkeit frei zu entfalten – Rufe: Hörtl Hörtl insbesondere hat er das Recht auf: Arbeit entsprechend den gesellschaftlichen Erfordernissen Unrube, Beifall auf Freizeit nach Maßgabe seiner gesellschaftlich notwendigen Arbeitskraft -Zischen, Beifall, amūsiertes Lachen, Unruhe auf Freizügigkeit, ausgenommen die Fälle, in denen eine ausreichende Lebensgrundlage nicht vorhanden ist und der Allgemeinheit daraus besondere Lasten entstehen würden schwacher Beifall, böhnisches Lachen, Scharren, Unruhe auf Bildung, soweit die ökonomischen Verhältnisse sie sowohl zulassen als auch nötig machen starke Unruhe, Murren, unverständliche Zwischenrufe, Türenschlagen, höhnischer Beifall auf Versammlung nach Maßgabe der Unterstützung der Interessen der Mitglieder der Allgemeinheit -Pultdeckelschlagen, Pfeifen, allgemeine Unruhe, Lärm, vereinzelte Bravorufe, Protestklatschen, Rufe wie: Endlicht oder: Das hat uns no**s**h gefehlt, Trampeln, Gebrüll, Platzen von Papiertüten sowie auf Unantastbarkeit der Person -Unruhe und höhnischer Beifall.

Jeder Staatsbürger hat das Recht,
im Rahmen der Gesetze und der guten Sitten seine Persönlichkeit
frei zu entfalten,

insbesondere hat er das Recht auf Arbeit entsprechend den wirtschaftlichen und sittlichen Grundsätzen der Allgemeinheit – das Recht auf Freizeit nach Maßgabe der allgemeinen wirschaft-

lichen Erfordernisse und den Möglichkeiten eines durchschnittlich leistungsfähigen Bürgers -

das Recht auf Freizügigkeit, ausgenommen die Fälle, in denen eine ausreichende Lebensgrundlage nicht vorhanden ist und der Allgemeinheit dadurch besondere Lasten entstehen würden oder aber zur Abwehr einer drohenden Gefahr für den Bestand der Allgemeinheit oder zum Schutz vor sittlicher und leistungsabträglicher Verwahrlosung oder zur Erhaltung eines geordneten Ehe- Familienund Gemeinschaftslebens -

das Recht auf Bildung, soweit sie für den wirtschaftlich-sittlichen Fortschritt der Allgemeinheit sowohl zuträglich als auch erforderlich ist und soweit sie nicht Gefahr läuft, den Bestand der Allge-

meinheit in ihren Grundlagen und Zielsetzungen zu gefährden –
das Recht auf Versammlung nach Maßgabe sowohl der Festigung als
auch des Nutzens der Allgemeinheit und unter Berücksichtigung von
Seuchengefahr, Brandgefahr und drohenden Naturkatastrophen –

sowie das Recht auf Unantastbarkeit der Person:

Allgemeiner stürmischer, nichtendenwollender Beifall.

Peter Handke

# Rose Ausländer Hinter allen Worten Gedichte

Rase Ausländer, geboren am 11. Mai 1901 in Czernowitz/Bukowina, gestorben am 3. Januar 1988 in Düsseldorf. Sie studierte Literaturwissenschaft und Philosophie. Die Jüdin überlebte die Jahre der Verfolgung durch die Nationalsozialisten in Czernowitz. 1946 wanderte sie in die USA aus, kehrte 1964 nach Europa zurück und zog 1965 nach Düsseldorf. Seit 1971 lebte sie dort im Elternhaus der Jüdischen Gemeinde. Sie veröffentlichte mehr als dreißig Gedichtbände und erhielt zahlreiche literarische Auszeichnungen, u.a. 1977 den Andreas-Gryphius-Preis, 1980 die Roswitha-Gedenkmedaille der Stadt Gandersheim und 1984 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

#### Wieder ein Tag

Wieder ein Tag aus Glut und Wind Das Laub zittert wo sind die Vögel versteckt Wagen rollen im Straßenglanz Menschen üben das Schweigen

Der Tag zu lang die Nacht zu kurz die Sonne zu wild

#### Wünsche III

Ich möchte ein Magnolienbaum sein Jahrhunderte alt mit herrlichen Blüten

Eine Nachtigall möchte ich sein deren Stimme jeden berückt

noch lieber ein Berg von der Sonne umarmt rein gewaschen vom Regen endlose Gipfelschau ein Jahrtausendeleben

Ach ich sprach wohl im Traum kein Magnolienbaum keine Nachtigall auch kein Berg möchte ich sein

Ich will weiterhin ich sein ein paar Menschen lieben Weltspuren folgen und wenn der Sprachgeist erlaubt mit einigen Worten meinen Tod überleben

Mir fallen Namen ein Poetenkummer Poetenlicht Frühlingsklänge Winterstimmen Tote Freunde flüstern mir zu erfinde neue Namen Sagt die Erde nein steh ich eine Vogelscheuche vor der Tir

Manchmal bin ich die Herzkönigin gewinne jedes Spiel

# Mysterium

Die Seele der Dinge läßt mich ahnen die Eigenheiten unendlicher Welten

Beklommen such ich das Antlitz eines jeden Dinges und finde in jedem ein Mysterium

Geheimnisse reden zu mir eine lebendige Sprache

Ich höre das Herz des Himmels pochen in meinem Herzen

#### Preisen

Preisen die Erde und ihre unaufhörlichen Wunder

Sonne Mond Gestirne und was dahinter dichtet

Die Menschenbrüder aufnehmen im Herzgefäß unsre winzige Ewigkeit Was

Was soll ich euch schenken außer den Lichtblumen und Trauerblättern meiner Worte

Ich gehöre meinen Worten die euch gehören

Manchmal

# **Im Bild**

Unter diesem Titel bitten wir jeweils eine Persönlichkeit, Gedanken zu einem Bild nach freier Wahl aufzuschreiben.



Eine Frau erfrischt mit dem Wasserstrahl einen von den Strapazen arg gezeichneten, sich völlig ausgebenden, dem Ziel zustrebenden Radfahrer. Der Betrachter sieht es sofort, dieses Bild ist nicht gestellt. Es ist ein Bild helvetischer Realität. Und gerade deshalb weist es zugleich über diese hinaus, ist Ausdruck der Verbundenheit von Bürger und Soldat, von Volk und Armee, von Frau und Mann, ein Bild, das in der Symbolik unserer Geschichte, unseres Landes tief verankert ist und vom Volk entsprechend empfunden wird.

Dieses Gesicht eines Mannes, voller Anstrengungen, voll geballter Kraft, beharrlich und entschlossen, ist Ausdruck jener Hingabe, die unsere Vorfahren aus dem armen Land das machen liess, was es heute ist: ein wohlhabendes und freies Land, das von vielen bewundert und beneidet wird.

Ein Bild auch der sich ergänzenden Kontraste, eine gegenseitige Bereicherung in der Verschiedenheit: Die Frau unterstützt den Mann in seinen Anstrengungen, die Zivilistin hilft dem Soldaten, die Kleidung zeigt die Zierde der Frau

und die Härte des Mannes, der Mühe Schweiss verlangt nach der Erfrischung des Wassers... Ergänzung in der Vielfalt, das Bild unserer Heimat.

Jedes Bild erzeugt eine Atmosphäre und regt dadurch über die konkrete Darstellung hinaus zu Empfindungen und Gedanken an, die über Form und Farbe hinausgehen. Hier triumphiert der Wille zur Leistung, die Freude am Leben, die Kraft der Jugend. Die Uniform erinnert an unser Herkommen, erinnert uns daran, dass uns die Freiheit nicht in den Schoss gefallen ist. sondern erkämpft werden musste. Das Wasser steht für Leben, für erfrischende und neue Ideen, hingespritzt von einer jungen Frau, die durch die leichte Bekleidung Freiheit, Sicherheit und Zuversicht, den Übergang vom Althergebrachten zum Modernen darstellt, die eigene Taten, wie der Mann, vollbringt.

Das entschiedene, angestrengte Gesicht des Radfahrers lässt uns die Länge und die Mühsal des bereits zurückgelegten Weges, aber auch die Genugtuung am Ziel erahnen. Und auf diesem beschwerlichen Weg zeigt der Schnappschuss die Wohltat der Abkühlung, die Geste der Freundschaft, ja der Nächstenliebe.

Gedanken zu einem Bild: Verbundenheit von Volk und Armee, Mann und Frau, eigenständig und doch mannigfach aufeinander angewiesen, Symbol für ein ganzes Volk, Einheit in der Vielfalt, Wille zur Leistung, Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft.

Arnold Koller 🔳

BUNDESRAT DR. ARNOLD KOLLER ist Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartementes.

#### Peter Handke

Abstraktion von dem Ball, der in den Fluß gefallen ist

Als Kinder saßen wir am Sonntagnachmittag oft am Ufer des Flusses und schauten dort, an der Feldmitte, dem Fußballspiel zu. Sooft der Ball an unserer Stelle ins Wasser fiel, liefen wir den Fluß entlang, um mit langen Stangen den Ball aus dem Wasser zu fischen. Wir konnten uns dabei Zeit lassen, weil jedesmal, wenn der Ball ins Wasser fiel, vom Spielfeldrand sogleich ein-Reserveball aufs Spielfeld geworfen wurde. Wir liefen so schnell wie der Ball vom Fluß getragen wurde, bis wir ihn jedesmal, kurz vor der Wehrmauer, herausfischten. Der Fluß war in der Regel so ruhig, daß wir meistens neben dem Ball hergehen konnten. Als aber einmal Hochwasser war, mußten wir laufen.

Am Rand eines Fußballplatzes, der an einem Fluß liegt, pflegt sich eine Anzahl von Kindern einen Spaß daraus zu machen, jedesmal, wenn der Ball im Verlauf des Spiels ins Wasser fällt, von der Höhe der Spielfeldmitte aus gerade bis zum Spielfeldende neben dem Ball herzulaufen, um ihn dort erst aus dem Wasser zu holen. Als der Fluß einmal Hochwasser führt, müssen die Kinder sehr schnell laufen.

Kinder gehen jedesmal neben dem Ball her, wenn dieser auf der Höhe der Mittellinie eines Fußballfeldes in einen Fluß fällt. Erst am Ende des Fußballfeldes fischen sie den Ball aus dem Wasser. Bei Hochwasser laufen die Kinder sehr schnell.

Personen gehen von der Mittellinie eines Fußballfelds bis zum Ende des Fußballfelds neben einem Gegenstand her, der im Fluß am Rand des Spielfelds treibt. Als sie gerade am Ende des Fußballfelds angelangt sind, pfeift der Schiedsrichter zur Halbzeit. Bei Hochwasser, als die Personen laufen müssen, machen sie auf der Höhe des Gegenstands am Spielfeldende kurz vor dem Halbzeitpfiff Halt.

Jemand geht am Rand eines Fußballplatzes neben einem Gegenstand her, der in den Fluß gefallen ist. Er setzt sich 30 Sekunden vor der letzten Minute der Halbzeit von der Spielfeldmitte aus in Bewegung. Als er, genau auf der Höhe des Gegenstands, das Spielfeldende erreicht hat, pfeift der Schiedsrichter zur Halbzeit. Bei Hochwasser erreicht er das Spielfeldende, nachdem er sich zugleich mit dem Gegenstand 10 Sekunden vor dem Halbzeitpfiff des Schiedsrichters in Bewegung gesetzt hat, zugleich mit dem Gegenstand 1 Sekunde vor dem Abpfiff.

Jemand benötigt, um die Hälfte der Länge eines Spielfelds (Spielfeldlänge = 90 Meter) zurückzulegen, 1 Minute und 30 Sekunden. Als er laufen muß, benötigt er für dieselbe Strecke nur 9 Sekunden.

Jemand benötigt für 45 Meter 90 Sekunden. Laufend benötigt er 9 Sekunden.

$$y = \frac{45}{9}$$

$$X = \frac{I}{2}$$

# Im Ohr

In die Kaurimuschel
den Zweig ohne Rinde
durch den Ring
aus Zeigefinger und Daumen!
Eins ist wie eins
solange wir Muscheln kennen
nackte Zweige
Sonne auf Gras und Sand

Leben ist leicht
wenn die Stadt es nicht schwergemacht hat
Leben ist leicht
wenn die Stadt es nicht leichtgemacht hat
Sterben ist leicht
weil man es immer vergißt
Sterben ist leicht
weil man es nie vergißt

Das Lagerfeuer der Stadt brennt auf Plakaten ich kaufe ein Stück Papier und zwänge mich in ein Abteil Die Stadt ist voll Spielzeug für Kinder und gegen Kinder ich zahle ein Stück Papier und lege mich auf ein Mädchen

Ob wieder Krieg kommt? Ob die Ehe mich stumps macht? Ob ich weiß was ich will? Ob meine Arbeit gebraucht wird? Ob ich nicht irre? Ob ich zuletzt noch ich bin? Ob Krebs oder Herzschlag? Ob Selbstmord oder Irrsinn? Muschellied Es klappern die Reden der Redner Bröckelnde Zähne kauen ein weiches Zündholz Tabakfinger werfen die leere Schachtel den Tieren zum Fraß vor die springen von Stern zu Stern

### Ausweg

Es muß einen Ausweg geben aus jenem Aberglauben der immer meint es muß einen Ausweg geben

# Verewigung

Zum Versteinern stehen die Leute Schlange

Wer an die Reihe kommt steigt auf das Trittbrett

Er wirft sein Geldstück ein und wählt Gesteinsart und Farbe

Er selbst betätigt den Hebel und hört noch ein leises Zischen

Dann wälzen ihn zwei Gehilfen in die Allee

Oder man stellt ihn zu Haus auf im Kreis der Familie

JEDER SEIN EIGENES DENKMAL liest man im Schlangestehen

Manche stehen so stramn als ware es gar nicht mehr nötig

# Untergang

Als ich nach Hause kam stand in der Tür ein Seestern wollte mich gar nicht einlassen: »Hier ist doch Meer!«

Und wirklich mein Brot schmeckte viel zu gesalzen und im Glas herrschte deutlich Ebbe und Flut

Schließlich fand ich in meiner Schnapsflasche Post und im Bett lag ein Wrack bewachsen mit Algen

Da ließ ich eine Boje durch den Kamin aufsteigen und die Pestflagge hängte ich gelb zum Fenster hinaus

Zwei Tage lang kamen vom Fluß her die Möwen wie freche Taucher um ein gesunkenes Schiff

Auch am dritten Tag: keine Rettung Mein Seestern war ungeduldig: "Haben Sie doch ein Einsehen!" Gut. Ich ertrank



# Erich Fried Warngedichte

#### Definition

Ein Hund der stirbt und der weiß daß er stirbt wie ein Hund

und der sagen kann daß er weiß daß er stirbt wie ein Hund ist ein Mensch

# Einblick

"Die Menschen sind völlig blind"

lehrte der alte Bandwurm

"Nicht einmal

#### Antwort

Zu den Steinen hat einer gesagt: seid menschlich

in ihren Darm können sie sehen« gt:

Die Steine haben gesagt: wir sind noch nicht hart genug magst du einen nachtisch? flambierte bananen ich hätte noch 10 minuten zeit nachmittags bin ich im quartierschulhaus klassenfotos viel aufwand für wenig geld

ich wollte eine berühmte fotografin werden kunst weisst du ich wollte gefeiert werden so wie du mit deinen gedichten

ich habe meine ansprüche zurückgeschraubt jetzt bleibt der alltagskram hochzeiten vereinsanlässe klassenfotos

aber immerhin es reicht für uns zwei

hast du nun die stelle bei diesem verlag?
wir könnten für gemeinsame ferien sparen
uns eine abwaschmaschine leisten
einen teppich für das zimmer
ich möchte dass du dich bei mir wohl fühlst
eine regelmässige arbeit würde dich unabhängiger machen
es reut mich ja nicht das weisst du
aber ehrliche arbeit hat noch niemandem geschadet

#### DIE AKTE:



# PRO JUVENTUTE

ZENTRALSEKRETARIAT • SECRETARIAT GENERAL • SEGRETARIATO GENERALE
ZURICH SEEFELDSTR. 8 - POSTCHECK - CHEQUES POSTAUX - CHEQUES POSTALI VIII 3100 - TEL (691) 317244

Bitte under Zeichen in der Antwort wiederholen / Prière de rappeier notre rélégance dans la réponse / Si graça di richiamere il nostre ageno nella rispozi

11. Jan. 1973

Frl. ... hat Bedenken, dass Mariella - und Chrigeli - als feste Hoffnung auffassen, wenn die persönliche Vorstellung in der musischen Schule vollzogen wurde. Nach ihrer Meinung wird M. grosse Schwierigkeiten machen, wenn eine Rückkehr des Buben doch nicht zustande kommen kann. Frl. ... meint, es sei einfach nicht vorstellbar, dass der Bub der "Führung und Erziehung" seiner Mutter anvertraut werden soll. Was wird aus diesem Kinde? Darf man überhaupt einen jungen Baum so verpflanzen nur weil es der alte Baum will? Auch oder gerade well es dem Jungen zum sichern Schaden gereicht? - Frl. ... bezeichnet Mariella als eine Art "Edel-Gangster". Sie schaut nur auf ihren eigenen Vorteil, ist unglaublich raffiniert und versteht es äusserst geschickt, die andern hereinzulegen und sich im besten Licht dazustellen. Schliesslich erwähnt die Anrufende, Mariella sei in allem sehr unzuverlässig und masslos, besonders was den Haushalt betreffe. Wenn es ihr nicht drum sei, koche sie einfach nicht und halte sich mit irgend etwas durch, dann müsse auch Chrigel während Tagen Bananen essen und sich damit begnügen.

XENOS:

ich schreibe, ich arbeite

MENGA:

ja unverständliche sachen und immer klagst du an immer bist du auf abwehr

XENOS:

es gibt gesetze der not

89

später wartet silvia in einem weissen zimmer auf den doktormit der narbe. im zimmernebenan scheint eine frau sehr krank zu sein, sie schreit und stöhnt, flucht, man hört ihren unsicheren, schlurfenden schritt durch die dünnen zimmerwände. sonst scheint die abteilung leer zu sein. es ist früher abend.

silvia fühlt sich besser, seit «die brosche» das haus verlassen hat. eine schwester hilft ihr beim ausziehen, sie lacht viel und laut.

der doktor betritt das zimmer mit einer weissgekleideten frau und einer andern schwester mit schwarzer haube und blauweisser schürze, er setzt sich auf den bettrand und streicht silvia über die haare.

«morgen früh wirst du für eine weile schlafen. du brauchst keine angst zu haben, es wird dir nichts böses geschehen. nach dem aufwachen wirst du dich gut fühlen. dann wird es dem kleinen mädchen viel besser gehen.» der doktor lächelt. silvia möchte, dass der doktor die ganze nacht bei ihr bleibt und lächelt. sie möchte nicht mehr ins heim zurück zu den andern kindern. der doktor spricht leise, mit einer angenehmen, tiefen stimme. er schreit nicht wie die schwester im heim. er schenkt dem mädchen eine schachtel süssigkeiten. «morgen mittag wirst du sie essen dürfen». dann geht er, und auch die andern zwei verlassen das weisse zimmer.

spät in der nacht öffnet sich leise die tür. eine fremde schwester schaut in das zimmer. silvia schläft nicht, doch sie stellt sich schlafend, um die schwester und den doktor nicht zu erzürnen. silvia wimmert vor anstrengung, nachdem sich die türe hinter der schwester schliesst. sie verkriecht sich unter die decke wie eine kleine verlorene kugel. lange, lange liegt silvia so, bis es morgen wird und man vom korridor schlüsselge-

klirre und schritte hört.

später wird das kind gewaschen. die «blauweisse» ist nicht mehr so freundlich wie tags zuvor. silvia hält ganz still, die «blauweisse» reibt die schläfen des mädchens mit einer stinkenden flüssigkeit, dann auch die hand- und fussgelenke. beim einreiben sickert etwas flüssigkeit in das linke auge. es schmerzt, silvia weint, will sich wehren. doch die schwester stemmt jetzt ihre arme auf die schmale brust der kleinen, nicht, bitte nicht so grob, es schmerzt, ich ersticke unter deinen armen. silvia schreit vor angst, die schwester schreit zornig zurück.

zwei wagen werden in das zimmer geschoben. eine grosse, weisse kiste mit knöpfen, schaltern und schläuchen, ein anderer wagen mit vielen fremden dingen, röhrenartigen bunten flaschen, medikamenten, metallenen geräten. die tür des zimmers ist offen. im korridor hört man die frau vom zimmer nebenan brummen und schimpfen. einen kurzen augenblick bleibt sie vor der geöffneten türe stehen, ihr graues haar hängt strähnig ins verwüstete gesicht, ein rostro-

ter morgenmantel bedeckt den dicken körper. ihre augen rollen. böse schaut sie die kleine an, schreit unverständliches kauderwelsch, silvia fürchtet sich vor ihr, fürchtet sich vor dem vielen fremden im zimmer, fürchtet sich vor dem doktor, der ernst und hastig das zimmer betritt, zusammen mit der weissgekleideten

silvia muss etwas bitteres schlucken. kurze zeit später wird sie von müdigkeit überwältigt.

später pressen sie etwas schwarzes auf das gesicht des mädchens. panik, angst. man stösst ihm ein ding in den mund, schmerzen im hals, ersticken, angst, angst, angst. eiskristalle im kopf, eine nie aufhörende vision von weissem tod, verlassenheit, wüste, leere. was tun sie? etwas in silvias körper verselbständigt sich, wird zur bewusstseinskugel, die nichts mehr mit dem körper gemein hat. ein furchtbarer schmerz im kopf. der kopf explodiert, millionenteile silvias wirbeln durcheinander, versuchen, den schmerz zu neutralisieren. der schmerz bohrt sich weiter durch den kopf, hinab zur brust, wo das herz verzweifelt hämmert, in den bauch, in die beine. aufhören, aufhören. silvia stirbt, silvia erstickt, silvia verbrennt, nicht töten, nicht tö-

ewiger schmerz, blitze, rote und blaue blize zerstören silvia. das blut kocht, schwappt über in einer randlosen masse fleisch, die einmal silvia hiess. nicht mehr, bitte, hört auf, bitte, bitte.

warum? doktor, warum, was habe ich dir getan? silvia sucht nach der schuld, sucht und sucht. visionen von fratzen, grün, grün, das grüne monster, wilde verrückte augen, die silvia verschlingen, silvia wird winzig, unfertig, begraben in einem schwarzen, atmenden sarg, das grüne monstrum hat silvia zurückgenommen, silvia stirbt.

nichts. leere. tod.

stunden später. wimmern vor schmerz. die augen des doktors, ganz nah. dunkel, drohend jetzt, lüge, sie haben alle gelogen, lüge, hass, zorn, schmerz, hilflosigkeit. was ist geschehen? was haben sie getan? warum haben sie silvia bestraft? silvia übergibt sich vor übelkeit. die frau nebenan flucht, brummt, poltert an die wände, als wäre die zeit stillgestanden. der doktor hält silvias hand. aber das mädchen fürchtet sich jetzt vor dem doktor. er hat gelogen, er hat silvia belogen, er ist nicht lieb, er ist nicht freundlich, er hat silvia getötet. die mauer ist jetzt zwischen ihnen. silvia liegt starr, sieht die welt um sich nur schemenhaft. schemen aus einer andern welt. was ist geschehen? was ist wirklich geschehen? silvias kopf ist eine brennende wunde, der körper ein zerstampfter brei. nichts scheint mehr gesund zu sein an silvia. das mädchen zieht sich zurück, zurück in sich, schützt sich, wird unerreichbar für die gestalten im zimmer, gleitet ab ins nicht-sein, weg von den schmerzen, dem furchtbaren, das geschehen ist, weg von dem unbegreiflichen, mörderischen.

elektroschock, die krönung der ver-rückten, dornenkrone im haar, die kreuzigung beginnt, es ist mord, hört ihr, ihr tötet, ihr tötet, ihr fügt silvia schmerzen zu, weil ihr zu feige seid, euren eigenen schmerz zu fühlen. ihr wollt töten, ihr wollt eine tote silvia. nur tot bin ich euch richtig...

doktor blumensteins gesicht, die düsteren, beschatteten augen, schmalgliedrige hand nahe meinem puls. schwester, sag es ihnen, dass sie silvia nicht töten sollen, sags ihnen bitte, silvia kann es nicht sagen, silvia

ist gefangen...

der schmerz löscht jedes bitten aus. blitze schlagen zu, peitschen den körper wie die flügelschläge eines metallenen vogels. es ist zu viel, hört auf. sie ver-rükken silvia, sie reduzieren sie auf das höllische brennen im körper. sie zerreissen silvia die lunge, die nieren, zerreissen den unterleib in stücke, umklammern das herz mit stromgeladenen fäusten. im kopf rotiert eine feuerkugel. in rasender schnelligkeit zerstört sie die verbindung zur jetzt-welt, angst, angst... nicht sterben lassen, ich fürchte mich vor dem tod, vor diesem tod... silvia will leben, stellt diese verdammte mördermaschine endlich ab...

doch immer wieder reisst es silvia hinab in den abgrund aus schmerz und angst. die angst verzerrt die gesichter zu fratzen, dantes hölle im weissen raum, breughels gericht, direktor ackermanns augen, saugend, sie saugen den lebenswillen aus silvia, bohren sich in silvias hirn, füllen es mit todesangst, sein verzerrter mund, eine vision: ströme von blut fliessen durch den raum, zerfetzte leichenteile, auf ihnen hockt ackermann wie eine riesige mörderkröte, schwein, du verdammtes, krankes schwein, ich halte es nicht mehr aus, nichtmehrnichtmehrnichtmehr... silvias vierzehnjähriges leben schrumpft zusammen

auf diesen einen tödlichen augenblick, als gälte es, vierzehn jahre alten schmerz in diesem einen moment zu erleben... das hält kein mensch aus, mama, mama.

der schmerz treibt silvia in den bauch der mutter aber auch dort ist schmerz, nicht friede, nicht ruhe. nur schmerz, bedrohung, grausamkeit, kälte, ungeheure, weisse kälte. das ist nicht menschlich, nichts ist menschlich an diesem geschehen. wo ist die schuld, die silvia abzutragen hat?

tief drinnen in silvia brüllt das wissen: nicht schuldig, du bist nicht schuldig, silvia . . . sie tun das alles, weil sie ver-rückt sind, weil die welt ein irrenhaus ist, akkermann ein irrer mörder, adler und blumenstein seine helfer und abteilungsknüppel ver-rückt wie deine eigene mutter, irr vor angst wie sie. es sind ihre abgründe, die dich töten, silvia, nicht die deinen. sie müssen dich töten, weil sie nicht leben können, weil leben für sie gefahr heisst, weil sie angst haben vor dem wirklichen leben und angst vor der angst. du bist

eine gefahr für sie, silvia, weil du sie mit deinem leber an ihr leben erinnerst, das sie nicht leben wollen. sie müssen dich töten, wie sie elsa getötet haben und alle andern, denen sie die seele aus dem leib gerissen haben. sie schicken sie tot nach hause, ausgehöhlt, verbrannt, sie tun es immer wieder, sie werden es immer wieder tun aus angst vor ihrem eigenen, ungeheuren schmerz. sie sind zu feige, bei sich aufzuräumen menschen zu werden, wirkliche, liebende menschen sie sind ver-rückt, mörderisch verrückt.

das ist der mensch, der sich hinunter zur abart seiner selbst gezüchtet hat, ein seelenloses ungeheuer, unfähig zu leben und zu lieben, eine maschine, eine fressende, zerstörende mordende maschine.

(aus:M.Mehr, Steinzeit)

elektroschocks sind furchtbar. ich glaube, es gibt keine sprache, die den schmerz, die todesangst und panik wirklich beschreiben könnte. die ärzte, freundlichkeit heuchelnd etwa mit worten wie: «du wirst jetzt schlafen, silvia, nachherwird es dir gut gehen. du wirst nichts spüren von dem, was wir mit dir machen, du wirst nicht wissen, was geschehen ist, wenn du erwachst. du wirst dich einfach wohler fühlen.»

das ritual geschieht mit jenen erschreckenden, kalten präzisionen, wie die kz-häftlinge im dritten reich gefoltert und gemordet wurden, fein säuberlich, damit kein unrat zurückbleibt. die erfindung der elektroschockmaschine und des insulinschocks fällt in die zeit des beginnenden faschismus in europa.

der schmerz ist ungeheuerlich, der kopf wird tausendmal mit blitzen gespalten, der körper zerrissen. der körperbefiehlt mobilmachung, das wehren gegen diese unglaubliche todesnähe.

die todesangst während jedes elektroschocks katapultiert alle vorangegangenen traumen, um den grundfür diese strafe zu finden. du erlebst also nicht nur das trauma des schocks an sich, sondern erlebst auch alle andern, vorangegangenen traumen wieder, vorgeburtliche traumen nicht ausgeschlossen. dies nennen die weissen götter eine heilmethode, dank derer du gesund werden sollst.

der einzige effekt des elektroschocks ist die tatsache, dass dein körper mit einem weiteren trauma besetzt wird und deshalb für eine weile schweigt. die angst lässt dich ruhig, apathisch werden. aber das dauert nur kurze zeit, dein unterbewusstes wird dich zur gegebenen zeit wieder daran erinnern, du wirst wieder aus der norm fallen, dich auf deine art wehren, nicht konform sein: dann beginnt der kreis von neuem, bis sie dich endgültig geschafft haben, bis du psychisch tot bist und somit angepasst für eine gesellschaft, die dich nur als arbeitsmaschine, als funktionierende arbeitsmaschine braucht. doch viele schaffen den weg nicht einmal bis dahin. sie bleiben auf der strecke liegen, als selbstmörder oder chronisch kranke einer irrenanstalt.

(aus: M.Mehr, Steinzeit)

chefvisite. doktor adler präsentiert ängstlich «seine schäfchen». ängstlich, weil jederzeit etwas geschehen kann, was den rituellen ablauf stören könnte. diese trügerische ruhe während jener visiten, diese verlogene menschlichkeit, rosageschminkte anteilnahme. man wusste darum, patienten und die weissen götter, man spielte gut, man fiel nur selten aus der rolle. fragen nach dem austritt sind verpönt. beschwerden ebenfalls. die ganze visite ein grandios aufgezogenes, buntes theater. silvia wagt aufzubegehren, nimmt die gelegenheit wahr, nach dem grund ihres hierseins zu fragen. aber, aber silvia. laut, unbekümmert fragt sie, dem fragen folgt peinliches schweigen. doktor ackermanns antwort ebenso deutlich: «wir wollen mal sehen, ob du nicht ebenso verrückt bist wie diese frauen hier.» silvia verkriecht sich wieder hinter ihr schweigen, dieses jahrelange schweigen zu allen quälereien, beleidigungen, anschlägen auf ihre integrität, ihre gefühle.

«abteilungknüppels» patientensprache: «es geht uns doch prima, nicht wahr, silvia?» «aber frau köcher, wir wollen das brot doch nicht auf den boden werfen». «kommen sie, elsa, wir wollen noch ein wenig traubenzucker zu uns nehmen.» «christina, was fällt uns denn ein, wir wollen jetzt doch nicht weinen.» sie ist das gehirn der abteilung, sie denkt für die patienten. wer sollte da noch denken wollen?

Ich fühlte gestern abend, dass es nicht gutgehen würde. Es roch nach Blut in der Arena, und die Madrilenos, aufgepeitscht, waren ungerecht zu den Novilleros und zu den Novillos. Sie hatten alle drei Angst. Die Angst war ein ekelhafter Brei, der sich zähflüssig in die Arena ergoss und alles erstickte, was die Spanier gut und mutig nennen. Der letzte Toro tat es, nahm seinen sechzehnjährigen Gegner fast zärtlich auf die Hörner und schleuderte ihn in die Zusschauermenge. Der Junge blieb bewusstlos auf dem Schoss einer Schönen liegen, rotberockt war sie, und doch sah man das Blut, das aus seinem Unterleib über das goldbestickte Lichtgewand sikkerte und sich zum Rot des weiten Rockes gesellte.

Mit einer Cornada durchlöcherte der gleiche Novillo dem zweiten Novillero das rechte Schienbein. Den dritten, vierzehn Jahre jung, stampfte er, als dieser stolperte, in den Sand. Sie trugen den armen Jungen weg, blutüberströmt, im Gesicht übel zugerichtet. Zurück blieb der Toro, gegen den keiner mehr kämpfen konnte, schritt seine Runden wie ein König, Eroberer, den Kopf stolz erhoben, denn keinem der Jungen gelang es, ihm auch nur mit einer Banderilla das Muskelpaket im Nacken zu kitzeln. Dann holten ihn die Ochsen aus der Arena. Er verliess sie nur widerwillig, schnitt fünfmal vor dem Toril den Weg, schritt seine Siegerrunden unbeirrt weiter.

Das Publikum tobte, schrie «asesino» und «mata lo». Doch er war kein Mörder, nein, wehrte sich nur so gut er konnte, wollte nicht sterben, denn es war nicht Seine Zeit.

Ich wusste, verschwommen nur, dass es so kommen würde, sah es in einem Tagtraum kurz zuvor, sah Blut und eine weinende Mutter und den schwarzen Toro. Keiner der drei jungen Stierkämpfer verliess in der typisch männlich arroganten Pose, mit hohlem Kreuz den Ort des Kampfes. Wollte ich einen Toro siegen sehen?

Anna brach zusammen, weinte, schrie und zitterte am ganzen Leib. Ich schleppte die noch immer Weinende hinter die Arena, wo sie den jungen Toro, den Sieger, schlachteten.

Die Fleischer schrien, beschimpften ihn wie das Publikum, nannten ihn «asesino». Nach einem einzigen, gekonnten Schnitt schoss ihm das Blut aus dem Hals, verbreitete den süsslich warmen Geruch, den ich aus dörflichen Schlachthöfen zeit meiner Kindheit kenne.

Sie trennten das Fell vom Fleisch, dieses seidig glänzende, schwarze Königskleid, sie schnitten ihm die Hoden weg, den grossen Penis, die Vorderbeine, den Kopf, zerteilten ihn in essbares, verkaufbares

Fleisch, legten einen grauen Magen bloss. Der barst durch eine Ungeschicklichkeit des einen Fleischers. Zähflüssig ergoss sich die Brühe über den roten Klinkersteinboden, Halbverdautes, Grünes, das mit grossen Wasserkesseln in den Abfluss gespült wurde, dorthin, wo sich schon das heisse Toroblut verdickte. Wir schauten das riesige Toroherz, das noch zu donnern schien, halluzinierten Trommelschläge, Naturgewalten, den Herzschlag der Erde. Wir schauten in die rohen Fleischergesichter. Arbeiter. die doch nichts anderes tun als ihre Arbeit, schauten die breiten Hände, die den Toro zerteilten, und ich nahm Annas Hand, führte sie zu dem noch warmen Klumpen Fleisch, der jetzt fast schutzlos auf den Fliesen lag: das Herz des Toros. Ich bohrte ihre Hand, zur Faust geballt, in dieses warme Fleisch, damit sie wissen würde, für immer wissen würde, wie es sich anfühlt: das Herz des Toros.

Vor der hölzernen Schranke tobte Annas Freundin Tencha. Sie fluchte, verfluchte mich, nannte mich Hure im Namen meiner Mutter, doch ich lachte. Ich konnte nicht aufhören zu lachen, ein Gelächter, schmerzhafter als jedes Weinen. Ich lachte einer Zerstörung entgegen, die drei jungen Menschen beinahe das Leben gekostet und diesen Stier entwürdigt hatte. Ich lachte in das entwetzte Gesicht meiner Freundin Anna: Frauen, ich wollte sie stark und stolz und göttlich, sie waren doch kleine Lämmchen,

wussten nichts vom Sterben, Töten, und auch nichts vom Leben. Sie redeten nur davon, wie kleine Mädchen dann und wann vom Grossen, Grössten träumen. Frauen, dachte ich, und schnitt im Geiste manche Ohren weg zu Ehren dieses nackten, zerlegten Heros, zu Ehren seiner Tapferkeit und seines Mutes.

Es war eine verrückte Nacht, ich hatte meine Freude an ihr und mir. Als Tencha endlich ging, nahm ich Anna am Arm und kaufte in der nächsten Kneipe eine Flasche Magno. Die soffen wir, Göttinnen, Toros und alle Matadore der Welt, wir waren besoffen wie die Heiligen. Ich brachte Anna nachhause, wo sie zu Antonio Molinas Falsettstimme «Toreeeeeeeeeeroooooooo» einen Flamenco tanzte, dass selbst die brävsten Engel unkeusch geworden wären, wenn es sie gäbe. Schön war sie in ihrem nachtblauen, schweren andalusischen Rock, schön wie eine Königin – und sie lebte.

(aus M.Mehr, Das Licht der Frau)

Ich hasse die Pro Juventute nicht. Es gibt da bei vielen Fahrenden einen Fanatismus. Ich machte den Vorschlag, man müsse jetzt vor allem den ältesten und kranken Betroffenen einmal helfen, die noch leben. Das muss man sofort machen. Wenn man noch lange diskutiert, immer an eine Wand, das nützt gar nichts. Die Jüngeren können ja noch warten. Aber ich komme auch in eine Wut hinein, wenn sie immer nur reden. Bla bla bla. Es muss jetzt dann einmal etwas Greifbares da sein. Nicht immer nur reden. Wenn sie mich jetzt fragen würden wegen einer Entschädigung: Ich wüsste nicht was. Die Gesundheit wird nicht wiedergutgemacht. Seit ich in Bellechasse war, habe ich Angstgefühle. Ich habe heute noch Herzklopfen. Es geht manchmal weg für ein Jahr oder zwei. Aber jetzt habe ich es schon zehn Jahre nacheinander. Es kommt plötzlich, wie angeworfen. Dann muss ich Medikamente nehmen. Manchmal würstelt mir der ganze Kopf, so dass ich mich nicht konzentrieren kann. Es sind nicht Depressionen. Ich habe immer noch Freude, an der Sonne, am Mond, an allem. An der Natur sowieso. Ich habe keine Depressionen, sondern Angstgefühle. Es sind die Herznerven. Ich rauche natürlich auch ein bisschen viel. Ich muss alle Abende ein Lexotanil nehmen. Am Morgen ein Deanxit und am Mittag ein Deanxit. Nach der Kur mit einer Hunderterpackung kann ich dann aufhören damit. Dann muss ich nur noch abends ein Lexotanil nehmen. Ich habe bemerkt, dass ich manchmal davon eine schwere Zunge bekomme. Manchmal kann ich nicht einmal mehr erzählen. Es wird mir auch oft schwindlig.

Ich habe das jetzt nur in groben Zügen erzählt. Schon vollständig, aber nicht detailliert. Wenn ich das im Detail alles erzählen würde – Jesus, was habe ich mitgemacht.

In Bellechasse war eine dreifache Mörderin in der Zelle neben mir. Die tat wie eine Wahnsinnige, jede Nacht. Eine Welsche. Einmal schlug sie alle Scheiben kaputt. Dort war auch eine alte Wärterin, eine Deutsche. Sie war bucklig. Sie klapperte jeweils mit dem Schlüsselbund vor der Türe. Die Tränen liefen mir herunter, wenn ich nur schon diese Schlüssel hörte. Es hatte auch eine gute Wärterin. Die brachte mir immer Butter und Ovomaltine. Sonst war die Kost miserabel. Ich musste auch arbeiten, auf den Feldern. Aber wenn ich nicht wollte, sass ich unter einen Baum. Ich sagte: «Macht doch ihr diesen Mist. Ich bin doch kein Bauer.» Wir mussten auch Kartoffeln schälen. Und diese kleinen Karotten machten sie, für Konserven. Sie bauten auch Salat an. Das ist ein riesengrosser Bauernbetrieb. Ich habe natürlich auch rebelliert. Ich will nicht sagen, dass ich ein Engel war. Die Frauen dort unten waren arme Menschen. Eine bekam Schläge, dass sie kopfvoran die Treppe hinunterfiel. Furchtbar. Eine war noch drin, zuoberst, im Rollstuhl. Von der sahen wir nie etwas. Wir hörten sie nur schreien. Ich glaube, das war eine Fahrende. Was mir auch auffiel: Es hatte sehr viele Tessiner dort. Aber nicht Jenischa sondern Sesshafte.

Meine Mutter war ja auch schon in Bellechasse gewesen. Sie hat zu mir gesagt: Pass auf, wenn du dorthin kommst. Wenn das Tor sich schliesst, ist es zu. Und als ich dieses Tor sah, wusste ich: Jetzt ist es zu. Meine Mutter könnte auch viel erzählen.

Wir weinten jeweils alle, wenn uns die Mutter von früher erzählte. Sie ist jetzt bald 70. Sie vergisst nichts. Sie weiss noch alles wie neu, während ich bei einigen Dingen zuerst studieren muss. Sie bekam mit neuneinhalb Jahren ihre Periode. Das war im Heim Burg Rebstein, im Rheintal. Sie taten sie in eine Badewanne mit kaltem Wasser und liessen sie darin, bis das Wasser rot gefärbt war. Damit sie diese Sünde abbüsse. Weil sie so jung die Periode bekam. Dann musste sie noch einen Rosenkranz beten.

Andere Zöglinge des «Hilfswerks Kinder der Landstrasse» erzählen, sie seien von den Nonnen vergewaltigt worden. Mein eigener Vater hat mir das gesagt. Das sei in Riva San Vitale gewesen. Zwölfjährig war er. Einen anderen Zögling tauchten sie jeweils zur Strafe kopfvoran ins kalte Wasser. Bis er den Atem nicht mehr anhalten konnte. Er hat Asthma bekommen deswegen. Er ging nie baden. Erst vor zwei Jahren, in Kenya, ging er zum ersten Mal ins Wasser, ins Meer. Mit 50 Jahren. Wirschleppten ihn mit in die Ferien. Er hat schon gesagt, er habe Angst vor dem Wasser. Aber wir sagten ihm, das sei anders im Meer. Das fand er dann auch.

Wieder andere steckten sie in Zwangsjacken. Stundenlang. Oder sie schlessen sie zwischen zwei Türen ein, in einem engen Zwischenraum, wo sie sich nicht drehen konnten. Tagelang. Tage- und nächteweise haben sie sie nicht mehr hinausgelassen. Wenn ihnen dann geöffnet wurde, konnten sie nicht mehr gehen. Sie fielen vornüber.

Einmal, im Josefsheim, in Bremgarten, habe Siegfried selber den Samichlaus gespielt. Er sei gekommen und habe den Sack mit Nüssen ausgeleert. Die Kinder sprangen wie hungrige Wölfe darauf los. Dabei sei er mit seinem schweren Bergschuh einem kleinen Büblein auf die Finger getreten. Zwei Finger habe er ihm abgetreten.

Er war pervers. Wer nach seiner Geige tanzte, der hatte das schönste Leben. Aber wer ihm nicht gehorchte, die, welche nicht taten, was er von ihnen wollte...

Meinen Onkel jagte er derart, dass sie ihm das Gemächt ausrissen. Sie sagten dann, er habe sich das selber angetan, weil er die Invalidenrente einkassieren wollte. Wir wussten ja nicht einmal, was eine Invalidenrente ist. Damals. Er ist in Mendrisio unten gestorben. Er ist durchgedreht. Sie gaben ihm Spritzen, all das Teufelszeug. Es ist jetzt noch eine Jenische dort unten. Sie war einmal bei meiner Schwester in den Ferien. Ob man sie jetzt noch hinausbringt, weiss ich nicht. Ihr Hinterteil ist ganz vernarbt vor lauter Spritzen. Blaurot ist sie dort. Das ist standrechtliche Folter. Das sollte einmal ein Arzt untersuchen.

Haben Sje das Buch von Siegfried «Kinder der Landstrasse» gelesen? Ja? Jetzt sagen Sie mir: Bin ich blöd, oder ist das ein gutes Buch? Wer

tahrende Volk-vololyt Verleurt. Jenische Colass Comment Verlag das geschrieben hat, ist selbst nicht normal. Das ist meine Meinung. Man sollte dieses Büchlein noch einmal herausgeben und möglichst vielen Leuten zu lesen geben. Das nimmt mich wunder, ob irgendein geschulter Mensch sagt, dieses Buch habe ein normaler Mensch geschrieben. Ich kann ja nicht gut lesen. Aber vom Tessin bis nach Zürich habe ich beinahe das Ganze gelesen. Als ich ankam, zitterte ich. Mein Mann sagte immer: Was hast du auch? Ich sagte: Das musst du lesen! Das ist ja nicht normal. Ich habe schon oft gedacht, es gäbe den grössten Film, wenn man einen Film machen würde, vielleicht nur von einer oder von zwei Familien. Das würde ein irrsinniger Film.

Ein Buch können eben viele gar nicht lesen. Meine Kinder gingen zwar zur Schule, aber sie lernten nicht einmal lesen. Vom September bis im April gingen sie immer zur Schule. Eine Tochter musste dann jeweils Bücher einfassen. Das war nicht nur früher so. Sie ging im Tessin zur Schule. Das ist noch nicht lange her. Sie ist ja erst 23jährig.

Das seien Zigeuner. Zücchin teilten sie ihr aus. Sie sagt jetzt: Meine Kinder werden auch zur Schule gehen, aber das sollen sie nicht mehr machen mit ihnen. Eine Tochter hatte hier in Zürich einen Lehrer, er heisst G. und wohnt in R. Das war vor drei Jahren. Dieser Lehrer teilte ihr «Waldmensch» aus. Sie solle in den Dschungel wohnen gehen. Sie komme ja aus dem Urwald. «Dreckzigeunerin» schimpfte er sie. Das ist erst drei Jahre her. Letzthin meldete er sich im Radio Z, er verkaufte oder suchte Briefmarken.

Wenn jetzt einer käme und mir die Grosskinder wegnehmen wollte – ich würde mich vergessen. Als meine Tochter im Herbst letzten Jahres ins Kindbett kam, zitterte ich an Leib und Seele. Sie brachte ihr Kind im Wallis zur Welt. Ich telefonierte ins Spital. Ich fragte: «Kommt ein Vormund zu diesem Kind?» Sie war ja nicht verheiratet, weil sie zuerst für mündig erklärt werden musste. Erst dann konnte die Hochzeit verkündet und gefeiert werden. Ich telefonierte also: Hören Sie, falls da ein Vormund oder Beistand nötig sei, sei ich dann da. Man müsse mir dann sofort anläuten. Sie sagten dann: «Nein, nein, Frau G.» und beruhigten mich. Meine Tochter konnte mir aber noch selber anläuten vor der Geburt, und ich kam gerade noch rechtzeitig an, um es mitzuerleben. Ich sagte: «Falls ein Vormund das Kind holen will – hier bin ich!» Da hiess es, so etwas gebe es doch nicht. Ich sagte: «Es hat es aber gegeben. Ich traue euch nicht mehr.»

Dass so etwas passieren konnte! Da ist der Staat mitschuldig. Er machte mit.

Sie machen es eben heute noch. Meine Mutter hat erst vor kurzem im Amtsblatt des Kantons Tessin gesehen, dass eine junge jenische Frau – ich glaube sie ist 21jährig – in Locarno bevormundet wurde. Es geht immer noch weiter.



# Fahrendes Volk – verfolgt und verfemt

# Jenische Lebensläufe

Dokumentiert von Thomas Huonker Herausgegeben von der Radgenossenschaft der Landstrasse Auszüge aus zwei von Marco Leuenberger erstellten Kurzportraits von ehemaligen Verdingkindern

Diese Kurzportraits sind eine Art Konzentrat aus der Transkription des Interviews und werden von der interviewenden Person in Absprache mit den Interviewten erstellt, je nach Wunsch anonymisiert oder nicht. Ich anonymisiere hier alle Auszüge.

Zuerst ein Fall, der es relativ gut getroffen hat. Dennoch wird ersichtlich, im Unterschied zu den erwähnten, von Fabian Brändle präsentierten Jugenderinnerungen, wie ausgegrenzt und auf sich selber zurückgeworfen ein Verdingkind selbst in diesem Fall war, und wie sehr die Freizeit und Spielzeit einer solchen Jugend abging.

Zitate aus einem Kurzportrait einer 1922 geborenen ehemals Verdingten (erstellt von Marco Leuenberger):

"'Reiss dich zusammen, arbeiten tut nicht weh. 'Diese Worte hat R. nie vergessen. Ihre Mutter hat sie ihr mit auf den Lebensweg gegeben, nachdem sie R. eröffnet hat, dass sie zu einem Bauern gehen muss.

R. ist mit Abstand das Jüngste von vier Kindern. Der Vater ist dem Alkohol verfallen und spielt lieber Handharmonika als die Arbeit auf dem eigenen Hof zu erledigen. R. ist noch nicht vier Jahre alt, als sich die Mutter scheiden lässt. Sie kann bei ihrer Mutter bleiben, die drei Geschwister werden von der Mutter, welche die elterliche Gewalt erhält, verdingt. Der Bruder kommt zu einem grossen Bauern und muss dort jeden Morgen den Stall machen. In der Schule wird er ausgelacht, weil er nach Kuhdreck riecht. Das hat ihn ein Leben lang gequält. Der Vater geht als Knecht nach Z. und ist damit aus dem Blickfeld der Familie. Die Mutter arbeitet als Haushälterin bei Bauern.

R. hat seit der Scheidung praktisch keinen Kontakt mehr mit den Geschwistern. Ab und zu ist sie für kurze Zeit bei einer der Schwestern, mit welcher sie jeweils im selben Bett schläft. Beide geniessen das und nutzen diese Zeit, um sich alles zu erzählen. R. erfährt so, dass es auch diese Schwester schwer hat. Sie muss, da die Bäuerin schwanger ist, am Morgen um vier Uhr auf stehen und den Stall machen. Wenn sie nicht pünktlich aufsteht, zieht sie der Bauer an den Haaren aus dem Bett.

*(...)* 

Sie fühlt, dass sie anders ist, als andere Kinder. Das, was sie in der Schule lernt, füllt ihr nachher den ganzen Tag. Sie kann sich mit ihrer starken Fantasie selbst beschäftigen. Sie flechtet beispielsweise mit dem zarten Gras, welches am Fusse von Fruchtbäumen wächst und das sie "Mareili-Haar" nennt, Zöpfe und stellt sich vor, das seien ihre Puppen und spricht mit ihnen. Eigentliche Zeit zum Spielen hat R. aber nicht. Sie muss immer arbeiten.

R. bereitet den Pflegeeltern keine Schwierigkeiten: Sie ist folgsam und macht, was man von ihr verlangt. Darum wird sie auch nie bestraft. Sie hat zudem immer die Drohung der Mutter im Hinterkopf, dass sie in eine Anstalt kommt, wenn es Probleme gibt. Trotzdem läuft sie ein Mal weg, als sie sich überfordert und überanstrengt fühlt. Sie verbringt eine Nacht bei der Mutter und ist am nächsten Tag wieder beim Bauern. 'Ich glaube, der Bauer glaubte schon, er mache es recht und sie gäben mir, was es braucht, sie liessen mich nicht verwahrlosen. Aber sie hatten einfach keine Ahnung von den seelischen Kräften, die in einem Kind arbeiten. Der Mensch ist ein geistiges Wesen und nicht nur Fleisch und Blut.'

R. denkt rückblickend, dass die Pflegeeltern bei ihr nicht gespart haben und sie gut ernährt worden ist. Zuneigung erfährt sie jedoch dort nicht. Als das zweite Kind der Pflegeeltern zur Welt kommt, bewundert sie jeden Tag nach der Schule als erstes das kleine Wesen im Stubenwagen. Eines Tages ist die Türe abgeschlossen. Die Magd, welche auf dem Hof ihre

Bezugsperson ist, macht ihr schliesslich ihre Stellung klar. Sie fühlt dann plötzlich eine grosse Einsamkeit.

R. ist eine geschickte Schülerin und wissbegierig. Sie wird als Verdingkind geachtet, weil sie zu den Besten gehört. Der Lehrer will, dass sie die Sekundarschule besucht. Tatsächlich darf R. die Aufnahmeprüfung machen, die sie spielend besteht. "Nachher war ich noch zwei Jahre bei diesem Bauer, bis sie gesagt haben, es rentiere nicht mehr. 'R. wiederholt im Gespräch die letzten Worte, welche das Verhältnis der Pflegeeltern zu ihr deutlich ausdrücken, zwei Mal. Sie kann deshalb wieder bei ihrer Mutter wohnen, kommt aber bei einem alten Ehepaar in einen Wochenplatz, wo sie es gut hat und wo sie gerne ist.

Ihre Geschwister sind später das ganze Leben lang neidisch auf sie, weil sie es besser gehabt hat, die Sekundarschule besuchen und Klavierstunden nehmen konnte.

R. bleibt ein Typ Mensch, der den Kontakt sucht, die Weite geniesst und wo die Armut Nebensache ist. Sie lebt seit dem Tod ihres geliebten Mannes vom Existenzminimum und spielt noch heute jeden Tag ein wenig Klavier. Ihre Lebenserinnerungen hat sie in einem Buch veröffentlicht."

Leider typischer für die grosse Mehrzahl der Fälle ist die von schwerem Leid und Misshandlung geprägte Geschichte einer 1929 geborenen ehemals Verdingten, ebenfalls in Auszügen aus einem Kurzportrait von Marco Leuenberger dokumentiert. Wie im ersten Fall ist der Alkoholismus des Vaters ein auslösender Faktor der Leidensgeschichte. Übel agierten im weiteren Verlauf auch behördliche und kirchliche Instanzen.

"'Der Sohn hat mich geplagt, wo er nur konnte. Das war ein Sadist.'

Die Mutter von N. stirbt am 23. Dezember 1935 bei der Geburt des achten Kindes. "Da hatten wir sie über Weihnacht zu Hause, anstelle des Weihnachtbaums." Die Mutter hatte immer starke Blutungen und der Arzt hatte ihr gesagt, sie dürfe keine Kinder mehr haben. "Sie war streng gläubig und hat das dem Pfarrer erzählt. Und der Pfarrer hat gesagt: 'Ihr habt geheiratet, um Kinder zu haben. Das ist eine Todsünde, wenn ihr Verkehr habt, ohne Kinder zu haben, oder?' Ja, das Achte war dann das Letzte. Und der Pfarrer hat sich nicht um uns gekümmert, nichts. Nichts."

Der Vater von N. stammte aus einer ehemals wohlhabenden und angesehenen Familie, deren Vermögen aber bereits durch zu grossen Alkoholkonsum seines Vaters verloren ging. Er arbeitet als Holzfäller, investiert das Geld selbst auch vor allem in Alkohol und ist während der Woche nicht zu Hause. Die Kinder müssen immer wieder mit dem Leiterwagen ausziehen und um Lebensmittel betteln gehen. Der Vater ist gewalttätig und zerschlägt bei Wutanfällen das Mobiliar. "Wir hatten nie Teller oder Tassen, ich weiss nicht, wie wir getrunken haben. Gegessen haben wir alle auf einem Fleischbrett, auf einem Holzbrett." Ein ehemaliger Hühnerstall dient als Wohnstube. Schliesslich kommt die Familie ins Armenhaus. Als die Mutter stirbt, ist die älteste Schwester von N. erst 13jährig und kann nicht alleine für die übrigen Geschwister sorgen. An einem Sonntag im Januar 1936 werden die Kinder nach der Messe hinter der Kirche zur Verteilung angeboten. Die sieben Geschwister – das Jüngste ist bei der Geburt ebenfalls gestorben – werden als Knechte und Mägde in der Gemeinde verteilt. N. kommt auf einem abgelegenen Bauernhof zu Leuten, die sie noch nie gesehen hat: ein Ehepaar mit einem 17jährigen Sohn. N. weiss nicht, wie sie dorthin gekommen ist. "Ich glaube, die haben mich transportiert, als ich geschlafen habe oder ich weiss nicht was. Und dann habe ich gesagt, ich möchte nach Hause. Und dann hat die Frau gesagt: 'Es ist niemand mehr zu Hause. Du hast jetzt Kartoffeln zu schälen und mach schnell. Du hast zu gehorchen und zu schweigen, fertig'. " N. hat von ihren Familienangehörigen nichts mehr gehört und niemanden mehr gesehen. Auch der Vater meldet sich nie.

Auf dem Hof herrschen schwierige Verhältnisse. Die Bäuerin geht zwar regelmässig in die Kirche und bezahlt dem Pfarrer für ein Waisenkind 25 Franken im Monat. Zu Hause wird aber sonst jeder Fünfer gespart. Obwohl die Bäuerin 120 Hühner hat, kommt nie ein Ei auf den Tisch, alles wird verkauft. Auch von der Butter, welche N. stundenlang rühren muss oder vom Fleisch der geschlachteten Tiere sieht N. nie etwas. "Das war immer dasselbe Menu: abgeschabte Rippenknochen, wo die Würmer drin waren. Da hat sie am Sonntag ein Stück gekocht und Salzkartoffeln. Das war das Menu von der ganzen Woche und vom ganzen Jahr. Gemüse hat sie nie gemacht. Nein. "N. wird vor allem im Haushalt eingesetzt und muss neben der Schule vom Morgen bis am Abend arbeiten. N. denkt, dass sie sich während Jahren nie richtig gewaschen hat. Rückblickend hält sie fest: "Ich bin fast wie im Urwald aufgewachsen".

(...)

Die Frau beschimpft ihren Mann dauernd und überall lauthals, wo sie ihn sieht, so dass das Gebrüll meistens von weit weg zu hören ist. Das ist im Dorf bekannt und wegen den dauernden Streitereien kommt nie jemand zu Besuch. Der Mann sagt praktisch kein Wort und spricht ausser Arbeitsanweisungen auch nichts zu N. Er hält sich nur bei den Mahlzeiten im Haus auf und schläft in einem separaten Zimmer.

Obschon die Frau krank ist und zunehmend pflegebedürftig wird, muss N. mit ihr im selben Bett schlafen. Vom Sohn wird sie seit ihrem 7. Lebens jahr regelmässig vergewaltigt. Er bürdet N. immer wieder unangenehme Arbeiten auf und droht ihr mit dem Heustock, wo er sie missbraucht. Wenn niemand zu Hause ist, sperrt er N. stundenlang im Haus ein und macht ihr Angst, indem er ihr durch die Türe zuruft, dass jetzt Menschenfresser, Geister oder Tote sie holen werden. N. bricht noch heute in Tränen aus, wenn sie an diese Angstsituationen zurückdenkt. Als N. sich bei der Bäuerin beklagt, wird sie als Lügnerin hingestellt. Ein Mal läuft sie in ihrer Verzweiflung davon. Aber wohin? Auf einer Bank vor einem Bauernhaus schläft sie ein. Der Bauer benachrichtigt den Armenvater, der sie wieder holt. "Und dann musste ich auf den Knien um Verzeihung bitten und erhielt noch ein paar Ohrfeigen. Und die Frau hat dem Armenvater Fleisch und Schnaps gegeben." Der Armenvater droht ihr damit, dass sie ein nächstes Mal ins Gefängnis kommt. Das ist das einzige Mal, dass N. jemanden von einer Behörde sieht.

(...)

In der Schule ist N. (...) schlecht angesehen, da sie ja auch die Aufgaben nie machen kann. N. erinnert sich, dass sie mit einer alten Tintenfeder nicht schön schreiben konnte: "Die Schulschwester hat neben mir mit dem Stock gestanden und sobald ich eine Linie geschrieben hatte: "Hände auf!" Dann gab es wieder Schläge, jeden Tag in der zweiten Klasse. (...) Die hat jeweils direkt darauf gewartet, ja."

Im Dorflebt auch ein Vikar, der sich den armen Bewohnern gegenüber als Wohltäter aufführt. Zu dieser Zeit ist es ein weit verbreiteter Brauch, dass die reicheren Bauern den Lehrpersonen oder dem Pfarrer Lebensmittel zukommen lassen. Von Zeit zu Zeit brachten nun Kinder armer Familien ihrerseits vom Vikar ein Stück Fleisch nach Hause. Die Eltern bedankten sich bei ihm dafür. Was lange niemand wusste: Dieser Kaplan missbrauchte als Gegenleistung die Kinder sexuell. Auch N. wird zum ersten Mal im Alter von 9 Jahren von der Schulschwester aufgefordert, dem Vikar während des Unterrichts ein Buch zu bringen. N. fühlt sich geehrt und voller Stolz, da sie sonst immer hinten anstehen muss. Obwohl der Kaplan den Kindern jeweils mit dem Gefängnis droht, wenn sie etwas sagen würden, kommen nach mehreren Jahren Gerüchte auf und schliesslich wird der Kaplan versetzt. Ansonsten passiert nichts. "So hat die katholische Kirche die Leute geschützt, das sind Wölfe im Schafspelz, ja."



Deutsch

Ein Märchen der Brüder Grimm Brüder Grimm

# Der arme Junge im Grab

Es war einmal ein armer Hirteniunae, dem war Vater und Mutter aestorben, und er war von der Obriakeit einem reichen Mann in das Haus gegeben, der sollte ihn ernähren und erziehen. Der Mann aber und seine Frau hatten ein böses Herz, waren bei allem Reichtum geizig und missgünstig, und ärgerten sich, wenn jemand einen Bissen von ihrem Brot in den Mund steckte. Der arme Junge mochte tun, was er wollte, er erhielt wenig zu essen, aber desto mehr Schläge.

Eines Tages sollte er die Glucke mit ihren Küchlein hüten. Sie verlief sich aber mit ihren Jungen durch einen Heckenzaun: gleich schoss der Habicht herab und entführte sie durch die Lüfte. Der Junge schrie aus Leibeskräften 'Dieb, Dieb, Spitzbub.' Aber was half das? der Habicht brachte seinen Raub nicht wieder zurück. Der Mann hörte den Lärm, lief herbei, und als er vernahm, dass seine Henne weg war, so geriet er in Wut und gab dem Jungen eine solche Tracht Schläge, dass er sich ein paar Tage lang nicht regen konnte. Nun musste er die Küchlein ohne die Henne hüten, aber da war die Not noch grösser, das eine lief dahin, das andere dorthin. Da meinte er es klug zu machen, wenn er sie alle zusammen an eine Schnur bände, weil ihm dann der Habicht keins wegstehlen könnte. Aber weit gefehlt. Nach ein paar Tagen, als er von dem Herumlaufen und vom Hunger ermüdet einschlief, kam der Raubvogel und packte eins von den Küchlein, und da die andern daran festhingen, so trug er sie alle mit fort, setzte sich auf einen Baum und schluckte sie hinunter. Der Bauer kam eben nach Haus, und als er das Unglück sah, erboste er sich und schlug den Jungen so unbarmherzig, dass er mehrere Tage im Bette liegen musste.

Als er wieder auf den Beinen war, sprach der Bauer zu ihm 'du bist mir zu dumm, ich kann dich zum Hüter nicht brauchen, du sollst als Bote gehen.' Da schickte er ihn zum Richter, dem er einen Korb voll Trauben bringen sollte, und gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger und Durst den armen Jungen so heftig, dass er zwei von den Trauben ass. Er brachte dem Richter den Korb, als dieser aber den Brief gelesen und die Trauben gezählt hatte, so sagte er 'es fehlen zwei Stück.' Der Junge gestand ganz ehrlich, dass er, von Hunger und Durst getrieben, die fehlenden verzehrt habe. Der Richter schrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal soviel Trauben. Auch diese musste der Junge mit einem Brief hintragen. Als ihn wieder so gewaltig hungerte und durstete, so konnte er sich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Trauben. Doch nahm er vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und setzte sich darauf, damit der Brief nicht zusehen und ihn verraten könnte. Der Richter aber stellte ihn doch der fehlenden Stücke wegen zur Rede. 'Ach,' sagte der Junge, 'wie habt Ihr das erfahren? der Brief konnte es nicht wissen, denn ich hatte ihn zuvor unter einen Stein gelegt.' Der Richter musste über die Einfalt lachen, und schickte dem Mann einen Brief, worin er ihn ermahnte, den armen Jungen besser zu halten und es ihm an Speis und Trank nicht fehlen zu lassen; auch möchte er ihn lehren, was recht und unrecht sei.

'Ich will dir den Unterschied schon zeigen,' sagte der harte Mann; 'willst du aber essen' so musst du auch arbeiten, und tust du etwas Unrechtes, so sollst du durch Schläge hinlänglich belehrt werden.' Am folgenden Tag stellte er ihn an eine schwere Arbeit. Er sollte ein paar Bund Stroh zum Futter für die Pferde schneiden; dabei drohte der Mann: 'in fünf Stunden,' sprach er, 'bin ich wieder zurück, wenn dann das Stroh nicht zu Häcksel geschnitten ist, so schlage ich dich so lange, bis du kein Glied mehr regen kannst.' Der Bauer ging mit seiner Frau, dem Knecht und der Magd auf den Jahrmarkt und liess dem Jungen nichts zurück als ein kleines Stück Brot. Der Junge stellte sich an den Strohstuhl und fing an, aus allen Leibeskräften zu arbeiten. Da ihm dabei heiss ward, so zog er sein Röcklein aus und warfs auf das Stroh. In der Angst, nicht fertig zu werden, schnitt er immerzu, und in seinem Eifer zerschnitt er unvermerkt mit dem Stroh auch sein Röcklein. Zu spät ward er das Unglück gewahr, das sich nicht wieder gutmachen liess. 'Ach,' rief er, 'jetzt ist es aus mit mir. Der böse Mann hat mir nicht umsonst gedroht, kommt er zurück und sieht, was ich getan habe, so schlägt er mich tot. Lieber will ich mir selbst das Leben nehmen.'

Der Junge hatte einmal gehört, wie die Bäuerin sprach 'unter dem Bett habe ich einen Topf mit Gift stehen.' Sie hatte es aber nur gesagt, um die Näscher zurückzuhalten, denn es war Honig darin. Der Junge kroch unter das Bett, holte den Topf hervor und ass ihn ganz aus. 'Ich weiss nicht,' sprach er, 'die Leute sagen' der Tod sei bitter, mir schmeckt er süss. Kein Wunder, dass die Bäuerin sich so oft den Tod wünscht.' Er setzte sich auf ein Stühlchen und war gefasst zu sterben. Aber statt dass er schwächer werden sollte, fühlte er sich von der nahrhaften Speise gestärkt. 'Es muss kein Gift gewesen sein,' sagte er, 'aber der Bauer hat einmal gesagt' in seinem Kleiderkasten läge ein Fläschchen mit Fliegengift, das wird wohl das wahre Gift sein und mir den Tod bringen.' Es war aber kein Fliegengift' sondern Ungarwein. Der Junge holte die Flasche heraus und trank sie aus. 'Auch dieser Tod schmeckt süss,' sagte er, doch als bald hernach der Wein anfing ihm ins Gehirn zu steigen und ihn zu betäuben, so meinte er, sein Ende nahte sich heran. 'Ich fühle, dass ich sterben muss,' sprach er, 'ich will hinaus auf den Kirchhof gehen und ein Grab suchen.' Er taumelte fort, erreichte den Kirchhof und legte sich in ein frisch geöffnetes Grab. Die Sinne verschwanden ihm immer mehr. In der Nähe stand ein Wirtshaus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde: als er die Musik hörte, deuchte er sich schon im Paradies zu sein, bis er endlich alle Besinnung verlor. Der arme Junge erwachte nicht wieder, die Glut des heissen Weines und der kalte Tau der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verblieb in dem Grab, in das er sich selbst gelegt hatte.

Als der Bauer die Nachricht von dem Tod des Jungen erhielt, erschrak er und fürchtete, vor das Gericht geführt zu werden: ja die Angst fasste ihn so gewaltig, dass er ohnmächtig zur Erde sank. Die Frau, die mit einer Pfanne voll Schmalz am Herde stand, lief herzu, um ihm Beistand zu leisten. Aber das Feuer schlug in die Pfanne, ergriff das ganze Haus, und nach wenigen Stunden lag es schon in Asche. Die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Gewissensbissen geplagt, in Armut und Elend zu.

\* \* \* ENDE \* \* \*

Nachrichten aus dem Land der heissen Stuben. Lehrstück für Anfänger

Selbst aufgeklärte Eltern laufen Sturm, wenn ihre Sprösslinge regelmässig Disco-Schuppen besuchen wollen. Auf der anderen Seite stehen die Jugendlichen. Drei von ihnen waren zu einer Talk-Show gekommen, um für einmal selbst, aus ihrem Blickfeld, Nachrichten aus dem Land der Discos weiterzugeben. Paulo (16) und Raffaele (17) sind Italiener der zweiten Generation. Paulo macht eine Coiffeur-, Rassaele eine Banklehre. Beide wohnen in Uster und beide besuchen regelmässig Diskotheken an ihrem Wohnort und in der Stadt Zürich. Conny (18) will nach der Lehre erst einmal ihre Eltern in Kloten verlassen, um im Ausland Sprachen zu lernen. Gerne zusammen ist sie mit »lässigen Typen«, zu denen sie auch Paulo und Raffaele zählt. Die drei haben sich an einem Geburtstagsfest kennengelernt und ihre Bekanntschaft in Diskotheken weitergepflegt. Das Gespräch führte Walter Keller.

- »Wie bereitest Du Dich, Paulo, auf einen Besuch in der Disco vor?« - Paulo: »Wenn ich am Samstag nachmittag von der Arbeit nach Hause komme, höre ich zuerst mal ein bisschen Musik. Dann verschwinde ich für eine Stunde im Bad und wasche mir vor allem die Haare. Früher habe ich allein für das Föhnen eine Stunde gebraucht, heute lass ich die Haare einsach so trocken werden. Anschliessend gehe ich hinter den Kleiderkasten. Je nachdem wo wir abends hingchen wollen, weiss ich auch, welche Schuhe und Hosen ich anziehen will. Gehen wir nach Zürich, sage ich meinen Eltern, ich würde bei meinem Bruder oder meiner Schwester übernachten. Gegen sieben gehe ich zum Bahnhof, um die andern zu tressen. Dort sieht es manchmal aus wie in einem Regenbogen: einer ist ganz in rot, einer ganz in grün, und einer ganz in blau gekommen. Im Zug nach Zürich fängt die Stimmung dann eigentlich schon an. Wir singen, treiben Blödsinn und swingen ein bisschen umher.«

Conny: "Wenn ich weiss, dass ich am Samstag abend in die Disco gehe, überlege ich mir manchmal schon am Abend vorher, was ich anziehen soll. Ich stehe vielleicht bis zu einer Stunde vor dem Kasten, probiere die Kleider und suche mir das heraus, was mir am besten gefällt. Wenn ich das Richtige gefunden habe, lege ich die Kleider für den nächsten Abend bereit. Je nachdem wohin ich gehen will, fällt die Wahl auf ganz ausgeslippte farbige oder auf eher normale Kleider. Ich mag Sachen, die man nicht jeden Tag sieht, zum Beispiel glänzende Kleider. Heute gibt es viele Boutiquen, so dass man keine Schwierigkeiten hat, die entsprechenden Sachen zu sinden.«

- »Gibt es denn auch Situationen, wo Du in Deiner Alltagskleidung ausgehst?« - Conny: »Meistens weiss ich am Morgen schon, ob ich abends weggehen werde. So kann ich schon morgens die entsprechenden Kleider anziehen. Die Mode bietet heute so viel, dass sie auch an meinem Arbeitsplatz nichts sagen, wenn ich in glänzenden Sachen komme. Natürlich kann man nicht als Punk mit violetten Haaren und Schliessklammern hinter dem Schalter stehen. Aber in den Büros kommt es nicht so drauf an, ob man in Disco-Kleidung erscheint.«

- »Was passiert nach der Kleiderauswahl?« - Conny: »Vor dem Ausgang bade ich und wasche mir die Haare. Dann tresse ich mich mit meinem Freund und seiner Clique.«

- »Ist es bei den Mädchen nicht auch so, dass Ihr Euch am Bahnhof trefst, um in der Gruppe loszuziehen?« - Conny: »Die Burschen haben meist ihre festen Cliquen, in die sie ihre Freundinnen mit hereinbringen. Ich habe das schon selber erlebt. Ich hatte einen Freund kennengelernt, der mich in seine Clique mitnahm, und deshalb gab ich meine eigenen Kollegen praktisch aus. Ich kenne keine Mädchenclique, in welche die Mädchen ihre Freunde mitbringen würden. Es ist meistens umgekehrt. Irgendwie sinde ich das nicht gut, weil das Mädchen alleine dasteht, wenn es sich von einem Freund trennt. Das Mädchen ist dann gezwungen, wieder neuen Kontakt zu suchen, denn den Kontakt zu seinen früheren Kollegen hat es verloren.«

- »Wirst Du als Mädchen eigentlich in die Disco eingeladen?« - Conny: »Früher war das wohl anders als bei uns heute, denn damals bezahlte ja immer der Mann. Bei uns ist das verteilt: manchmal zahlt jemand für mich und manchmal zahle ich für jemand anderen, nicht nur für meinen Freund, auch für Kollegen. Wenn heute einer zu dir kommt und dir etwas bezahlen will, denkt man als Mädchen sogar, will der was von mir? Es kommt natürlich darauf an, wer der Betreffende ist. In der Disco sind ja meistens junge Leute mit ähnlichen Einstellungen. Bei Jungen geht man dann schon mit und lässt sich einladen, ohne vorher gross zu überlegen. Auffälig sind die Älteren, die

einen einladen wollen.«

- »Rassaele, nehmt Ihr in Eurer Clique eigentlich Mädchen mit, die Ihr einladet?« – Rassaele: »Wenn wir Burschen zusammen in eine Zürcher Disco gehen, nehmen wir natürlich nicht unbedingt unsere Mädchen mit, denn man weiss ja nie, wen man da in Zürich trifft. Ab und zu sind aber schon Mädchen dabei. Wobei es darauf ankommt, ob die sich uns anpassen können, ob wir sie mögen und ob sie uns mögen. Meist gehen die Mädchen aber zu zweit oder zu dritt für sich aus. Alleine geht, Mädchen oder Bursche, nämlich selten jemand in die Disco. Ausserdem gehen wir ja nicht immer nach Zürich, sondern bleiben auch of in Uster in der Diskothek. Dort ist es dann so, dass man sowiest die meisten kennt und sich auch mit vielen unterhält. Dor bleiben wir also nicht nur wie in Zürich in der Clique zusammen In Uster in der Disco bleiben wir gerade auch deshalb, weil wi uns mit anderen Jungen aus Uster unterhalten wollen «

- »Dann könntet Ihr geradesogut woanders hingehen?«
Raffaele: »Woanders würde eben wieder die Musik fehlen. Wi
brauchen beides: die Musik und die Möglichkeit, mit andere
zu reden. So können wir zwischendurch tanzen gehen und un
anschliessend wieder an den Tisch zu den anderen setzen.«

- »Gibt es in Discos auch Langeweile?« - Conny: »Ja, nach Stimmung. Wenn du aufgestellt bist, macht's dir Spass ur du lernst Leute kennen. Wenn du aber schon mit dem Stink hereinkommst, wird der Abend entsprechend schwach. Dennoc geht man auch mit schlechter Stimmung hin, weil es eine stinkt, alleine zu Hause zu sitzen, und weil man vielleicht auc nicht immer weiss, was man machen soll.«

- »Und dann ist die Disco immer noch das Beste, was machen kann?« - Raffaele: »Die Disco gibt dir die Möglichke dich nach einer Arbeitswoche so richtig austoben zu können. Dungen, die heute in die Disco gehen, leben sozusagen nur no fürs Wochenende. Am Wochenende weiss ich, dass ich zwei Tafrei habe, an denen ich mich austoben kann. Zwei Tage, die ga anders sind als das ewige aufstehen, arbeiten gehen, nach Haukommen und sich schlasen legen. Am Samstag abend in o Disco sind alles Leute mit dir zusammen, die auch so ei Woche wie du selber hinter sich haben. Und ob die Stimmugut wird, hängt natürlich auch vom Disc-Jockey ab.«

- »Von ihm seid Ihr ziemlich abhängig, denn er bestimmt welche Musik läuft!« - Paulo: »So abhängig sind wir auch w der nicht. Wenn du in deiner Stammdisco bist, gehst du hin u sagst: Hör mal, spiel doch mal das und das Stück! - In ei fremden Disco schickst du halt ein Mädchen mit deinem Platt

wunsch. Das wirkt dann sicher!«

- »In Discos geht man ja auch, um jemanden kennenzulern Wie macht man das, damit es auch wirklich funktioniert?

Paulo: »Man geht vor allem immer zu zweit. Man schaut sich die Mädchen an, steht etwas rum, macht etwas Blödsinn und schaut, wie sie reagieren. Natürlich schaust du erst mal auf ihren Kopf, dann auch auf ihre Figur und Kleider. Du fängst an, mit ihr zu reden und erzählst ihnen, wer du bist. Natürlich erzählst du das immer etwas vorteilhaster, als es wirklich zutrisst. Jeder hat da seine Methode, seine 'heissen Sprüche'. Du sagst zum Beispiel: He, ich bin in dich verliebt. Dann sagt sie sicher: Erzähl keinen Mist. Du beharrst aber darauf und bringst ihr langsam bei, dass es stimme.«

- »Wenn Ihr mögt, machen wir ein Spiel. Ihr bringt mir jetzt bei, was ich machen muss, damit ich ein Mädchen, das mir gefällt, aufreissen kann.« - Raffaele: »Du wartest auf jeden Fall ein langsames Stück ab, um mit ihr tanzen zu gehen.« - Paulo: »Nicht schlecht ist, wenn du sie vorher schon kennengelernt hast oder mindestens schon mal mit einem Freund vor ihr vorbeipromeniert bist. Denn die Frau, auf die du es abgesehen hast, ist meistens mit einer zweiten Frau gekommen. Die Mädchen sind immer mindestens zu zweit: eine, die gut aussieht, hat eine mitgenommen, die nicht gut aussieht. Dann machst du mit deinem Kollegen ab, dass er dir einen Gefallen macht. Ihr geht zu zweit hin, und dein Kollege redet mit ihr, während du dich eher in Zurückhaltung übst. Wenn jetzt ein langsames Stück kommt, fragt dein Kollege diejenige, die nicht gut aussieht, ob sie tanzen komme. Das gibt die Gelegenheit, wie nebenbei die Schöne der beiden auch aufzufordern. Beim Tanzen fragst du sie, woher sie komme und was sie arbeite.«

- »Wobei ich ihre Antwort nicht für bare Münze nehmen muss, da ich selber ja auch ein wenig bluffe?« - Raffaele: »Nein nein, die Frauen sind immer ehrlich, denen kannst du schon glauben, was sie dir erzählen.«

- »Und was mache ich mit den Händen?« - Paulo: »Da hat jeder seine eigene Methode. Wichtig ist, dass du sie am Ansang nicht zu zaghast hältst, weil es sonst aussällt, wenn du später stärker zugreisen willst. Mit der Zeit ziehst du sie näher an dich heran und erzählst ihr womöglich, du hättest Geburtstag. Das gibt dir die Gelegenheit, einen Kuss zu bekommen. Nach dem Tanzen sitzst du mit ihr an ihren Tisch. Dein Kollege, der mit der weniger gut Aussehenden getanzt hat, ist dann wahrscheinlich schon verschwunden. Deshalb musst du dich mit beiden unterhalten. Beim nächsten 'Slow-Time' (Folge von langsamen Musikstücken) fragst du wieder die Schönere, ob sie tanzen komme. Wenn sie kommt, ist gut, und sonst: Tschüs miteinander «

- »Wie fühlt man sich als Mädchen bei diesem Spiel?« - Conny: »Es kommt darauf an, ob das Mädchen den betreffenden Burschen will oder nicht. Es gibt auch Mädchen, die das Spiel mitmachen, selbst wenn ihnen der 'Guy' nicht gefällt, einfach weil es Samstag abend ist. Es kommt auch vor, dass beide mitmachen, obwohl sowohl der Bursche wie auch das Mädchen wissen, dass es nur für den Abend ist und nichts weiter dahinter steckt.« - Paulo: »Es gibt auch Typen, die das Spiel über vier oder fünf Wochenenden mit immer einem anderen Mädchen durchziehen. Eine aufreissen, dann schnell auf die Toilette und nicht mehr auftauchen.« - Raffaele: »Wobei es einen auch mit der Zeit anödet, jedes Wochenende andere zu haben.«

- »Was heisst 'haben'? Mit ihr schmusen oder mit ihr schlafen?« - Raffaele: »Kommt drauf an, wie sie eingestellt ist. Sicher geht jeder mit dem Ziel, mit dem Mädchen, das er sich ausgesucht hat, auch schlafen zu können. Wobei immer das Problem ist, wo man das machen kann. Vielleicht hat man aber Glück und einen Kollegen, der einem seinen Autoschlüssel ausleiht.« - Paulo: »Dann sagt man natürlich gleich: Das ist mein Auto, und dreht den Schlüssel lässig in der Hand.« - Raffaele: »In 99 von 100 Fällen erreicht man allerdings nicht, was man sich vorgestellt hat, vor allem bei den schnellen Bekanntschaften. Und die längeren Bekanntschaften haben den Nachteil, dass man durch die Freundschaft mit einem Mädchen von seinen Kollegen getrennt wird, mit denen man ja in die

Disco gehen will. Deshalb ist es in unserer Clique so, dass, wenn einer Schluss macht mit seiner Freundin, alle anderen wie in einer Kettenreaktion auch Schluss machen, so dass wir zum Schluss jeweils wieder alle zusammen sind. Und auch wieder zusammen in die Disco gehen.«

- »Diskotheken sind ja nicht billig. Macht es Euch nichts aus, die hohen Preise zu bezahlen?« - Conny: »Ich sage mir einfach, ich will Freude haben an meinem Leben und dafür gebe ich auch etwas aus. Was soll ich zu Hause sitzen, mein Geld zusammenraffen und dabei versauern? Das würde mir wirklich stinken.«

- »Apropos Zuhausesitzen: Was sagen Deine Eltern zu Deinen Disco-Besuchen? - Conny: »Anfangs waren sie recht misstrauisch, weil sie nicht wussten, wohin ich gehe und was eigentlich in der Disco vor sich geht. Heute haben ja die meisten Mütter Angst, ihre Tochter komme mit einem unerwünschten Kind nach Hause. Dabei passiert es in der Disco eher selten, dass man mit einem, den man erst kurz kennt, nach Hause geht und mit ihm schläft. Das machen die meisten erst dann, wenn sie mit dem Betreffenden eine feste Beziehung wollen. Natürlich kann das einer sein. den sie in der Disco kennengelernt haben.« - Raffaele: »Die Disco erleichtert es ja auch, einander kennenzulernen. Es ist dort jedenfalls einfacher als auf der Strasse oder irgendwo in einem Restaurant.«

Wolf Wondratschek

#### 43 Liebesgeschichten

Didi will immer. Olga ist bekannt dafür. Ursel hat schor dreimal Pech gehabt. Heidi macht keinen Hehl daraus. Bei Elke weiß man nicht genau. Petra zögert. Barbara schweigt. Andrea hat die Nase voll. Elisabeth rechner nach. Eva sucht überall. Ute ist einfach zu kompliziert. Gaby findet keinen. Sylvia findet es prima. Marianne bekommt Anfälle.

Nadine spricht davon. Edith weint dabei. Hannelore lach darüber. Erika freut sich wie ein Kind. Bei Loni könnte man einen Hut dazwischenwerfen.

Katharina muß man dazu überreden. Ria ist sofort dabei Brigitte ist tatsächlich eine Überraschung. Angela wil nichts davon wissen.

Helga kann es.

Tanja hat Angst. Lisa nimmt alles tragisch. Bei Carola Anke und Hanna hat es keinen Zweck.

Sabine wartet ab. Mit Ulla ist das so eine Sache. Ilse kanr sich erstaunlich beherrschen.

Gretel denkt nicht daran, Vera denkt sich nichts dabei. Für Margot ist es bestimmt nicht einfach.

Christel weiß, was sie will, Camilla kann nicht darauf verzichten. Gundula übertreibt. Nina ziert sich noch Ariane lehnt es einfach ab. Alexandra ist eben Alexandra. Vroni ist verrückt danach. Claudia hört auf ihre Eltern. Didi will immer.

# Niklaus Meienberg

# Züribärg. Forschungsbericht & Kühlpsalm

So flott so abgeschmackt geschmackvoll aufgeräumt so speilau eingeseift und raunend anberaumt so aufgeschossen abgeschäumt geräumig eingeräumt Wer hat dich du schale Macht aufgebaut so hoch dort oben wer hat dich eingepökelt aufgehalst wer schrumpfte eure Augenäpfel feimte eure Fitnesseier weshalb wuchern wie im Treibhaus die Jahresringe eurer Konten o ihr Aktienwichser Zinsleinpicker Mehrwertschlucker Grunzt euch doch nach Disneyland ihr unverweslichen Pestlieferanten Plasticpeople euch verdaut kein Krematorium die Würmer raten ihren Kleinen von euch Eindruck macht ihr den Polstern eurer Kutschen euren teuren Tschicks der Hausfrau dem Haushund Schlaff und klanglos eure Sehnen durch die Adern schleicht euch Schleim Ersoffen längst das Sonnengeflecht in den Börsensümpfen eurer Farukbäuche Nur mit der Feuerzange Fasst euch der Abdecker an ihr Aktenköferli Möwenficker Zunfthauspicker Ruhet wohl auf dem Schindanger Gemachte Leute ihr ihr ausgemachten Galgenvögel

# Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe

Genossen. Von Geniessen ist bei euch keine Spur ihr meldet euch nur wenn ich in eure Agenda pass wenn ihr mich plant wenn ich veranstaltet werde. Schöner Artikel gefällig was darf es sein diesmal vielleicht wieder einer meiner beliebten Aufschreie gegen die Hartherzigkeit der Bourgeoisie

Freunde
Freunde? es ist schon schön
gebraucht zu werden
ihr braucht aber nur
einen Teil von mir
der Rest verreckt
der grössere Teil

Fürs nächste Podiumsgespräch schick ich euch eine Podiumsgesprächspezialanfertigung von mir. Ambulanter Kopf direkt montiert auf Bein. Kutteln Herz Gekröse Galle Sonnengeflecht sämtliche Innerein bleiben daheim. Kompaktmodell

es ist

verreckt mit euch bin ich
ein Gebrauchsgegenstand eine alternative
War manchmal
vergeht ein Jahr man hört
obwohl mein Telephon lauthals kräht
keinen Ton von euch ich meine
von eucheucheucheuch nicht von eurer
verfluchten Funktion in der ihr ganz
begraben seid wie ich
in meinem eigenen
Sarkophag. Ihr wir hoffnungslosen linken
Aktenköferli



er Schlinge, hält Char-m Anschlag und zielt.

e. Charles – er gilt n seinem Vater Prinz ip als der zweitbeste ütze der Königsfamilie rlegte seine Beute mit Linken. Die Arbeit erhtert hat ihm eine ppe, mit der er sein ites Auge abdecken nte, um besser zielen cönnen.



# Was unbequeme . T

Schriftsteller und Journalist Nik-

ZÜRICH – Wer ist der wortgewaltige

laus Meienberg? Ein ganz giftiger

Stänkerer, einer, der alles mit Dreck

bewirft, was den meisten Schwei-

DIL

# Schweizerinnen und Schweizer denker

zern lieb und teuer ist? Ein unflätiger Nestbeschmutzer und eigentlich ein Anarchist? Aus den Händen des Stadtrates empfängt er morgen den mit 15 000 Franken dotierten Gros-

SIUKENFKIEDE

sen Kulturpreis der Stadt St. Gallen der nur alle vier Jahre verlieher wird. Das beweist zumindest: Kon fliktscheu und intolerant ist diese Stadtrat nicht.

# Niklaus Meienberg: "Ich würde den Röstigraben verschieben!"

# quemer Schweizer?

Wer sagt denn, ich sei unbe-quem? Ich hab's gern bequem: auf der Matratze, Kinofauteuil, in den Vehikeln, im Wasser von Flüssen und Seen und Meeren, in den Um-arnungen, beim Flanieren auf Trottoiren und Matten, beim Singen und Schimpfen, beim Stricken und Lieben und allen anderen Tätigkeiten, die ich in bequemer Haltung auszuüben mich bemüssige.

# Was kritisieren Sie an der

Dass der IQ (Intelligenzquo-tient) und der GQ (Gemüts-quotient) unserer Regierung so klein ist. – Dass die Arbei-terinnen und Arbeiter der Ems Chemie treu und brav

Ems Chemie treu und brav das Milliardenvermögen von National-Verwaltungs-Rat Christoph Blocher mehren und ihm noch nicht sein Schloss Rhäzüns weggenom-men haben. – (Eignet sich als Kinderkrippe). Rhäzünser isch gejürger! isch gsünser!

Wofür kämpten Sie? Für mehr Schnee im Winter, blauere Augen im Sommer, und für die Wieder-Einfüh-rung der Kavallerie.

#### Was sind die grössten Probleme der Schweiz in der Zukunft?

Dass sie schrumpft, weil Deutschland wächst. Dass die lateinische Komponente abnimmt, während die germanische zunimmt. Dass wir von deutschen Zeitungen und TV germanisiert werden (Kohlo-

#### Nimmt die Schweiz zuviele Asylanten auf?

Nein, zuwenig. Wenn wir alle unangenehmen Schweizer nach Afrika auswandern lassen (Stoehlker, Bischof Scha-winski, Bischof Haas, Arbenz, Blocher, Auto-Frey, Kopp nd Kopp, Karl Lüönd, Peter Studer, dazu alle FDF- und SVF-Mitglieder), gibt's bei uns vorig genug Platz für die Verdammten dieser Erde.

#### Auf welche Schweizer sind Sie stolz?

a) Auf De Gaulle. Neueste For-



Gerne blocht Niklaus Meienberg mit dem Töff durchs Land.

schungen haben ergeben (vgl meine Lizentiatsarbeit über «De Gaulle et les Américains de 1940-42»), dass De Gaulle mütterlicherseits, via die Fami-lie Kolb, im 17. Jahrhundert auf schw. Ursprung zurückblik-

auf schw. Orsprung zurückölik-ken kann (Oberaargau). b) Teilweise auf mein Müt-terchen, das sogenannte «Muetti» (Dialekt).

#### Für welche Schweizer schämen Sie sich?

a) Für Frau Kopp, die sich

# Niklaus Meienberg zu den Stichworten

GELD	Dreck
AUTO	Schmutz
FREIZEIT	Putz
LIEBE	Streichel
SEX	StrEichel, Beiss, Stöhn

nicht schämt, mit ihrer ranzigen Arroganz schon wieder öffentlich aufzutreten.
b) Für ihr ranziges Publikum (Zollikon). Was für ein Intelli-

genzquotient! (IO)

# Was hat Sie am meisten

gekränkt? Die Kinderkrankheiten (Masern, Mumps, Röteln, Podagra, Zipperlein, fallendes Weh, Gsüchti, Skorbut, weicher Schanker).

#### Was hat Sie am meisten bewegt?

a) Mein Motorrad, im Dialekt auch Töff genannt. Es bewegte mich zuverlässig von Posi-tano z.B. bis nach Liverpool hinauf via Paris und Santiago de Compostela. Es ist schnell und genügsam. Es verab-scheut Autobahnen und liebt das Krumme (Kurven).

«Magnificat» von Bach: heavy music. Aus dem Magnificat besonders die Arie, d.h. der Bibelvers: DE-POSUIT POTENTES DE SEDE (er stürzet die Mächti-

#### Was würden Sie sofort in der Schweiz ändern?

Den Röstigraben: hundert Kilometer nach Osten verschieben. Sodass bis nach Aarau Französisch gesprochen würde (bilingue)

b) Bundesrat Villiger, dessen Intelligenzquotient (IQ) hin-aufzusetzen wäre; Gemüt hat er genug.

#### Wer ist der mächtigste Schweizer?

Meine Mutter, die geborene Geiges (auf meiner Bupo-Fi-che wird sie als «Geiger» geführt). Wacklig auf den Beinen, aber frischesten Kopfes und nächstes Jahr nüünzgi, hat sie, von mir abgesehen, ihren Clan voll im Griff, ungezählte Kinder, Kindeskinder, Kindeskinderkinder ent-gehen ihrer Aufmerksamkeit nicht: ein bisschen wie Clara Wille, geb. Bismarck, genannt die Generalin (I. Weltkrieg). Eine Wucht! Mit blauen Augen!

#### Was denken Sie über unser Fernsehen?

Nichts

#### Was ist Ihr grösster Fehler? Meine Gutmütigkeit, Sanft-mut, Mildherzigkeit, und mut,

mut, Milonetzigkeit, und mein Alter. (Füffzgi!) Alt wer-den ist in unserer Gesellschaft ein Fehler. Korrigiere ihn mit viel Sauna. Und Rhäzünser.

# Was sind thre Stärken?

Mein Bizeps, mein Forzeps; aber auch Tibia, Metatarsus und Tarsus. Ausserdem: der Gluteus maximus.

#### Mit wem würden Sie sofort tauschen?

Mit Michael Ringier. Ich würde dann in allen Ringier-Blät-tern brillante Chefredaktoren einsetzen, welche brillante Fragen stellen. Ich selbst wür-de den «BLICK» übernehmen und Michael Ringier evt. als Volontär beschäftigen, nach vorheriger Eignungs-Prüfung.

#### Was verdienen Sie?

Den Dank von Michael Ringier, weil ich ihm eben seine Zukunft geweissagt habe.



Name: Meienberg Vorname: Niklaus. Markus, Maria (die drei Vornamen entnehme ich den Fichen der Bundespolizei, die mir vor kurzem zuge-stellt wurden. Dank an die Bundespolizei, die mir zwei Vornamen in Erinne-rung gerufen hat, die mir

Alter: 50 Zivilstand: eher ledig, ob-

entfallen waren).

wohl... **Beruf:** Schrift-Steller und Fallen-Steller

Karriere: Sohn, Liebhaber, Schüler, Student, Zögling, Sekretär, Bulldozerfahrer, Fast-Soldat (dienstuntgl.!) Korrespondent, Volontär & Ministrant (c/o Wochen-

Zeitung). **Augen:** grün, je nach Lichteinfall auch grünblauschillernd, tückisch; im Dezember mild

Haare: 45 Gramm Grösse: einkommasie-benundachtzig Meter Gewicht: fünfeinhalb Pfund (als ich aus der Mutter fuhr)

Lieblingsgericht: das Jüngste (vgl. Hauptportal der Kathedrale von Chartres Lieblingswein: Liebfrauen-milch (oder der reine, welchen mir Max Frisch ein-schenkt)

Lieblingsmusik: aus der Sphären, aber auch die wundersamen Töne de Walfische. Die Sonne tön nach alter Weise.

Lieblingsbuch: Sie werder

lachen: die Bibel.

Ans: Alois Brand Steller, Von den Halbschinhen der Flach lein der und der Majestat der Alpen, Saltburg u Wien 1980

Gendarmerieinspektor bringt beleuchtungsloses Moped auf

Am 23. dieses wurde hierorts von Gendarmerierayonsinspektor Valentin Naderhirn ein beleuchtungsloses Moped aufgebracht. Als besonders bedenklich wurde dabei von dem genannten Organ die Tatsache gewertet, daß sich das beanstandete Moped in Fahrt befand, und zwar des Nachts, wodurch der vermeldete Mangel an ausreichender Beleuchtung besonders empfindlich zutage trat. Als Besitzer und Lenker des Gefährts, das zudem erheblich unter dem Fehlen eines Nummernschildes litt, erwies sich bei angestrengtem Hinsehen der der seßhaften Gendarmerie hinlänglich bekannte stellungslose Hilfsmaurer K. Als Herr Gendarmerierayonsinspektor Valentin Naderhirn das Moped des stellungslosen Hilfsmaurers als eine sinstere Mühle, so wörtlich, apostrophierte, verwahrte letzterer sich und sein Fahrzeug, welches ein österreichisches Qualitätserzeugnis von der Fabrikationsmarke KTM darstelle, gegen die finstere Mühle. Der stellungslose Hilfsmaurer bezeichnete die Bezeichnung finstere Mühle als Amtsehrenbeleidigung, so wörtlich. Auch ein Gendarm, sagte der Hilfsmaurer, dürfe einem einfachen Moped die Ehre nicht ganz abschneiden. Den totalen Lichtausfall führte er auf das Fehlen einer Lichtanlage zurück. Befragt nach seinem Herkommen, gab er als Ort seines Aufbruchs das Gasthaus "Zur Lokalbahn" und als Reiseziel Haus 23 an der Tier-

kadaververwertung zu Protokoll. Durch die Nennung des Gasthauses "Zur Lokalbahn" wurde der Beamte hellhörig. Da der Angehaltene nur stokkend sprach und auch mehrere Male über sein Moped stürzte, um sich nur unter großer Mühe stets wieder aufzurichten, verdichtete und verstärkte sich in Gendarmerierayonsinspektor Valentin Naderhirn ein bestimmter Verdacht. Wie nebenbei erkundigte er sich bei dem stellungslosen Hilfsmaurer, was er im Gasthaus "Zur Lokalbahn" gesucht habe. Der stellungslose Hilfsmaurer erkannte jedoch die verfängliche Frage als eine Falle und erwiderte, daß er im Gasthaus "Zur Lokalbahn" wegen einer Beleuchtungsanlage für sein Moped vorgesprochen habe, daß die Vorsprache jedoch negativ verlaufen sei. Da dem stellungslosen Hilfsmaurer sein Befinden juristisch nicht einwandfrei nachzuweisen war, fuhr er schließlich mit dem Gruß "Hick", so wörtlich, glimpflich davon.

Die Kajüte des Kapitäns, so beschreibt Joseph Conrad, hat die Form eines L, so daß jemand, der überraschend zur Tür, die sich an dem kürzeren Balken des L befindet, hereinkommt, den Flüchtling, der der Kapitän, obwohl jener einen Mann totgeschlagen hat, bei sich verborgen hält, nicht sogleich in der Kajüte erblicken kann, weil sich der Flüchtling im längeren Balken des I befindet.

Der Flüchtling, der schwimmend einige Seemeilen hat zurücklegen müssen, um auf das Schiff zu gelangen, ist von der Mühe dermaßen erschöpft, daß seine Füße, nachdem er, auf dem Rücken liegend, in der Koje eingeschlafen ist, ein ziemlich weitschenkeliges bilden.

Dem Kapitän, der, im Schein der Kajütenlampe, in ein Buch vertiest ist, scheint, als er einmal vom Buch ausschaut und den erschöpst schlasenden Flüchtling betrachtet, dieser Zustand der Erschöpfung, ohne daß er sich diese Verwandlung eines Zustandes in einen Buchstaben erklären könnte, immer mehr die Form eines großen umgestürzten, liegenden

Als der Kapitän, mit dem Kopf seine Vorstellung abschüttelnd, sich wieder seiner Lektüre zuwendet, erblickt er am Anfang des neuen Kapitels zu seiner Verwunderung einen dick mit Salz verkrusteten Schiffbrüchigen, der lauthals um Hilfe ruft und sich erst auf den zweiten Blick des Kapitäns als ein großes verschnörkeltes

erweist.

großes

Der Kapitän, indem er weiterliest, muß seine ganze Vernunst aufbringen, um den Schiffspapagei, der ihm, kreischend und krächzend, leibhastig vom Buch herauf in die Augen springt, für ein zu halten.

Als aber jetzt, noch im Lärm des Papageis, der durch die, wie es dem Kapitän vorkommt, formige Stille draußen auf dem Meer verrückt geworden scheint, der

Steward, auf dem senkrecht über den Kopf gestreckten Arm ein Tablett, das mit dem Unterarm ein großes

bildet und von Gläsern klirrt, an die Tür der Kapitänskajüte klopst und fast zugleich auch schon eintritt, verwirrt sich der Kapitän, der gerade noch den Vorhang zur Koje zuziehen kann, derart, daß er den Steward, welcher soeben am Schnittpunkt des kurzen Balkens des mit dem langen Balken des

mit ausgestrecktem Arm sichtbar wird, als ein

liest und, statt den Papagei zu beruhigen und den Steward näherzuwinken, in seiner Not das Buch zuschlägt, worauf die Kajüte endlich wieder eindeutig wird.

(1968)

Eles Handle



#### Kultur tête a tête

Das es menschenherde
gibt
welche unkontroliert
auf Ihre Grenze zukommt
habt Ihr aus Fernsehen entnommen
das Kultur dieser Menschen
(wenn überhaubt)
mit Eure Kultur
nicht vergleichbar ist
haben Euch Politiker erklert

jezt gegenüber Auge um Auge Auge in Augen Licht in Ihren Augen ist getrübt

Mensch zu Mensch Kultur was für ein Wort

#### **Auslender Kind**

nur Kind zehn Jahre, dunkel, ein Kind nur mager, verspielt Zimmerwand Bruce Lee, Rambo Schreibpult nicht zu Hause benutzte Worte Schulbuch tortur

Die Mutter schweigt viel
Vatter immer nur Fabrik
alles für Ihm
drausen zu spielen verleidet
kalt ist es in
diesem Land
Schwester ausgezogen
jezt liegt ganzes Familie Zukunft auf Ihm
er denkt
»wen ich gross bin
gehe ich nach America«

# Dragica Rajčić • Lebendigkeit Ihre züruck

#### Begegnung

Von Bodensee
sind weisse Vögel
in Falkenstein strasse geflogen gekommen
ich ging drauss
der alte mann
sagte
nebenbei
aus meinen Worten
dachte er
ich sei kommunistin
wunderte sich
das mein Gesicht nicht rot sei

#### Verfahren

Am Anfang bist Du einer von Deinen Leuten kennst Südwind jeden gereusch jedes Wort

als aus heiterem Himmel grüne Flugzeuge genau auf Dein Kopf Bombe werfen rennst Du Weg um Körper zu retten

in sicherheit angekommen bekommst Du Asylfehrfahrennummer getragene Kleider taschengeld welche Du in abgetragene Tasche stekst

wenn Du Glück hast
wirft einer von nichtsogefehrlichen
eine Rauchbombe ins Dein Zimmer
und Du kannst
wenn Du kannst
wegrennen
aus Sicherheit
um restliche Leben zu retten

#### Geschichtenerzählen

Gestern sah ich einen hohen Offizier auf einen Baum steigen da wußte ich: die Militärs bemühen sich um gute Aussicht.

Heute früh sah ich drei grüne Fische teppichklopfen –

da wußte ich: wer sich über den Anblick teppichklopfender Fische nicht verwundert, hält diesen Anblick entweder für möglich oder hat ihn gar nicht zu Gesicht bekommen.

Vorhin sah ich drei Telefonzellen über den Ozean schwimmen – da wußte ich: eine Nachricht aus Übersee wird dich erreichen.

Nun, wie gefällt Ihnen das?

Bitte bitte, hören Sie auf! -Ich glaube, Sie erzählen mir da lauter Geschichten.

#### Ratschlag auf höchster Ebene

Makers of History! Schüttere Wölfe, geschminkte Keiler, Kastraten mit Herzklaps, Affensaft in der welken Milz, eine Hutzel zwischen den Beinen:

schlaflos über dem Golfstrom, von schönen Klippern geschleudert durch Wolkenlagunen; doch tut keine Windsbraut euch auf ihr wildes Herz, ihren weißen Leib:

immer dieselbe Vettel, History, häßliche Hostess, besteigt eure sauren Betten, melkt aus euch ihre trübe Lust.

Steigt aus! Ohne Fallschirm! Sterbt! Kein Weib weint hinter euch eine Träne: selbst die Vettel vergißt euch.

#### Über die Schwierigkeiten der Umerziehung

Einfach vortrefflich all diese großen Pläne: das Goldene Zeitalter das Reich Gottes auf Erden das Absterben des Staates. Durchaus einleuchtend.

Wenn nur die Leute nicht wären! Immer und überall stören die Leute. Alles bringen sie durcheinander.

Wenn es um die Befreiung der Menschheit geht laufen sie zum Friseur.
Statt begeistert hinter der Vorhut herzutrippeln sagen sie: Jetzt wär ein Bier gut.
Statt um die gerechte Sache kämpfen sie mit Krampfadern und mit Masern. Im entscheidenden Augenblick suchen sie einen Briefkasten oder ein Bett. Kurz bevor das Millennium anbricht kochen sie Windeln.

An den Leuten scheitert eben alles. Mit denen ist kein Staat zu machen. Ein Sack Flöhe ist nichts dagegen.

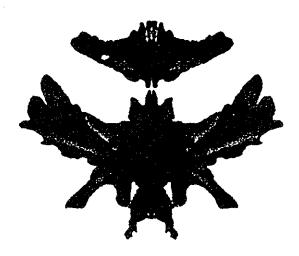
Kleinbürgerliches Schwanken!
Konsum-Idioten!
Überreste der Vergangenheit!
Man kann sie doch nicht alle umbringen!
Man kann doch nicht den ganzen Tag auf sie einreden!

Ja wenn die Leute nicht wären dann sähe die Sache schon anders aus.
Ja wenn die Leute nicht wären dann gings ruckzuck.
Ja wenn die Leute nicht wären ja dann!
(Dann möchte auch ich hier nicht weiter stören.)

#### Der Zauberer

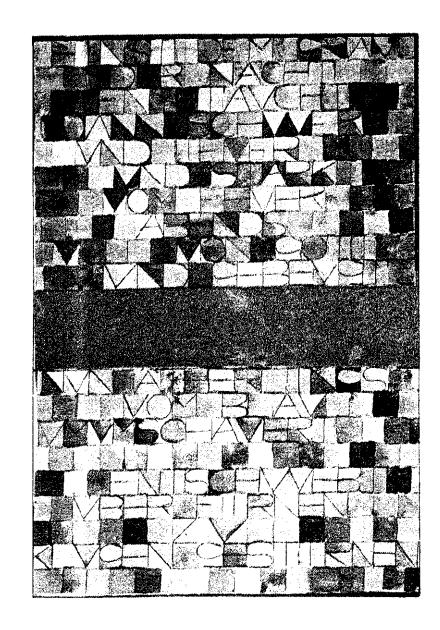
Bevor der Zauberer
durch seinen Zylinderhut sprang,
hieß er
Karlheinrich Oberholz. Wenig später
fand man seinen Wandergewerbeschein
in einer Furche wieder.

Oberholz,
der struppige Hasenvater, hat kürzlich
einen zielenden Förster hypnotisiert.
Der Mann hält noch immer
die Flinte im Anschlag, ein grünes
Denkmal in der Heiden.



Die Fledermaus stößt Schreie aus, ein unentwegtes Who-is-Who? Sie ist ja keine Blindekuh die Fledermaus Das ist, wie man es wendet, in jeder Hinsicht wunderbar: empfangen wie gesendet:

RADAR



#### Anekdote

#### Peter Handke

In einem Weiler unweit der Siedlung A. ereignete sich vor Zeiten ein denkwürdiger Vorfall. Ein ob seiner Vorliebe für Lügengespinste ortsbekannter junger Kerl soll an einem Sonntag, als die Glocken schon allseits zum Gottesdienst riefen, von einem Kreis Neugieriger umringt, auf dem steinernen Kirchplatz stehend eines seiner Ammenmärchen - auf einige aus dem Publikum laut gewordene Zweifel an der Glaubwürdigkeit desselben - mit erhobener Schwurhand und dem Ruf: So wahr, wie ich hier stehe! bekräftigt und dazu mit dem Fuß fest aufgestampft haben; darauf, nachdem er dies gesagt hatte, blieb er auf der Stelle angewachsen stehen und konnte durch keine wie immer geartete Bemühung vom Fleck geschafft werden. Die Sage berichtet, er habe, außerstande, sich auch nur zu setzen, seinen Lebtag unbeweglich stehend an diesem Ort verbringen müssen, eingehegt von einer aus Stangen gefügten Schranke, an die er sich anhielt, immerfort sein Los bejammernd und den Schaulustigen, die aus allen Himmelsrichtungen herbeiströmten, sein Herz ausschüttend, und erst der Tod, nach lebenslänglichem Stehen, habe den Elenden wieder beweglich gemacht, so daß er zu guter Letzt beiseite gebracht werden konnte. Noch heutigentags zeigt man sich die Vertiefung auf dem betreffenden Kirchplatz, wo durch das lebenslange Verweilen die Füße des Kerls einige Zoll in den Boden einwuchsen.

#### Heinrich von Kleist

#### Anekdote

Zwei berühmte englische Boxer, der eine aus Portsmouth gebürtig, der andere aus Plymouth, die seit vielen Jahren voneinander gehört hatten, ohne sich zu sehen, beschlossen, da sie in London zusammentrafen, zur Entscheidung der Frage, wem von ihnen der Siegerruhm gebühre, einen öffentlichen Wettkampf zu halten. Demnach stellten sich beide, im Angesicht des Volks, mit geballten Fäusten im Garten einer Kneipe gegeneinander; und als der Plymouther den Portsmouther, in wenig Augenblicken, dergestalt auf die Brust traf, daß er Blut spie, rief dieser, indem er sich den Mund abwischte: »Brav!« - Als aber bald darauf, da sie sich wieder gestellt hatten, der Portsmouther den Plymouther, mit der Faust der geballten Rechten, dergestalt auf den Leib traf, daß dieser, indem er die Augen verkehrte, umfiel, rief der letztere: »Das ist auch nicht übel!« - Worauf das Volk, das im Kreise herumstand, laut aufjauchzte und, während der Plymouther, der an den Gedärmen verletzt worden war, tot weggetragen ward, dem Portsmouther den Siegesruhm zuerkannte. - Der Portsmouther soll aber auch tags darauf am Blutsturz gestorben sein.

Mein Vater war ein Mann, der in meinem Leben nie vorgekommen ist. Es war nach dem Krieg, sagt meine Mutter in ihren milden Stunden, nachdem sie einen tüchtigen Zug aus der Bierfläsche genommen hat, deren Inhalt wir uns teilen; redselig erzählt sie dann von seinem Zimmermannshandwerk, von den Wirrnissen damals, und betont »zu unsrer Zeit« mehr als nötig. Mit ein bißchen Übung kann ich mir jeden Mann als meinen Vater vorstellen, dem ich auf der Straße oder in der Wohnung begegne. Ich hasse sie langsam, weil mich keiner erkennt. Verkehrtling, nennt mich meine Mutter oft, weil ich mit den Füßen zuerst das Licht der Welt erblickt hab. Und ich rätsel herum, ob mein Vater schuld dran gewesen ist. Ihr rotes Gesicht strahlt, wenn ich eine Fotografie von ihm sehen will, seine unscharfe Gestalt vor irgendeinem vergilbten Hintergrund, denn sie hat kein Bild von ihm, und ihre Erinnerung ist für mich verschlüsselter als das Buch mit den Sieben Siegeln. Sie sagt, ich arbeitete auf einem winzigen Dorf in einer reichen Mühle und schmorte für die Knechte ab und zu Katzen, die ich mit faustgroßen Knödeln als Hasenbraten auftischte. Das Anwesen blieb von Bomben verschont. Dann lächelt sie. Den Rest verschweigt sie jedesmal, indem sie meine berechtigte Neugier mit einem Gutenachtkuß ablenkt.

106.

#### Heinrich von Kleist

#### Mutterliebe

Zu St. Omer im nördlichen Frankreich ereignete sich im Jahr 1803 ein merkwürdiger Vorfall. Daselbst fiel ein großer toller Hund, der schon mehrere Menschen beschädigt hatte, über zwei unter einer Haustür spielende Kinder her. Eben zerreißt er das jüngste, das sich unter seinen Klauen im Blute wälzt: da erscheint, aus einer Nebenstraße, mit einem Eimer Wasser, den sie auf dem Kopf trägt, die Mutter. Diese, während der Hund die Kinder losläßt und auf sie zuspringt, setzt den Eimer neben sich nieder; und außerstand zu fliehen, entschlossen, das Untier mindestens mit sich zu verderben, umklammert sie, mit Gliedern, gestählt von Wut und Rache, den Hund: sie erdrosselt ihn und fällt, von grimmigen Bissen zerfleischt, ohnmächtig neben ihm nieder. Die Frau begrub noch ihre Kinder und ward in wenig Tagen, da sie an der Tollwut starb, selbst zu ihnen ins Grab gelegt.

Kaum hatte die Vorstellung begonnen, ertönte ein einstimmiger Entsetzensschrei des Publikums: Der Dompteur war über seinen schönsten Königstiger hergefallen und hatte sich in dessen Nacken verbissen. Als sich die Besucher hastig aus dem Zelt drängten, gab das Tier schon kein Lebenszeichen mehr von sich. Die anderen Gesteckten, Gestreiften und Geringelten preßten sich mit eingezogenen Schwänzen ans Gitter und heulten auf, als sich der Dompteur erhob, um sich auf die Tür des Käsigs zu stürzen, in dem er seine Attraktion vorführte.

Die metallnen Stäbe flogen auseinander, und er stürmte ins Freie. Unaufhaltsam stampfte er in seinen hohen, schwarzen Stiefeln sporenklirrend auf die Straße und durch sie.

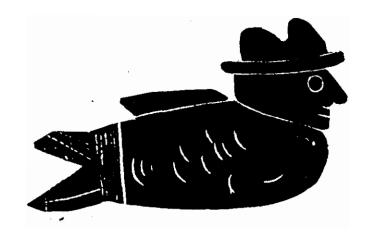
"Der Dompteur ist los! Der Dompteur ist los!" ächzte es von Haus zu Haus; er selber aber schrie und dröhnte und donnerte durch die Gassen, knallte mit der Peitsche und schnalzte mit den Fingern, daß niemand davon verschont ward. Seinen Weg säumten auf Händen stehende kinderreiche Straßenbahnschaffnerinnen, auf Wäscheleinen balancierende Hauswarte, oder in strammer Haltung gelähmte Feuerwehrleute, die erst seinetwegen und dann vor ihm ausgerückt waren.

Bei jedem Peitschenknall sprangen Großväter in ihren Stuben keuchend auf den Tisch oder auf den Ofen, wo sie mit angewinkelten Armen hocken blieben.

Der Dompteur ist los, der Dompteur ist los! Angst und Schrecken und erstaunliche, eilfertig ausgeführte Dressurleistungen griffen immer weiter um sich. Auf ihren Stühlen in ihren Wohnungen kauerten die Bewohner der Stadt, auf den Peitschenknall lauernd, der ihnen erlaubte, zu Boden zu springen und knurrend und murrend in die Küche oder ins Bett zu schleichen.

Endlich, drei Abende später, gelang es, den Dompteur einzufangen und zum Bürgermeister zu machen; seitdem herrscht in der Stadt wieder Ruhe und Ordnung. Und ein ganz unglaublicher Aufschwung des Zirkuswesens läßt sich nicht länger leugnen.

Ein Fisch biß in einen Angelhaken. Was flatterst du so hektisch herum? fragten ihn die anderen Fische. Ich flattere nicht hektisch herum, sagte der Fisch an der Angel, ich bin Kosmonaut und trainiere in der Schleuderkammer. - Wers glaubt, sagten die anderen Fische, und sahen zu, wie es weitergehen sollte. Der Fisch an der Angel erhob sich und flog in hohem Bogen aus dem Wasser. Die Fische sagten: Er hat unsere Sphäre verlassen und ist in den Raum hinausgestoßen. Mal hören, was er erzählt, wenn er zurückkommt. Der Fisch kam nicht wieder. Die Fische sagten: Stimmt also, was die Ahnen uns überliefert haben, daß es da oben schöner ist, als hier unten. Ein Kosmonaut nach dem anderen begab sich zum Training in die Schleuderkammer und flog in den Raum hinaus. Die Kosmonauten standen in Reih und Glied und warteten, bis sie drankamen. Am Ufer saß ein einsamer Angler und weinte. Einer der Kosmonauten sprach ihn an und fragte: O großer Fisch, was weinst du, hast du auch gedacht, daß es hier oben schöner ist? -Darum weine ich nicht, sagte der Angler, ich weine, weil ich niemandem erzählen kann, was hier und heute geschieht. Achtundfünfzig in einer Stunde und kein Zeuge weit und breit.



# / Aberglaube heute

Doch, doch, es gibt schon noch Aberglauben heutzutage. Ich weiß nicht, ob Ihnen das bekannt ist, aber eine Röntgenassistentin z. B. muß, bevor sie einen Beinbruch röntget, immer einen Süßholzstengel zerbrechen. Sie macht das diskret, für sich, die haben ja diese dicken Bleischürzen an, und darunter machen sie das, das sieht also niemand, aber allen, bei denen es draufankommt, ist das bekannt. Das ist so bekannt, daß in einem Winterkurort, wenn da ein Skilchrer am Morgen in eine Drogerie geht und sieht eine Frau, die Süßholzstengel kauft, dann geht er an diesem Tag nicht auf die Piste. Macht er nicht. Eherwürde er alle Stunden absagen, als daß er an dem Tag auf die Piste geht.

Darum geht auch nie ein Skilchrer in eine Drogerie. Es gibt sogar einen Ausdruck in der Oberengadiner Skilchrersprache, der heißt »in der Drogerie« oder auf rätoromanisch »aint illa drogheria«, und das heißt soviel wie »im Unglück«, »im Schlamassel«, »ich bin schön in die Drogerie gekommen, wie ich diesen Lawincuhang hinunterfuhr...«.

Das hat dazu geführt, daß die Drogisten ihrerseits glauben, daß es Unglück bringt, wenn ein Skilchrer in die Drogerie kommt. Und wissen Sie, was der Drogist macht, wenn trotzdem ein Skilchrer in die Drogerie kommt, ich meine, es kann vorkommen, an einem trüben Nachmittag, wenn alles vorbei ist, aber dann, dann geht der Drogist und wirft sämtliche Süßholzstengel, die er hat, aus dem Hinterfenster seiner Drogerie.

Darum sind meistens unter dem Hinterfenster einer Winterkurortsdrogerie ein paar Kinder, die spielen. Franz Hobler

Wenn Sie einmal durch einen Winterkurort gehen und sehen eine Menge Kinder, die alle an einem Süßholzstengel lutschen, dann wissen Sie genau: Es war wieder ein Skilehrer in der Drogerie.

Für den Skilehrer allerdings bedeutet es etwas anderes. Wenn ein Skilehrer ein Kind sieht mit einem Süßholzstengel, dann muß er sofort eine Schnalle seines Skischuhs aufmachen. Wenn Sie also durch den Winterkurort gehen und sehen einen Skilchrer, der sämtliche Schnallen seiner Skischuhe offen hat, dann wissen Sie auch wieder, was es geschlagen hat.

Übrigens, die Frau des Skilchrers, der so nach Hause kommt, sämtliche Schnallen seiner Skischuhe offen, die muß sofort die Skis des Skilchrers mit der Spitze nach unten vor die Haustüre stellen. Und die macht das! Das wird alles eingehalten in den Bergen oben. Es geht sogar soweit, daß ein Skiliftangestellter, der nach Hause kommt, abends, nach Männerchor und Schlummertrunk, wenn der nach Hause kommt und sieht unterwegs mehr als drei Paar Skis mit den Spitzen nach unten vor den Haustüren stehen, dann muß er augenblicklich den Skilift in Gang setzen. Und auch er macht das, und wenn's nachts um zwölf Uhr ist!

Wobei, für den Kurdirektor bedeutet es nichts Gutes, wenn er nachts um zwölf den Skilift laufen hört. Dann muß er nämlich am andern Morgen dem Drogisten einen Sack Süßholzstengel schenken. Um zwölf Uhr kommen sie aus dem Portal, jeder dem nächsten die Tür haltend, alle in Mantel und Hut und immer zur gleichen Zeit, immer um zwölf Uhr. Sie wünschen sich, gut zu speisen, sie grüßen sich, sie tragen alle Hüte

Und jetzt gehen sie schnell, denn die Straße scheint ihnen verdächtig. Sie bewegen sich heimwärts und fürchten, das Pult nicht geschlossen zu haben. Sie denken an den nächsten Zahltag, an die Lotterie, an das Sporttoto, an den Mantel für die Frau und dabei bewegen sie die Füße und hie und da denkt einer, daß es eigenartig sei, daß sich die Füße bewegen.

Beim Mittagessen fürchten sie sich vor dem Rückweg, denn er scheint ihnen verdächtig und sie lieben ihre Arbeit nicht, doch sie muß getan werden, weil Leute am Schalter stehn, weil die Leute kommen müssen und weil die Leute fragen müssen. Dann ist ihnen nichts verdächtig, und ihr Wissen freut sie und sie geben es sparsam weiter. Sie haben Stempel und Formulare in ihrem Pult, und sie haben Leute vor den Schaltern. Und es gibt Beamte, die haben Kinder gern, und solche, die lieben Rettichsalat, und einige gehn nach der Arbeit fischen, und wenn sie rauchen, ziehen sie meist die parfümierten Tabake den herberen vor, und es gibt auch Beamte, die tragen keine Hüte.

Und um zwölf Uhr kommen sie alle aus dem Portal.

Ludwig Fels
Terroristen

Das Land ist voll von ihnen. In den Städten bemerkt man sie auf Schritt und Tritt. Sie stehen ihr Leben lang stets zur selben Zeit auf, waschen sich ein bischen und hetzen, mit einem Stück Brot oder einer Zigarette im Mund, davon. Nur wenn sie die Stellen wechseln, fahren sie mit andern Straßenbahnen. Samstags und sonntags trinken sie mehr als sonst, essen auch besser, schlafen öfter und trauen sich, im Bett von Pornofilmen zu träumen. Die Älteren erzählen vom Krieg, kennen Paris genau, Moskau aus der Ferne, Stalingrad vom schlechten Hörensagen. Die wirklichen Terroristen spielen in der Vesperpause Hinrichtung. Opfer finden sich in jeder Zeitung. Zur Kantine hat die Dritte Welt keinen Zutritt. Sie schwitzen und sterben. Frauen und Kinder müssen ihre Sympathisanten sein. Diese Terroristen sind um ein Vielfaches grausamer als die Kapitalisten. Sie heben in WD die ganze Welt aus den Angeln. Sie mähen und stanzen, säbeln nieder, sie eggen und schleifen, ernten Rüben, rollen wie Mastmurmeln durch die Straßen, und ihre Gedanken wohnen in Schaufenstern. An Polizisten können sie lediglich den Tempopeiler nicht leiden. Ihre Söhne schicken sie bereitwillig aus den Mietkasernen in die Bundeswehrkasernen, ihre Töchter am liebsten ebenfalls. In Scharen strömen sie ziellos umher und lechzen nach Mord und Totschlag, nach Vergewaltigungen, Räuberpistolen und blutroten Anschlägen. Der harte Kern ist gut gepolstert; und sie, das Fruchtsleisch, verehren ihn als Ernährer. Sie wollen, daß alle dran glauben müssen.

Wer fehlte unentschuldigt? Wer trägt nicht die vorgeschriebene Kleidung? Wessen Nelke befindet sich im zweiten oder vierten Knopfloch, aber nicht im dritten von oben, wie angeordnet? Wer kam zu spät? Wer ging zu früh? Wer marschierte nicht ordentlich? Wer kam den Weisungen der Ordnungskräfte nicht nach? Wer winkte nicht vor der Tribüne? Wer beteiligte sich nicht an den Sprechchören? Wer fiel auf?

Diese Fragen werden gestellt und beantwortet, wenn Schüler an Tribünen vorbeigeführt werden, auf denen mehr oder weniger unbekannte Ehrengäste stehen und winken, neben denen eine Kapelle Märsche spielt, vor denen bei schönem Wetter Veteranen der Arbeiterbewegung auf Klappstühlen sitzen und alles sehen. An den Vortagen mußten wir als Schüler der erweiterten Oberschule in Klammern Goethe-Schule das Marschieren üben, der Direktor sagte: Ich will mich mit euch nicht blamieren. Keiner wäre gekommen, aber unsere Anwesenheit war Pflicht. Im Kalender stand: 1. Mai – Internationaler Kampf- und Feiertag der Werktätigen: Hoffentlich ist das Wetter einigermaßen, dachten wir, dann ist alles halb so schlimm.

Otto Jägersberg

Brutstätte

Eine mutmaßliche Terroristin, mit der kein kurzer Prozeß gemacht werden sollte, weigerte sich, Angaben zur Person zu machen. Das ging nicht. Ohne ein Bild von ihr zu haben, mochten die Richter nicht befinden. So kam der Direktor der von der Angeklagten besuchten Schule zu Wort. Nicht einmal einen Klassenbucheintrag für Zuspätkommen konnte er präsentieren, ja, er mußte bekennen, daß es der Angeklagten gelungen war, sich durch Leistungen so perfekt zu tarnen, daß sie der Aufmerksamkeit der Lehrer entgangen war.

Darauf vorbereitet, daß die Terroristen sich in der Schule durch anständiges Benehmen, Zurückhaltung und glänzende Leistungen tarnen, wenn sie gefaßt werden, keine Angaben zur Person zu machen bereit sind, und Schulleiter dann lächerlich dastehen, wenn sie vor Gericht über den betreffenden Personenkreis nichts in den Händen haben, und weil er sich in dieser Frage vom Kultusministerium im Stich gelassen fühlte, lud der Direktor seinen Lehrkörper zu einer Grundsatzdiskussion über Früherkennung von politischen Gewalttätern. Die danach getroffenen Maßnahmen waren dergestalt, daß der Direktor sagen konnte, was auch passieren und wer auch immer aus seiner Schule straffällig werden würde, einen zweiten peinlichen Auftritt vor Gericht würde es für ihn jedenfalls nicht geben.

Die Arbeiter kamen mit ihrem Schild und einem hölzernen Pfosten, auf den es genagelt werden sollte, zu dem Eingang der Ortschaft, die hoch in den Bergen an der letzten Paßkehre lag. Es war ein heißer Spätfrühlingstag, die Schneegrenze hatte sich schon hinauf zu den Gletscherwänden gezogen. Überall standen die Wiesen wieder in Sast und Krast; die Wucherblume verschwendete sich, der Löwenzahn strotzte und blähte sein Haupt über den milchigen Stengeln; Trollblumen, welche wie eingefettet mit gelber Sahne waren, platzten vor Glück, und in strahlenden Tiimpeln kleinblütiger Enziane spiegelte sich ein Himmel von unwahrscheinlichem Blau. Auch die Häuser und Gasthöfe waren wie neu: ihre Fensterläden frisch angestrichen, die Schindeldächer gut ausgebessert, die Scherenzäune ergänzt. Ein Atemzug noch: Dann würden die Fremden, die Sommergäste kommen - die Lehrerinnen, die mutigen Sachsen, die Kinderreichen, die Alpinisten, aber vor allem die Autobesitzer in ihren großen Wagen ... Röhr und Mercedes, Fiat und Opel, blitzend von Chrom und Glas. Das Geld würde anrollen. Alles war darauf vorbereitet. Ein Schild kam zum andern, die Haarnadelkurve zu dem Totenkopf, Kilometerschilder und Schilder für Fußgänger: zwei Minuten zum Café Alpenrose. An der Stelle, wo die Männer den Pfosten in die Erde einrammen wollten, stand ein Holzkreuz, über dem Kopf des Christus war auch ein Schild angebracht. Seine Inschrift war bis heute die gleiche, wie sie Pilatus entworfen hatte: J. N. R. J. - die Enttäuschung darüber, daß es im Grunde hätte heißen sollen: er b e h a u p t e t nur, dieser König zu sein, hatte im Lauf der Jahrhunderte an Heftigkeit eingebüßt. Die beiden Männer, welche den Pfosten, das Schild und die große Schaufel, um den Pfosten in die Erde zu graben, auf ihren Schultern trugen, setzten alles unter dem Wegekreuz ab; der dritte stellte den Werkzeugkasten,

Hammer, Zange und Nägel daneben und spuckte ermunternd aus. Nun beratschlagten die drei Männner, an welcher Stelle die Inschrift des Schildes am besten zur Geltung käme; sie sollte für alle, welche das Dorf auf dem breiten Paßweg betraten, besser: befuhren, als Blickfang dienen und nicht zu verfehlen sein. Man kam also überein, das Schild kurz vor dem Wegekreuz anzubringen, gewissermaßen als Gruß, den die Ortschaft jedem Fremden entgegenschickte. Leider stellte sich aber heraus, daß der Pfosten dann in den Pflasterbelag einer Tankstelle hätte gesetzt werden müssen eine Sache, die sich von selbst verbot, da die Wagen, besonders die größeren, dann am Wenden behindert waren. Die Männer schleppten also den Pfosten noch ein Stück weiter hinaus bis zu der Gemeindewiese und wollten schon mit der Arbeit beginnen, als ihnen auffiel, daß diese Stelle bereits zu weit von dem Ortsschild entfernt war, das den Namen angab und die Gemeinde, zu welcher der Flecken gehörte. Wenn also das Dorf den Vorzug dieses Schildes und seiner Inschrift für sich beanspruchen wollte, mußte das Schild wieder näherrücken – am besten gerade dem Kreuz gegenüber, so daß Wagen und Fußgänger zwischen beiden hätten passieren müssen. ¶

Dieser Vorschlag, von dem Mann mit den Nägeln und dem Hammer gemacht, fand Beifall. Die beiden anderen luden von neuem den Pfosten auf ihre Schultern und schleppten ihn vor das Kreuz. Nun sollte also das Schild mit der Inschrift zu dem Wegekreuz senkrecht stehen; doch zeigte sich, daß die uralte Buche, welche gerade hier ihre Aste mit riesiger Spanne nach beiden Seiten wie eine Mantelmadonna ihren Umhang entfaltete, die Inschrift im Sommer verdeckt und ihr Schattenspiel deren Bedeutung verwischt, aber mindestens abgeschwächt hätte.

Es blieb daher nur noch die andere Seite neben dem Herrenkreuz, und da die erste, die in das Pflaster der Tankstelle überging, gewissermaßen den Plate des Schächers zur Linken bezeichnet hätte, wurde jetzt der Platz zur Rechten gewählt und endgültig beibehalten. Zwei Männer hoben die Erde aus, der dritte nagelte rasch das Schild mit wuchtigen Schlägen auf; dann stellten sie den Pfosten gemeinsam in die Grube und rammten ihn rings von allen Seiten mit größeren Feldsteinen an.

Ihre Tätigkeit blieb nicht unbeachtet. Schulkinder machten sich gegenseitig die Ehre streitig, dabei zu helfen, den Hammer, die Nägel hinzureichen und passende Steine zu suchen; auch einige Frauen blieben stehen, um die Inschrift genau zu studieren. Zwei Nonnen, welche die Blumenvase zu Füßen des Kreuzes aufs neu füllten, blickten einander unsicher an, bevor sie weitergingen. Be den Männern, die von der Holzarbeit oder vom Acker kamer war die Wirkung verschieden: Einige lachten, andere schüttelte: nur den Kopf, ohne etwas zu sagen; die Mehrzahl blieb davoi unberührt und gab weder Beifall noch Ablehnung kund, sonders war gleichgültig, wie sich die Sache auch immer entwickeln würde Im ganzen genommen konnten die Männer mit der Wirkung zu frieden sein. Der Pfosten, kerzengerade, trug das Schild mit de weithin sichtbaren Inschrift, die Nachmittagssonne glitt wie ein Finger über die zollgroßen Buchstaben hin und fuhr jeden einzel nen langsam nach wie den Richtspruch auf einer Tafel ...

Auch der sterbende Christus, dessen blasses, blutüberronnene Haupt im Tod nach der rechten Seite geneigt war, schien sich mi letzter Kraft zu bemühen, die Inschrift aufzunehmen: Man merkte sie ging ihn gleichfalls an, welcher bisher von den Leuten als eine der Ihren betrachtet und wohlgelitten war. Unerbittlich und dauer haft wie sein Leiden, würde sie ihm nun für lange Zeit schwarz auf weiß gegenüberstehen.

Als die Männer den Kreuzigungsort verließen und ihr Handwerkszeug wieder zusammenpackten, blickten alle drei noch einmal befriedigt zu dem Schild mit der Inschrift auf. Sie lautete: "Ir diesem Kurort sind Juden unerwünscht."

#### Elisabeth Langgässer

\* am 23. 2. 1899 in Alzey, † am 25. 7. 1950 in Rheinzabern, war nat pädagogischer Ausbildung fünf Jahre Lehrerin in Hessen. Sie zog 192 nach Berlin und lebte dort – nach kurzer Lehrtätigkeit an der soziale

Frauenschule – als freie Schriftstellerin. 1935 heiratete sie den Philosoph Dr. Wilhelm Hoffmann und wurde Mutter von vier Tochtern. Als Ha jüdin erhielt sie 1936 Berufsverbot. Im Zweiten Weltkrieg zwangen sie Nationalsozialisten, in einer Fabrik zu arbeiten; ihre älteste Tochter wur in das Konzentrationslager Auschwitz verschleppt. 1948 kehrte Elisab Langgässer mit ihrer Familie in die rheinpfälzische Heimat zurück, sch an multipler Sklerose erkrankt. In ihrem Todesjahr wurde sie mit d Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet.

LYRIK: Der Wendekreis des Lammes, 1924 – Die Tierkreisgedichte, 193 Der Laubmann und die Rose. Ein Jahreskreis, 1947 – Kölnische Eleg 1948 – Gedichte (Gesammelte Werke), 1959.

ERZÄHLUNG: Grenze, Besetztes Gebiet, 1932 – Triptychon des Teufels, 19 – Proserpina, 1933 – Rettung am Rhein, 1938 – Der Torso, 1947 – I Labyrinth, 1949.

ROMAN: Gang durch das Ried, 1936 – Das unauslöschliche Siegel, 1946 Märkische Argonautenfahrt, 1950.

ESSAY: Geist in den Sinnen behaust (Aus dem Nachlaß), 1951 – Das Chri

BRIEFE: ... Soviel berauschende Vergänglichkeit, 1954.
GESAMMELTE WERKE 1959 im Claassen Verlag, Hamburg.

# F. Morissau-Leroy Es ist in Ordnung, Herr Richter

Es ist in Ordnung, in Ordnung, Herr Richter, in Ordnung, Herr Pfarrer, in Ordnung, Herr Abgeordneter, in Ordnung, Herr Landvogt, in Ordnung, mein Kaiser.

Was soll ich Ihnen sagen, es ist in Ordnung. Ich sage, was ich kann, in Ordnung, Herr Richter, richten Sie mich. verurteilen Sie mich. sprechen Sie mich frei. Es ist in Ordnung, Herr Pfarrer, taufen Sie mich. nehmen Sie mir die Beichte ab, kommunizieren Sie mit mir, konfirmieren Sie mich. lesen Sie eine Messe für mich. Es ist in Ordnung, Herr Abgeordneter, klopfen Sie mir auf die Schulter, damit ich Sie wähle, na ja, essen Sie mein Essen, schlafen Sie in meinem Bett,

mein Töchterchen wird Ihnen Kaffee machen, ein ausgezeichnetes Mädchen für alles, so recht für die Stadt. Oh, die Polizei. Schlagen Sie mich, Herr Landpolizist, der Stock hat kein Gedächtnis, sie ist in Ordnung, die Polizei, nehmen Sie mich fest, lassen Sie mich frei vor den Wahlen. Es ist in Ordnung, Herr Gerichtsdiener, in Ordnung, Herr Feldmesser, ich mache mich ja aus dem Staube. Was soll ich Ihnen noch sagen, es ist in Ordnung, in Ordnung, in Ordnung, Herr Abgeordneter. Ich will mich besaufen, besaufen für die Wahlen. in Ordnung, Herr Pfarrer, bekehren Sie mich, nennen Sie mich Bruder, sagen Sie's noch mal, fotografieren Sie mich, schreiben Sie ein Buch über mich, kaufen Sie mich billig, verkaufen Sie mich teuer, es ist in Ordnung.

Morisseau-Leroy, Félix, 1912 auf Haiti geboren. Schriftsteller, der sich für die haitianische bäuerliche Kultur einsetzt und das Nachahmen der Franzosen angreift. Werke: Récolte (1946); Gedichte. »Es ist in Ordnung, Herr Richter«, übersetzt von Janheinz Jahn. Aus: »Du«, September 1958. Verlag Conzett & Huber, Zürich.

# FRANK WEDEKIND

#### Auf dem Faulbett

Auf mein Faulbett hingestreckt Überdenk' ich so meine Tage, Forschend, was wohl dahintersteckt. Daß ich nur immer klage.

Ich habe zu essen, ich habe Tabak, Ich lebe in jeder Sphäre, Ich liebe je nach meinem Geschmack Blaustrumpf oder Hetäre.

Die sexuelle Psychopathie, Ich habe sie längst überwunden – Und dennoch, ich vergess' es nie, Es waren doch schöne Stunden.

#### Altes Lied

Es war einmal ein Bäcker, Der prunkte mit einem Wanst, Wie du ihn kühner und kecker Dir schwerlich träumen kannst.

Er hat zum Weibe genommen Ein würdiges Gegenstück; Sie konnten zusammen nicht kommen, Sie waren viel zu dick. GÜNTER KUNERT

Den Fischen das Fliegen

Beigebracht. Unzufrieden dann

Beigebracht. Wegen des
Sie getreten wegen des
Fehlenden Gesanges.

ELSE LASKER-SCHÜLER

#### Giselheer dem Tiger

Über dein Gesicht schleichen die Dschungeln. O, wie du bist!

Deine Tigeraugen sind süß geworden In der Sonne.

Ich trag dich immer herum Zwischen meinen Zähnen.

Du mein Indianerbuch, Wild West, Siouxhäuptling!

Im Zwielicht schmachte ich Gebunden am Buxbaumstamm ~

Ich kann nicht mehr sein Ohne das Skalpspiel.

Rote Küsse malen deine Messer Auf meine Brust –

Bis mein Haar an deinem Gürtel flattert.

#### REINHARD LETTAU

#### Erlebnis und Dichtung

Wer

kommt nach Hause mit einem Schweinekopf, den er neben die Staffelei legt, vor die er sich stellt, um ihn zu malen, trägt ihn dann in die Küche, kocht und ißt ihn später im Wohnzimmer, nachdem er am Schreibtisch ein Gedicht über ihn gemacht hat, wer erhebt sich mit dem Skelett und malt es im gleichen Format? Ein Kollege, mitten in seiner klassischen Periode.

Aus dieser einfachen Überlegung: daß alles gelingt, d. h. alles fertig wird, d. h. alles verwendbarist, entsteht Klassik.

Dies ist ein klassisches Gedicht. Dienst am Kunden. - Scheinheilig beansprucht die Kulturindustrie, nach den Konsumenten sich zu richten und ihnen zu liefern, was sie sich wünschen. Aber während sie beflissen jeden Gedanken an ihre eigene Autonomie verpönt und ihre Opfer als Richter proklamiert, übertrifft ihre vertuschte Selbstherrlichkeit alle Exzesse der autonomen Kunst. Nicht sowohl paßt Kulturindustrie sich den Reaktionen der Kunden an, als daß sie jez, fingiert. Sie übt sie ihnen ein, indem sie sich benimmt, als wäre sie selber ein Kunde. Man könnte den Verdacht schöpfen, das ganze Adjustment, dem auch sie zu gehorchen versichert, sei Ideologie; die Menschen trachteten um so mehr danach, den anderen und dem Ganzen sich anzugleichen, je mehr sie darauf aus sind, durch übertriebene Gleichheit, den Offenbarungseid gesellschaftlicher Ohnmacht, an Macht zu partizipieren und Gleichheit zu hintertreiben. »Die Musik hört für den Hörer«, und der Film praktiziert im Trustmaßstab den widerlichen Trick von Erwachsenen, die, wenn sie Kindern etwas aufschwatzen, dabei die Beschenkten mit der Sprache überfallen, von der es ihnen paßte, wenn jene sie redeten, und die ihnen die meist fragwürdige Gabe mit eben dem Ausdruck des schmatzenden Entzückens präsentieren, das sie hervorrufen wollen. Kulturindustrie ist zugeschnitten auf die mimetische Regression, aufs Manipulieren der verdrängten Nachahmungsimpulse. Dabei bedient sie sich der Methode, die Nachahmung ihrer selbst durch den Betrachter vorwegzunehmen, und das Einverständnis, das sie bewirken will, als bereits bestehendes erscheinen zu lassen. Sie ist um so besser daran, als sie im stabilen System mit solchem Einverständnis in der Tat rechnen kann und es eher rituell zu wiederholen als eigentlich hervorzubringen hat. Ihr Produkt ist gar kein Stimulus,

sondern ein Modell für Reaktionsweisen auf nicht vorhandene Reize. Daher im Lichtspiel der begeisterte Musiktitel, die alberne Kiridersprache, die blinzelnde Volkstümlichkeit; noch die Großaufnahme des Starts ruft gleichsam aus: wie schön! Mit diesem Verfahren rückt die Kulturmaschine dem Betrachter so nahe auf den Leib wie der frontal photographierte Schnellzug im Spannungsmoment. Der Tonfall eines jeden Films aber ist der der Hexe, die den Kleinen, die sie verzaubern oder fressen will, die Speise verabreicht mit dem schauerlichen Murmeln: »Gut Süppchen, schmeckt das Süppchen? Wohl soll dirs bekommen, wohl bekommen.« In Kunst hat diesen Küchenfeuerzauber Wagner erfunden, dessen sprachliche Intimitäten und musikalische Gewürze immerzu sich selber abschmecken, und hat zugleich mit genialem Geständniszwang die ganze Prozedur demonstriert in der Szene des Rings, da Mime Siegfried den gistigen Labetrunk darbietet. Wer aber soll dem Monstrum den Kopf abschlagen, nachdem es längst selber mit blondem Haarschopf unter der Linde liegt?

130

Grau und grau. — Auch ihr schlechtes Gewissen hilft der Kulturindustrie nichts. So objektiv ist ihr Geist, daß er seinen eigenen Subjekten ins Gesicht schlägt, und so wissen denn diese, die Agenten alle, Bescheid und suchen, durch Mentalreservate von dem Unfug sich zu distanzieren, den sie anstiften. Das Zugeständnis, daß die Filme Ideologien verbreiten, ist selber schon verbreitete Ideologie. Sie wird administrativ gehandhabt in der starren Unterscheidung zwischen den synthetischen Tagträumen einerseits, Vehikeln zur Flucht aus dem

Alltag, \*escape«; andererseits wohlmeinenden Produkten, die zu richtigem sozialem Verhalten ermuntern, eine Botschaft zustellen, »conveying a message«. Die prompte Subsumtion unter escape und message drückt die Unwahrheit beider Typen aus Der Spott gegen das escape, die standardisierte Empörung über Oberflächlichkeit, ist nichts als das erbärmliche Echo des alteingesessenen Ethos, das gegens Spiel wettert, weil es in der herrschenden Praxis nicht mitspielt. Nicht darum sind die escape-Filme so abscheulich, weil sieder ausgelaugten Existenz den Rücken kehren, sondern weil sie es nicht energisch genug tun, weil sie gerade so ausgelaugt sind, weil die Befriedigungen, die sie vortäuschen, zusammenfallen mit der Schmach der Realität, der Versagung. Die Träume haben keinen Traum. Wie die Technicolorhelden nicht eine Sekunde vergessen lassen, daß sie Normalmenschen, getypte Prominentengesichter und Investitionen sind, so zeichnet sich unter dem dünnen Flitter der schematisch hergestellten Phantastik das Skelett der Kino-Ontologie unmißverständlich ab, die ganze anbefohlene Werthierarchie, der Kanon des Unerwünschten und Nachzuahmenden. Nichts praktischer als escape, nichts dem Betrieb inniger anverlobt: es wird in die Ferne entführt nur, um aus der Distanz die Gesetze empiristischer Lebensführung ungestört von empirischen Ausweichungen ins Bewußtsein zu hämmern. Das escape ist voller message. So sieht denn auch message, das Gegenteil, aus, das vor der Flucht fliehen will. Es verdinglicht den Widerstand gegen Verdinglichung. Man muß nur Fachleute rühmen hören, dies prächtige Leinwandwerk habe neben anderen Meriten auch Gesinnung, im gleichen Tonfall, in dem einer hübschen Schauspielerin attestiert wird, außerdem habe sie personality. Die Exekutive könnte auf der Konferenz bequem entscheiden, es müsse nebst kostspieligerer Komparserie dem escape-Film ein Ideal eingelegt werden wie:

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Losgetrennt von der immanenten Logik des Gebildes, der Sache, wird das Ideal selber zu einer, aus dem Fundus zu beschaffen, damit greifbar und nichtig zugleich, Reform abstellbarer Mißstände, verklärte Sozialfürsorge. Am liebsten verkünden sie die Wiedereingliederung von Trunkenbolden, denen sie noch den armseligen Rausch neiden. Indem die nach anonymen Gesetzen sich verhärtende Gesellschaft dargestellt wird, als reichte in ihr der gute Wille zur Abhilfe aus, wird sie verteidigt noch im ehrlichen Angriff. Man spiegelt eine Art Volksfront aller recht und billig Denkenden vor. Der praktische Geist des message, die handfeste Demonstration dessen, wie es besser zu machen sei, paktiert mit dem System in der Fiktion, daß ein gesamtgesellschaftliches Subjekt, das es als solches in der Gegenwart gar nicht gibt, alles in Ordnung bringen kann, wenn man nur jeweils sich zusammensetzt und über die Wurzel des Übels ins Reine kommt. Man fühlt sich ganz wohl, wo man so tüchtig sich bewähren kann. Message wird zum escape: wer bei der Säuberung des Hauses, in dem man wohnt, fest zugreift, vergißt darüber, auf welchem Grunde es gebaut ward. Was im Ernst escape wäre, der bildgewordene Widerwille gegen das Ganze bis in die formalen Konstituentien hinein, könnte in message umschlagen, ohne es auszusprechen, ja gerade durch hartnäckige Askese gegen den Vorschlag.

Meodor W. Adorno

Vorerst also eine Geschichte zum Wahrheitsgehalt von Geschichten.

Als ich vor vier Jahren in Bali war, begann mich der balinesische Hinduismus zu interessieren. Er hat sich zweitausend Jahre unabhängig vom indischen Hinduismus entwickelt und zu einer faszinierenden humanen Form gefunden. Ich habe selbst eine religiös pietistische Vergangenheit, die ich ganz schön verdrängt hatte; in Bali packte es mich wieder. Der Aufenthalt endete im übrigen mit einer fluchtartigen überstürzten Abreise: ich fürchtete mich davor, Hindu werden zu müssen.

Als ich entdeckte, oder als mir erklärt wurde, daß der Hinduismus eine pädagogische Religion sei, nämlich insofern, als die beste »gute Tat« eines Hindus darin besteht, einem anderen etwas zu erklären, da verlor ich meine Hemmungen und begann mit Fragen, und als die Leute hörten, daß ich einer sei, der fragt, kamen sie alle an und wollten antworten.

Ein junger Balinese wurde mein Hauptlehrer. Eines Tages fragte ich ihn, ob er denn glaube, daß die Geschichte vom Prinzen Rama – eines der heiligen Bücher der Hindus – wahr sei.

Ohne zu zögern, antwortete er mit »Ja.«

- »Du glaubst also, daß Prinz Rama irgendwann irgendwo gelebt hat?«
- »Das weiß ich nicht, ob der gelebt hat«, sagte er.
- »Dann ist es also eine Geschichte?«
- »Ja, es ist eine Geschichte.«
- »Und dann hat wohl jemand diese Geschichte geschrieben ich meine: ein Mensch hat sie geschrieben?«
- »Sicher hat sie ein Mensch geschrieben«, sagte er.
- »Dann könnte sie ja auch ein Mensch erfunden haben«, antwortete ich und triumphierte, weil ich dachte, ich hätte ihn überführt

Er aber sagte: »Es ist gut möglich, daß einer die Geschichte erfunden hat. Wahr ist sie trotzdem.«

- »Dann hat also Prinz Rama nicht auf dieser Erde gelebt?«
- »Was willst du wissen?« fragte er. »Willst du wissen, ob die Geschichte wahr ist, oder nur, ob sie stattgefunden hat?«
- »Die Christen glauben, daß ihr Gott Jesus Christus auf der Erde war«, sagte ich, »im Neuen Testament ist das von Menschen beschrieben worden. Aber die Christen glauben, daß dies die Beschreibung von Wirklichkeit ist. Ihr Gott war wirklich auf der Erde.«

Mein balinesischer Freund überlegte und sagte: »Davon hat man mir schon erzählt. Ich verstehe nicht, warum es wichtig ist, daß euer Gott auf der Erde war, aber mir fällt auf, daß die Europäer nicht fromm sind. Stimmt das?«

»Ja, es stimmt«, sagte ich.

laus: Peter Bichsel

Der leser

Das Erzühlen

S. 13f.)

Vor Wörtern, die man nicht in die Mehrzahl setzen kann, sei gewarnt.

elda. 5,20)

#### WE AND THEM

Ich weiss nicht Wie die Abrechnung aussehen soll zwischen uns und ihnen

Aber jemand wird bezahlen müssen für das schuldlose Biut das sie vergiessen, Tag um Tag glaubt mir, die Bibel sagt es

Ich weiss nicht wie die Abrechnung aussehen soll zwischen uns und ihnen Ich weiss nicht, ob es eine Lösung gibt

Am Anfang, als Jah die Welt erschuf gab er dem Menschen Herrschaft über alle Dinge aber nun ist es zu spät die Menschen haben ihren Glauben verloren Sie vertilgen alles Leben von der Erde

Ich weiss nicht wie wir miteinander abrechnen sollen Sie sind Menschen wie wir doch ich weiss nicht wie wir miteinander abrechnen können

Denn wir haben keine Freunde unter den Mächtigen wir haben keine Freunde, schau, wo wir herkommen nein, wir haben keine Freunde

Und ich weiss nicht, wie die Abrechnung aussehen soll.

#### **GUILTYNESS**

Schuld lastet auf ihrem Gewissen Ihr Leben ist Falschheit und Fassade jeden Tag

Die grossen Fische verschlingen die kleinen Wir sind die Kleinen

Sie sind zu allem fähig um sich ihre Wünsche zu erfüllen Sie sind die Unterdrücker Sie essen das Brot des Leidens Sie essen das Brot einer dunklen Zukunft Bol Kakey

1,7

Songkik

Was suchen sie dauernd, die Leser und Nichtleser? \

Behauptung: der Mensch, der – auch auf der untersten intellektuellen Stufe – ein reflektierendes Wesen ist, es auch sein kann und sein will, leidet doch darunter, daß ihn die Reflexion daran hindert, original, erstmalig und einmalig leben zu können. Er sucht das Originalerlebnis. Eine riesige Industrie, die Millionen von Menschen dauernd von einem Land zum andern, von einem Kontinent zum anderen deportiert – ich meine die Touristikindustrie –, hat sich die Sehnsucht nach dem Originalerlebnis zunutze gemacht. Was sie in ihrer Werbung verspricht, das sind Originalerlebnisse, Abenteuer, Fremdes – also Erstmaliges.

Niemand aber, und das ist der Haken, kann zum Beispiel das Matterhorn noch zum ersten Mal und einmalig sehen. Das Matterhorn ist längst - ohne seine Schuld - zum Kitsch geworden: Es gleicht seinen Abbildern zu sehr. Die Ahs und Ohs der Betrachter sind der erbärmliche Versuch, doch noch auf jenen Emotionspegel zu kommen, den man zum voraus von sich erwartet hat. Aber gerade dieses »zum voraus« verhindert das Originalerlebnis. Jedermann hat dieselben Vorinformationen über das Matterhorn; die Erschütterung kann nicht stattfinden. Ein einfacheres Beispiel: wenn der elfjährige Hansli hinter dem Schulhaus das Vreneli küßt, zum ersten Mal in seinem Leben ein Mädchen küßt, dann wird das für ihn erschütternd sein. Vielleicht schläft er zwei, drei Nächte nicht. Das Gemeine ist nur und dafür ist er nicht verantwortlich -, daß ihm während des Küssens einfällt: »Aha, das ist jetzt das, wovon der Fritz gesprochen hat.« Ganz so überwältigend, ganz so original, wie er sich das gedacht hat, ist der erste Kuß also nicht - und zwar gerade deshalb, weil er sich das vorgestellt hat und vorgestellt bekommen hat.

Nun kann man allerdings, was das Matterhorn betrifft, den Nervenkitzel erhöhen und den Berg besteigen. Aber auch da gibt es Vorinformationen über Heldentum und Durchhalten, Bergsteigergeschichten und Bergsteigeridyllen. Etwas originaler als das Anschauen wird das Klettern schon sein, original genug immer noch nicht.

Es ist möglich, ich will und kann das nicht untersuchen, daß diese Sehnsucht nach dem Originalerlebnis bei verschiedenen Volksgruppen verschieden groß ist. Es ist möglich, daß dies ein besonders germanisches Problem ist. Der besondere deutsche Massentourismus könnte ein Hinweis sein.

Daraus könnte man dann folgern, daß die sogenannte Todessehnsucht eine Folge des Suchens nach einem Originalerlebnis sein könnte. Den Tod, diese Tausendstelsekunde des Übergangs, bestreitet jeder ohne Vorinformationen – zum mindesten glauben wir das. Andererseits erzählte mir ein Freund, der im Krieg die Menschen sterben sah, daß vieleversuchthätten, genau so wie im Film zu sterben: mit demselben heldischen Pathos, denselben Bewegungen, oft denselben Worten. Den Film hatten sie im Frontkino gesehen.

Der Satz von Oscar Wilde, daß es weit öfter vorkomme, daß das Leben die Kunst nachahme als umgekehrt, ist hier angebracht. Es gibt nun allerdings eine Literatur, die den Anschein erweckt, sie vermittle Originalerlebnisse. Wir bezeichnen sie als Trivialliteratur: Simmel und Konsalik etwa. Eine der erfolgreichsten Kioskserien – verfaßt von vielen Schreibern – waren vor Jahren Heftchen mit dem Obertitel »Wahre Geschichten«. Damit wurde die Lesererwartung genau getroffen. Denn wenn es schon keine Originalerlebnisse gibt, wenn nicht nur die Konstitution des Menschen sie verhindert, sondern auch jede Wissenschaft, jedes berufliche Tun: müßte es dann nicht die humane Aufgabe der sogenannten »Freien«, der »freien« Schriftsteller also sein, Originalerlebnisse herzustellen?

»Tatort« heißt eine beliebte Kriminalfilm-Serie im Fernsehen. Vorgeführt werden erfundene Geschichten, aber sie laufen unter einem Titel, der Hautnähe und Wahrheit verspricht. Das Erlebnis des Täters zum mindesten erscheint als Originalerlebnis.

Ich finde diese Filme – die ich mir auch anschaue – nicht pädagogisch gefährlich, ich finde sie politisch bedenklich, weil sie die Lust zum unerreichbaren Originalerlebnis fördern. Zudem hat der Bürger ja auch den Eindruck, daß es sein bürgerlicher Anstand sei, der ihn an Originalerlebnissen hindere. Das Originalerlebnis müßte für ihn also vorerst legalisiert werden. Der Detektiv im Kriminalfilm erscheint als einer mit legalisierten Originalerlebnissen. Diese Wünsche könnten zu einer Vorstufe zum ersehnten legalisierten Massenoriginalerlebnis werden. Das gab es schon mal, und das hatte seine Gründe, und nur aus diesem einen Grunde kann Trivialliteratur politisch bedenklich sein – nicht etwa, weil sie schlecht geschrieben wäre, nicht weil sie falsche Inhalte vermittelt, sondern weil sie vorgaukelt, nur das Originalerlebnis könne der Sinn des Lebens sein.

(aus: Peter Bichsel. Der Lever, Das Errählen. S. 17.

### Ich bin ein Contergan'-Kind

An meiner rechten Schulter habe ich zwei Finger. Damit kann ich greifen. Die Schulter selbst kann ich nicht bewegen, sie hat keine Muskeln. An meiner linken, beweglichen Schulter habe ich drei Finger. Meine linke Hand ist kürzer als die rechte. Darum kann ich mit der rechten Hand mehr anfangen als mit der linken.

Vor einigen Jahren bekam ich zwei Armprothesen: Ich habe sie nach einem Jahr in die Ecke geworfen. Wenn ich malen und schreiben wollte, mußten mir andere Leute immer die Buntstifte und Kugelschreiber in die Prothese schrauben und wieder herausnehmen. Das hat mir nicht gefallen. Meine fünf Finger sind jetzt so beweglich, daß ich fast alles allein machen kann: Ich kann mich ganz allein waschen. Meine Zähne putze ich mit einer elektrischen Zahnbürste. Mit den Füßen ziehe ich mich an. Kämmen kann ich mich nicht so gut, ich komme nur bis zu den Ohren hoch. Essen kann ich allein. Ich trinke mit einem Strohhalm. Meine Schultasche hänge ich über die linke Schulter, dort hält sie.

Daß ich keine langen Arme habe, ist mir zuerst an Schaufensterpuppen aufgefallen. Meine Tante wollte mir einreden, der liebe Gott habe keine langen Arme für mich übriggehabt. Aber meine Mutter hat mir erklärt, meine Arme würden nicht größer werden. Da sollte ich mir keine Hoffnung machen, die würden so bleiben.

Ich gehe in die sechste Klasse eines neusprachlichen Gymnasiums. Ich bin dort das einzige Contergan-Kind. In keiner normalen Schule wollte man mich anfangs haben. Alle haben gemeint, die Lehrer hätten dort keine Zeit für Kinder wie mich. Einmal wurde mir gesagt: Nein, du kommst nicht hinein, mit solchen Kindern können wir uns nicht befassen, für solche Kinder gibt es Sonderschulen. Probeweise haben sie mich dann doch aufgenommen. Es hat geklappt. Denn auf mich braucht niemand besonders Rücksicht zu nehmen.

Ich habe in der Schule einen Spezialtisch mit verstellbarer Platte. Auf dem Tisch liegt ein fünf Pfund schweres Magnetlineal. Damit beschwere ich die Schulhefte. Sie rutschen beim Schreiben nicht mehr weg. Nur mit dem Zirkel habe ich Schwierigkeiten. Ich brauche einige Zeit, um geometrische Aufgaben zu lösen. Mit meinen zwei Fingern an der rechten Hand kann ich schreiben und malen. Ich male besonders gern. Wenn ich Leute male, bekommen sie immer lange Arme. Vielleicht, weil ich lange Arme schöner finde.

Natürlich kann ich mich im Unterricht nicht so gut bemerkbar machen. Die Lehrer übersehen oft meine Hand. Wenn es mir reicht, stehe ich einfach auf, dann müssen sie mich sehen.

Ich habe keine feste Freundin. Ich will auch keine. Mir gefällt es nicht, wenn eine kommt und mir unbedingt helfen will, und ich muß dann nur noch für sie da sein. Wenn eine kommt und fragt dauernd: "Soll ich dir die Tasche tragen?" oder "Soll ich für dich den Liftknopf drücken?", dann werde ich wütend.

Denn wenn sie geht und sich wieder eine andre Freundin sucht, dann sitze ich wieder da. Alle wollen mir immer helfen. Aber ich will nicht. Ich kann doch fast alles allein machen. Die meisten Kinder, deren Hilfe ich ablehne, denken: Blöde Gans, die will aber auch alles allein machen, die läßt sich überhaupt nicht helfen. Sie gehen dann beleidigt weg. Sie verstehen nicht, daß ich allein zurechtkommen muß. Deshalb fällt es mir auch oft so

schwer, jemanden zu bitten, wenn wirklich etwas nicht geht. Weil ich so unabhängig w möglich sein möchte, bin ich ziemlich oft für mich allem. Ich mag auch nicht über jede Problem reden. Ich versuche, es allein zu lösen.

Seit ein paar Wochen fahre ich jeden Morgen mit dem Taxi in die Schule. Das Taxi bring mich auch wieder nach Hause. Früher bin ich mit der Tram gefahren. Aber ich konnte of nicht einsteigen, weil ich den Türknopf nicht rechtzeitig erwischen konnte. Die Druck knöpfe für die Türen sitzen ziemlich hoch. Bevor ich mit den Fingern hochgekrabbel war, ist die Straßenbahn oft schon abgefahren. Beim Aussteigen war es genauso. Manch mal bin ich drei oder vier Stationen weitergefahren, bis ich endlich herauskam. Danr mußte ich das lange Stück zurücklaufen. Eigentlich kommt das nur daher, daß die Leute in der Straßenbahn oder an der Haltestelle zwar auf mich geachtet haben, aber vor lauter Gafferei auf meine fehlenden Arme haben sie den Knopf nicht für mich gedrückt.

Wenn die Leute mich anstarren, bin ich zwar still, am liebsten würde ich sie anbrüllen: Vielleicht hätten Sie gern ein Foto von mir? Meistens denke ich: Sollen sie doch glotzen Einmal werden sie schon genug haben. Aber ich möchte ihnen schon gern die Meinung sagen. Es sind hauptsächlich die älteren Leute, die mich anstarren. Sie schauen mich so an, als ob mir nicht nur die Arme, sondern auch der Verstand sehlte.

Manche Leute reden über mich, wenn ich direkt dabeistehe. Sie glauben, ich kapiere nichts von dem, was sie sagen: Ein Mann hat gefragt: Was hat denn dieses Kind? Wo kommt es her? Da habe ich ihn gefragt, ob er schon etwas von Contergan-Kindern gehört hätte. Er hat den Kopf geschüttelt.

Eine Zeitlang war es so schlimm mit den Leuten, daß ich mich gar nicht mehr auf die Straße getraut habe. Da hat mir meine Mutter eine Pelerine<sup>1</sup> genäht, unter der ich mich verstecken konnte.

Ebenso schlimm war es, als wir in ein Haus einzogen, in dem auch andere behinderte Kinder leben. Die Leute in den Nachbarhäusern haben sich aufgeregt: Sie haben angenommen, daß Contergan-Kinder aus asozialen Familien kommen und blöd sind. Oft bin ich von andern Kindern zum Geburtstag eingeladen worden. Ebenso oft bin ich wieder ausgeladen worden. Die Kinder wollten mich dabeihaben, aber ihre Eltern waren dagegen. Sie haben meiner Mutter gesagt, mit mir könne man ja doch nichts anfangen. Was könnte ich auf einer Geburtstagsparty schon spielen?

Dabei kann ich eine Menge anfangen – auch ohne Arme. Ich laufe Ski, kann schwimmen und Fußball spielen. Sogar in der Schule komme ich ganz allein zurecht. Mir braucht zum Beispiel kein Mensch auf dem Klo zu helfen. Seit ich in die Schule gehe, habe ich kein einziges Mal aufs Klo gemußt. Ich habe mir das so angewöhnt.

Ich mache mir viele Gedanken, was ich anfangen soll, wenn ich in einigen Jahren die Matura<sup>2</sup> habe. Immer, wenn mir etwas einfällt, was mir Freude machen würde, muß ich mir sagen: Das geht nicht aus diesen oder jenen Gründen.

Meine Vorstellungen im Moment sind: Ich möchte Sprachen lernen und darauf einen Beruf aufbauen. Ich weiß genau, daß ich als Auslandskorrespondentin in einem Büro Schreibmaschine schreiben muß. Deshalb habe ich mir eine elektrische Schreibmaschine gewünscht und auch bekommen. Ich übe jeden Tag. Ich tippe mit einem Finger der linken Hand und schalte die neue Zeile mit einem Finger der rechten Hand ein. Vielleicht schaffe ich es. Viele Leute tippen mit nur einem Finger schnell und sauber. Aber ich mache mir wenig Hoffnung, daß mich ein Chef nimmt. Die meisten wollen sicher Dol-

metscherinnen, die sich herzeigen können.

#### HANS MAGNUS ENZENSBERGER

#### Geschichtenerzählen

Gestern sah ich einen hohen Offizier auf einen Baum steigen – da wußte ich: die Militärs bemühen sich um gute Aussicht.

Heute früh sah ich drei grüne Fische teppichklopfen –

da wußte ich: wer sich über den Anblick teppichklopfender Fische nicht verwundert, hält diesen Anblick entweder für möglich oder hat ihn gar nicht zu Gesicht bekommen.

Vorhin sah ich drei Telefonzellen über den Ozean schwimmen – da wußte ich: eine Nachricht aus Übersee wird dich erreichen.

Nun, wie gefällt Ihnen das?

Bitte bitte, hören Sie auf! -Ich glaube, Sie erzählen mir da lauter Geschichten.

#### Ratschlag auf höchster Ebene

Makers of History! Schüttere Wölfe, geschminkte Keiler, Kastraten mit Herzklaps, Affensaft in der welken Milz, eine Hutzel zwischen den Beinen:

schlaflos über dem Golfstrom, von schönen Klippern geschleudert durch Wolkenlagunen; doch tut keine Windsbraut euch auf ihr wildes Herz, ihren weißen Leib:

immer dieselbe Vettel, History, häßliche Hostess, besteigt eure sauren Betten, melkt aus euch ihre trübe Lust.

Steigt aus! Ohne Fallschirm! Sterbt! Kein Weib weint hinter euch eine Träne: selbst die Vettel vergißt euch.

#### Über die Schwierigkeiten der Umerziehung

Einfach vortrefflich all diese großen Pläne: das Goldene Zeitalter das Reich Gottes auf Erden das Absterben des Staates. Durchaus einleuchtend.

Wenn nur die Leute nicht wären! Immer und überall stören die Leute. Alles bringen sie durcheinander.

Wenn es um die Befreiung der Menschheit geht laufen sie zum Friseur.
Statt begeistert hinter der Vorhut herzutrippeln sagen sie: Jetzt wär ein Bier gut.
Statt um die gerechte Sache kämpfen sie mit Krampfadern und mit Masern. Im entscheidenden Augenblick suchen sie einen Briefkasten oder ein Bett.
Kurz bevor das Millennium anbricht kochen sie Windeln.

An den Leuten scheitert eben alles. Mit denen ist kein Staat zu machen. Ein Sack Flöhe ist nichts dagegen.

Kleinbürgerliches Schwanken! Konsum-Idioten! Überreste der Vergangenheit!

Man kann sie doch nicht alle umbringen!
Man kann doch nicht den ganzen Tag auf sie einreden!

Ja wenn die Leute nicht wären dann sähe die Sache schon anders aus.
Ja wenn die Leute nicht wären dann gings ruckzuck.
Ja wenn die Leute nicht wären ja dann!
(Dann möchte auch ich hier nicht weiter stören.)

#### Der Zauberer

Bevor der Zauberer
durch seinen Zylinderhut sprang,
hieß er
Karlheinrich Oberholz. Wenig später
fand man seinen Wandergewerbeschein
in einer Furche wieder.

Oberholz,

der struppige Hasenvater, hat kürzlich einen zielenden Förster hypnotisiert. Der Mann hält noch immer die Flinte im Anschlag, ein grünes Denkmal in der Heiden.

#### Der Mann und der Elefant

Das Verhältnis von Gikuyus und Europäern läßt sich sehr schön durch die folgende Geschichte aufzeigen: Es war einmal ein Elefant, der mit einem Mann Freundschaft geschlossen hatte. Eines Tages gab es ein schweres Gewitter; der Elefant lief zu seinem Freund, der eine kleine Hütte am Rande des Waldes bewohnte, und sagte: »Lieber, guter Mann, erlaube mir bitte, meinen Rüssel in deine Hütte zu stecken, um ihn vor diesem Wolkenbruch zu schützen. « Der Mann, der sah, in welcher Lage sich sein Freund befand, erwiderte: »Lieber, guter Elefant, meine Hütte ist zwar sehr klein, doch für deinen Rüssel und mich ist genug Platz. Bitte, strecke deinen Rüssel vorsichtig hinein.« Der Elefant dankte seinem Freund und sprach: »Du hast eine gute Tat getan, deine Freundlichkeit werde ich dir eines Tages lohnen.« Aber was geschah dann? Sobald der Elefant seinen Rüssel in der Hütte hatte, schob er langsam seinen Kopf hinterher und warf schließlich den Mann hinaus in den Regen, legte sich dann bequem in der Hütte seines Freundes nieder und sagte: »Lieber, guter Freund, da nicht genug Platz für uns beide vorhanden ist, deine Haut aber dicker ist als meine, wird es dir nicht schaden, wenn du sie dem Regen aussetzt, ich dagegen muß meine empfindliche Haut gegen den Hagelsturm schützen. « Als er begriff, was sein Freund ihm angetan hatte, begann der Mann zu schimpfen. Die Tiere im nahegelegenen Wald hörten dies und kamen herbei, um den Grund des Lärms zu erfahren. Alle standen um den Mann und seinen Freund, den Elefanten, herum und hörten sich den heftigen Streit mit an. Brüllend kam der Löwe zu diesem Aufruhr hinzu und sprach mit lauter Stimme: »Wißt ihr nicht, daß ich der König des Dschungels bin? Wieso wagt es jemand, den Frieden meines Reiches zu stören?« Als dies der Elefant hörte, der einer der höheren Minister im Dschungelkönigreich war, erwiderte er mit sanfter Stimme: »Mein Herr und Gebieter, in deinem Königreich stört niemand den Frieden. Ich hatte nur eine kleine Auseinandersetzung mit meinem Freund hier wegen dieser kleinen Hütte, die, wie mein Gebieter sieht, von mir bewohnt wird. Der Löwe, der in seinem Königreich »Ruhe und Ordnung« haben wollte, erwiderte mit gesetzter Stimme: »Ich befehle meinen Ministern, eine Untersuchungskommission einzuberufen, die die Angelegenheit gründlich überprüfen und einen Bericht vorlegen soll.« Dann wandte er sich an den Mann und sprach: »Du hast wohl daran getan, Freundschaft mit meinem Volk zu schließen, insbesondere mit dem Elefanten, der einer meiner ehrenwerten Minister ist. Beschwere dich nicht weiter, noch hast du deine Hütte nicht verloren. Warte, bis meine königliche Kommission zusammentritt, dann wird dir ausreichend Gelegenheit gegeben, dei-

nen Fall vorzutragen. Ich bin überzeugt, daß dich das Urteil der Kommission zufriedenstellen wird. « Die freundlichen Worte des Dschungelkönigs beruhigten den Mann, so daß er arglos auf seine Chance wartete, in festem Glauben daran, daß man ihm seine Hütte selbstverständlich zurückgeben werde. Der Elefant befolgte den Befehl seines Herrn und begann, gemeinsam mit anderen Ministern, eine Untersuchungskommission einzuberufen. Die folgenden Dschungelältesten wurden zu Kommissionsmitglieder ernannt: (1) Herr Rhinozeros; (2) Herr Büffel; (3) Herr Alligator; (4) der Sehr Ehrenwerte Herr Fuchs als Vorsitzender; und (5) Herr Leopard als Schriftführer der Kommission. Als der Mann von dieser Zusammensetzung erfuhr, protestierte er und fragte, ob es denn nicht besser sei, auch einen Vertreter seiner Seite in die Kommission aufzunehmen. Man sagte ihm, daß dies unmöglich sei, denn von seiner Seite gäbe es niemanden, der ausreichend ausgebildet sei, die Feinheiten des Dschungelgesetzes zu verstehen. Darüber hinaus gäbe es keinerlei Anlaß zu Befürchtungen, denn alle Kommissionsmitglieder genössen wegen ihrer Unparteilichkeit in der Rechtspflege hohes Ansehen. Da sie zudem von Gott selbst auserwählt worden seien, die Belange gerade jener wemiger gut mit Zähnen und Klauen ausgestatteten Rassen zu vertreten, möge er versichert sein, daß sie die Angelegenheit mit größter Sorgfalt behandeln und unvoreingenommen vortragen würden. Die Kommission beraumte die Sitzung ein, um die Betroffenen anzuhören. Als erster wurde der Sehr Ehrenwerte Herr Elefant vorgeladen. Er trat mit arrogantem Gehabe auf, putzte seine Stoßzähne mit einem Schößling, den Frau Elefant ihm besorgt hatte, und sprach mit autoritärer Stimme: »Meine Herren des Dschungels, ich sehe keinen Anlaß, Ihre kostbare Zeit mit einer Geschichte zu vergeuden, die, so glaube ich, jeder von Ihnen kennt. Ich habe es stets als meine Pflicht angesehen, mich um die Belange meiner Freunde zu kümmern. Dies scheint nun zwischen mir und meinem Freund hier zu Mißverständnissen Anlaß gegeben zu haben. Er bat mich, seine Hütte zu schützen, so daß sie nicht vom Wirbelsturm fortgeblasen würde. Da der Sturm wegen des unbenutzten Raumes in die Hütte eingedrungen war, hielt ich es für erforderlich, den unbewohnten Teil w schaftlich zu nutzen und ließ mich also dort nieder; ich verhielt m ebenso pflichtbewußt, wie es zweifellos jeder von Ihnen unter den gleich Umständen auch getan hätte.«

Nachdem die Kommission die einleuchtende Aussage des Sehr Ehrenwer Herrn Elefanten zur Kenntnis genommen hatte, vernahm sie Herrn Hy und andere Dschungelälteste, die alle Herrn Elefantens Darstellung bestä ten. Dann rief sie den Mann auf, der den Streit aus seiner Sicht darstel Doch die Kommission ließ ihn nicht ausreden, sondern forderte ihn auf: »C ter Mann, beschränken Sie sich bitte auf das Wichtigste. Die Einzelhei haben wir bereits von verschiedenen Seiten erfahren. Wir möchten von Ih lediglich hören, ob der ungenutzte Raum in Ihrer Hütte bereits von mand anderem beansprucht wurde, bevor Herr Elefant sich dort nied ließ.« Der Mann begann: »Nein, aber ...« Doch an dieser Stelle erkl die Kommission, daß sie von beiden Parteien nun ausreichend inform worden sei und zog sich zurück, um ihre Entscheidung zu treffen. Na dem sie ein köstliches Mahl zu sich genommen hatte, für das der Sehr renwerte Herr Elefant aufkam, fällte sie ihr Urteil, rief den Mann auf führte folgendes aus: »Unserer Auffassung nach ist es durch Ihre eiger rückständigen Vorstellungen zu einem bedauerlichen Mißverständnis kommen. Wir sind der Meinung, daß Herr Elefant eine heilige Pflicht füllt hat, indem er Ihre Interessen wahrnahm. Da es ohne Frage für von Vorteil ist, wenn der Raum auf bestmögliche Weise wirtschaftlich nutzt wird, Sie selbst aber noch nicht den Entwicklungsstand erreicht ben, von diesem Raum Gebrauch zu machen, halten wir einen Komp miß für angemessen, der beiden Seiten entgegenkommt. Herr Elefant w Ihre Hütte weiterhin bewohnen. Ihnen gestatten wir, sich nach einem deren Ort umzuschen, wo Sie eine neue Hütte bauen können, die Ih Ansprüchen genügt. Wir verpflichten uns dabei, Ihren Schutz zu üb nehmen.«

Der Mann, der sah, daß er keine Alternative hatte, und zudem fürchtete, er sich den Zähnen und Klauen der Kommissionsmitglieder ausliefern würfalls er nicht zustimmte, tat, was man ihm vorgeschlagen hatte. Kaum hatt jedoch eine neue Hütte gebaut, griff ihn Herr Rhinozeros mit gesenk Horn an und befahl ihm auszuziehen. Erneut wurde eine königliche Komr sion eingesetzt; sie kam zum gleichen Ergebnis. Das wiederholte sich, Herr Büffel, Herr Leopard, Herr Hyäne und alle übrigen über neue Hüverfügten. Da entschloß sich der Mann, daß er endlich wirksame Schutzir nahmen ergreifen müsse, denn die Untersuchungskommission brachte offenbar keinen Nutzen. Er setzte sich hin und sagte sich: »Ng'enda thi no gaga motegi«, was soviel heißt wie: »Niemand, der die Erde bewohnt, k nicht auch in eine Falle gelockt werden«, oder mit anderen Worten: »I kann die Menschen eine Weile an der Nase herumführen, aber nicht s dig.«

Als die von den Dschungelherren bewohnten Hütten allmählich zu verst
und einzustürzen begannen, machte er sich eines frühen Morgens auf
baute sich in einiger Entsernung eine größere und bessere Hütte. Sobald I
Rhinozeros diese erblickte, kam er angestürzt, mußte aber seststellen,
sich Herr Elesant ties schlasend bereits im Inneren besand. Als nächster d
Herr Leopard durchs Fenster ein, Herr Fuchs und Herr Büfsel kamen d
die Türen, während Herr Hyäne schreiend nach einem Platz im Schatten
langte und Herr Alligator sich auf dem Dach sonnte. In kürzester Zeit be
nen alle um ihren Besitzanspruch zu streiten, was bald in eine Schlägerei

artete. Während sie miteinander kämpften, zündete der Mann die Hüt die samt den Dschungelherren und allem anderen bis auf den Grun brannte. Danach ging er heim und sprach: »Der Frieden ist teuer, doch sein Geld wert«, und lebte glücklich bis ans Ende seiner Tage.

#### Ein gleiches

Uber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

#### Ein Ungleiches = Einige Leichen

1, 5, 5 At 10

Warte nur! Balde
Ruhest du auch.
Und zwar wie?
Zwischengelagert? Entsorgt?
Und warum du
nicht Sie?

Ich fange von vorne an Das klingt viel höflicher dann:

Uber allen Gipfeln
ist Euphemie,
In allen Wipfeln
Spüren Sie
kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde
Bitte warten Siel Balde
Ruhen Sie auch.

(Die Euphemie versteht sich von selbst bei Goethen: Er sagt ja auch Ruhen wenn er Sterben meint oder Töten)

Oder lieber nicht ruhig Blut? Also gut, mit etwas mehr Wut:

Unser allen Wipfeln
fließt Blut,
In allen Heuchlern
spürest du
kaum einen Jammerlaut!
Die Vögelein menscheln im Walde.
Gipfle nur! Balde
watest du auch
im Blut

# Haiku

Einem, der ihn brach schenkt er dennoch seinen Duft-Pflaumenblütenzweig

Chiyo-ni (1701-1775)

Dä Räge tropft fescht, Schnee hät's fascht ä keine meh Dä Frühlig chunnt glii Die Bäume waren beim Friseur, die Häuser kauften sich einen Pelz: Die Damen werden neidisch.

(ein Gedicht eines Schülers zum Thema Winter. Die Silbenzahl ist hier nicht korrekt,)

Diese Form des Gedichtes stammt aus dem alten Japan. Man nennt es einen Haiku.

Es hat eine strenge, wenn auch sehr einfache Form. Das ganze Gedicht besteht aus 3 Zeilen und 17 Silben:

- Die 1. Zeile hat 5 Silben
- Die 2. Zeile hat 7 Silben
- Die 3. Zeile hat 5 Silben

Ei-nem der ihn brach

schenkt er den-noch sei-nen Duft

Pflau-men-blü-ten-zweig

In einem Haiku Gedicht wird in wenigen Worten eine Erscheinung, ein Bild aus der Natur, ein Gedanke oder ein flüchtigen Augenblick aus dem Alltag festgehalten.

Es wird jedes überflüssige Wort vermieden.

#### Arbeitsauftrag:

Versuche selbst solche Haikus zu schreiben. Das Thema kannst Du bestimmen. Schreibe über irgendeine Alltagssituation, die Dir in den Sinn kommt.

Themenvorschläge: Frühling, Computer, Freunde, Musik, Ferien etc.

#### Mädchen mit Zierkamm

Es ist Mittag, und sie sonnt sich in der kleinen Anlage vor der U-Bahnstation. Sie bückt sich nach einem Teil, einem Haarschmuck, etwas, das verloren neben der Bank am Boden liegt.

Sie selbst trägt ein stakig kurzes Punkhaar, steife Strähnen, wie in einer Alb-Nacht gezaust und zu Berge stehen geblieben. Vanilleton mit schneeweißen 5 Streifen. Dazu ein violetter Pulli mit schlappem Schalkragen, ein sehr knapper Lederrock, schwarze Strumpfhose, schwarze abgelaufene Stiefeletten, auch die Augen in schwarz ausgemalten Höhlen. Sehr kleines Gesicht, dünne, mondbleiche Haut, so dass an der Schläfe die Ader blau hervorschimmert. Zierliche, glatte Nase, bleigrün gestrichene Lippen, ein etwas zu breiter Mund, abfallendes Kinn.

Was also anfangen mit der kleinen Schildpattharke? Sie betrachtete sie, sie wendet sie, kratzt mit dem Daumennagel am Lack. Echt oder nicht? Sie lehnt sich zurück, nimmt das hübsche Fundstück zwischen die spuchtigen Finger, spielt damit, als riefe es irgendeine Erinnerung herauf, an eine Freundin, eine 15 Schwester vielleicht oder auch an die eigene Frisur, wie sie vor Jahren war . . . Dann werden die Ellbogen hochgezogen und auf die Banklehne gestützt, die Beine überkreuz, der rechte Fuß wippt angeregt. Die lasch herabhängende Hand schaukelt das Ding, zwischen Zeige- und Ringfinger geklemmt, immer noch schielt sie hin mit leicht geneigtem Kopf, hält es anhänglich im Blick. Ein 20 denkwürdiges, ein willkommenes Ding, eine kleine Freude offenbar. Das Ding ist keine Spange. Wie heißt es? Haarklemme. Wie sagt man genauer? Steckkamm. Die einfachsten Dinger, die man inuner vergisst, verliert. Das Mädchen ist bisher schlecht und recht mit den Menschen ausgekommen. Ihrer Meinung nach haben sie alle zuviel von ihr verlangt. Sie hat sich immer 25 in der Lage befunden, irgendjemand anblaffen zu müssen. Sie hat ein loses Mundwerk, sagte man früher. Aber das ist es nicht. Ihr Mund hat sich zu einer kleinen schnellfeuernden Schallwaffe entwickelt. Sie lässt sich nichts gefallen, aber ihr gefällt auch von vomherein nie etwas. Alle wollen irgendwas von ihr, das sie absolut nicht will. Weil einfach nichts von ihr gewollt werden soll. 30 Was sie aber will, versteht sowieso keiner.

Meistens ist sie allein am Vormittag. Aber irgendwer findet sich im Lauf des Tages, in der Spielhalle, im Café oder in den Anlagen. Irgendwer, bei dem sie dann haltlos zu quasseln beginnt. Wie eine verrückte Alte. "Ansichtssache", ihr Ticwort; es schiebt sich wie das Leerklicken im Magazin zwischen die Salven gepfefferter Ansichten. Sie besitzt jede Menge Munition von diesem aufsässigen Unsinn. Zuerst muß sie sich Luft verschaffen und mit dem Mund wild in der Gegend herumballern. Aber damit ist es noch nicht vorbei. Jetzt zieht sie scharf und beginnt das gezielte Anblaffen. Die Flappe, der vorgestreckte Hals, die ausgefahrenen Lippen richten sich auf einen zufällig querstehenden 40 Mitmenschen. So überhaupt nur, im Angriff, ninunt sie ihn wahr. Irgendetwas wird er schon gesagt haben, irgendetwas Missverständliches, das sie in Wut

- versetzt. Und wenn nicht, der Wechsel von Ballern zu scharfem Schnauzen vollzieht sich von selbst, braucht keinen äußeren Anlass.
- "Unheimlich aggressiv" nennt sich das. Tatsächlich kann man wenig dagegen tun. Man beruhigt sie mit nichts, man kann nicht auf sie einreden. Das Beste ist, man sucht schnell das Weite. Dann tut sie nichts, sie springt einem nicht in den Rücken. Wenn man außer Sicht ist, beruhigt sie sich. Früher schwer, jetzt zu gar nichts mehr erziehbar. Weiß alles, weiß auch, warum. Wer kümmert sich außerdem um eine Zwanzigjährige, die ihre beste Zeit hinter sich hat, herumhängt und mit niemandem zurechtkommt?
  - Vor vier, fünf Jahren, da waren noch eine Menge Leute wie sie. Oder sahen wenigstens so aus. Auf der Straße war noch viel los und die Menschen waren überhaupt viel ansprechbarer. Aber es stellte sich heraus, das war auch bloß
- 55 Getue, nur Modezirkus. Von denen ist keiner übrig geblieben. Kaum einer.

Schildpattkamm, Ansichtssache.

- Es gäbe die Möglichkeit, wirklich die Frisur zu wechseln. Die Haare wachsen lassen, einfach ein anderer Typ sein. Sie beugt sich vor, hebt die Hand, sieht sich das Stück von nahem an. Schildkrötenpanzer.
- 60 Braungelb geflecktes Horn. Drecksding. Schildkrötenmörder. Sie stellt sich vor: Wenn die Schildkröten hierzulande heilige Tiere wären wie die Kühe in Indien... Eine Schildkröte sein in ihrem uralten Panzer und ganz langsam die Fahrbahn überqueren, bis der sinnlose Verkehr zusammenbricht. Sie stellt sich vor: ihre Mutter hätte so ein Ding im Haar getragen. Warum
- Sie stellt sich vor: ihre Mutter hätte so ein Ding im Haar getragen. Warum eigentlich nicht? Schön war sie ja. Es fällt ihr dauernd aus der Frisur, wenn sie im Kiosk bedient, und ich muß es dann aufheben. "Tritt nicht drauf!", brüllt sie. Hej, es gibt auch welche aus Plastik, die sind bedeutend billiger, du! Das Mädchen blinzelt durch die Kammzähne in die Sonne. Es träumt nicht. Es weiß Bescheid. Die Lage kann sich stündlich verbessern. Es hängt immer alles von irgendeinem entscheidenden Knackpunkt ab. Die Welt an sich macht
- alles von irgendeinem entscheidenden Knackpunkt ab. Die Welt an sich macht alles mit. Es kommt bloß darauf an, wie du dich selber fühlst. An sich: jede Menge Erleichterung. Man kann sich nicht beklagen (...)

Botho Strauß

# «Selbstoffenbarungsangst» gepaart mit Konsumismus

ON DANIELA KUHN

ie einen schauen zum Fenster: draussen ein sonniger Frühlingstag, blauer Himmel. Die andern ritzeln auf die Bank. Abwesendes Vorch-hin-Srarren und unbeteiligtes Ausharen spiegelt sich in den Gesichtern. Nein, ies ist nicht die Stille in einer schweizerichen Bahnhofswartehaile, auch nicht die tmosphäre in einem Zürcher Tram. sonern der alltägliche Alptraum unzähliger fittelschüler und ihrer Lehrer.

Gequält sitzen die Parteien (Lehrer und chüler) einander gegenüber und harren er erlösenden Pausenglocke, die mit ihem Schrillen die Stille durchbrechen

Verzweifelt versucht der Französischleher, eine Spur von Interesse, einen Hauch on Begeisterung in die Klasse zu bringen, uf dass ein Fünkchen zunde - vergebens. eder Versuch einer Diskussion scheitert immerlich am passiven Widerstand, am chweigen der Klasse. Die träge Masse isst sich nicht aus der Reserve locken.

Hans Hehlen, der 14 Jahre an der Kanansschule Enge unterrichtete, schildert hnliche Erfahrungen in seinem Buch Die Freude, gestört zu werden». «Ein schüler möchte mit mir reden. Er sagt mir, r habe genug davon, dass ich Diskussioen zu provozieren pflege. Eines stehe fest: r sage seine Meinung nicht in der Klasse. r habe seine Freunde und Freundinnen, or denen er sich offenbare. Diese Schullasse sei zusammengewürfelt, einige chüler passten ihm nicht, und da schwei-

Es geht hier nicht um das umstrittene, ntiquierte Schulsystem im Frontaluntericht, auch nicht darum, einzelne Lehrer in rer Unfähigkeit zu entlarven. Vielmehr eht es um ein Phänomen, welches allge-nein verbreitet ist die Sprachlosigkeit. er Sprachunterricht an den Schulen wird nmer mehr zur äusserst bemühenden bis ualvollen Angelegenheit. Sowohl auf seien der Schüler- als auch auf der Seite der ehrerschaft (allerdings in verschiedener

Ein Deutschlehrer sieht sich vor ein Prolem gestellt: Er möchte mit seiner Klasse nen Roman lesen. In der Fast-food- und ideo-Zeit ein Epos wie etwa die «Budenbrooks» zu lesen ist kaum mehr vorellbar. Beinahe resigniert erzählt er: «In er allgemeinen Hektik des Schulbetriebs hlt vor allem die innere Musse, die Zeit, ft greife ich dann halt zu Kurzgeschichn, not- und zeitgedrungen.»

#### ie mauscheln vor sich hin, as ist ihnen völlig egal

Dieselben Schüler, die für eine Mathebeit fünf Stunden lernen, inszenieren volksaufstandähnlichen Tumult, enn sie etwa fünfzig Seiten lesen sollten. Die zeitgemässen Einwände lauten: zeitgemässen Wann sollte ich neben all dem Schulstress sch noch Zeit zum Lesen haben?» Eine vanzigjährige Studentin bekennt, in ihrer samten Mittelschulzeit vor der Matura nen einzigen Roman gelesen zu haben. Nach dieser Epoche kannte sogar der nterste und letzte Schüler der Klasse den amen Franz Biberkopf, obwohl einige cht auch nur ein Kapitel des Buches gele-

Im mündlichen Unterricht fallen diese Schwarzleser» nicht auf. Sie sitzen ebenso mm und schweigend da wie diejenigen, e ihre Pflichtlekture hinter sich gebracht Besagte Studentin erinnert sich: ıben. ch schaute während der Deutschstunden m nahen Gehäude hinüher, wo ein ann die Fenster putzte. Da sah ich also ei Männer, die arbeiteten. Der eine putz-Fenster und der andere, mein Deutscharer, bettelte erfolglos um ein Mitmaen der Klasse. Ich dachte, ich wäre lieber

der Stelle des Fensterputzers.> Längst schlagen sich die Schüler nicht thr mit veralteten, trockenen Lehrmitn herum. Das heutige Lehrprogramm st den Lehrern die Möglichkeit zu aktuen Themen offen wie etwa Umwelt und dirik, die Frau in unserer Gesellschaft



«Es interessiert sowieso niemanden, was ich sage»: Gelangweilte Schüler

Foto: Visum/Michael Lange

oder andere Themen, die junge Leute interessieren und persönlich betreffen mögen. Doch nichts scheint die Schüler - iedenfalls nicht in Regie des Lehrers - zu interessieren. Das neue Leiden der Lehrer scheint eine Jugend ohne Sprache zu sein.

Eine Englischlehrerin meint: «Bevor ich mit der Fremdsprache überhaupt beginnen kann, muss ich die Gymnasiasten erst einmal sprechen lehren. Diese jungen Menschen sind rein akustisch nicht hörbar. Sie mauscheln vor sich hin, und es ist ihnen absolut egal, ob ihr Gegenüber sie versteht oder nicht »

Ein Deutschlehrer hatte ein besonderes Erlebnis mit einer «stummen Klasse» Nachdem die Klasse die «Odyssee» gelesen hatte sollten die Schülereine kurze Notiz zu denjenigen fünf Punkten machen, die sie am meisten betroffen oder interessiert hatten. Das Resultat innerhalb der Klasse fiel ausserordentlich spannend und an originellen Gedanken reich aus. Die Schüler hatten die wesentlichen und wichtigsten Punkte der «Odyssee» überraschend gut verstanden und wiedergeben können. Der begeisterte Lehrer forderte die Schüler in der nächsten Stunde auf, ihre Gedanken auszutauschen und darüber in der Klasse zu diskutieren, Dieselben Schüler, welche zuvor zum Teil brillante schriftliche Notizen abgegeben hatten, sassen schweigend in ihren Bänken. Kaum brach-te der Lehrer ein Wort aus seinen Schülern eraus. Im Kampf gegen die Sprachlosigkeit liess der Lehrer in der folgenden Aufsatzstunde neben zwei anderen Themen zu folgendem Thema schreiben: «Ich hätte Gelegenheit gehabt, drei Stunden über die Odyssee> zu diskutieren, und habe nichts dazu beigetragen.» Zwei von den zwanzig Schülern wählten das letztere Thema. In diesen beiden Aufsätzen (der eine Schüler ist im schriftlichen Ausdruck, in seinem Stil und seinen Gedankengängen absolut brillant) konnte der Lehrer für einmal hinter die stumme Maske eines «Sprachlosen» sehen. Dieser hochbegabte junge Mann macht sich auf jede Frage des Lehrers seine Gedanken. Meldet sich kein anderer Mitschüler, so behält er seine Antwort für sich: Wozu soll ich mich melden? Mir reicht es, wenn ich die Antwort für mich habe. Ausserdem interessiert es sowieso niemanden. was ich sage, also sage ich nichts.»

Könnte man hier schon von «sprachli-chem Autismus» sprechen? Solche oder ähnliche Gedanken sind bei immer mehr Schülern, besonders bei hochintelligenten introvertierten, nicht selten.

Lehrer begegnen dem Phänomen der Gruppendynamik, aus der sich die Verweigerung der Sprache ergibt, teils mit verzweifelter Ohnmacht, teils mit Resignation oder Wut. Ähnlich der Verweigerung im Sinne Herbert Marcuses erscheint man-chem Lehrer die Weigerung der Schülerin-

nen und Schüler als ziellose Opposition. Ein Deutschlehrer an der Kantonsschule

Hohe Promenade in Zürich erlebte eine markante Illustration zur Sprachlosigkeit: Vor den Ferien fehlte ein Schüler in den letzten zwei Stunden. Er fragte einen anderen Schüler nach dem Verbleib seines Mitschülers. Der Lehrer erfuhr, dass der Schüler einen bewilligten, verfrühten Urlaub er-halten hatte. Da es sich um die einmaligen Pfingstferien infolge des Langschuljahres handelte und man noch nie so viele Ferien hatte wie in diesem Jahr, erlaubte sich der Lehrer dies anzumerken «Daraus fragte mich der junge Mann im vollen Ernst: Finden Sie das denn wichtig, was wir hier ietet machen? Ich war so konsterniert dass mir die Tragweite und Gewichtigkeit seiner Frage erst später bewusst wurde.»

#### Deutschstunde als willkommene **Erholung vom Schulstress**

Besonders schwierig ist es für Mittel-schüler, einen literarischen Text (abgesehen von dessen Schwierigkeit oder Leichtigkeit) zu interpretieren. Eine Schwellenangst, die mit dem möglichen Verfehlen der «richtigen» Antwort zusammenhängt, lähmt die Schüler. Ist diese Lähmung erst einmal fortgeschritten, nimmt.sie erschrekkende Ausmasse an Auf die einfachste Frage, deren Antwort im Text stünde, bleiben die zwanzig jungen Leute wie stumme Fische sitzen. In seinem Buch «Miteinander reden - Störungen und Klärungen» setzt sich Friedemann Schulz von Thun mit dieser Lähmung auseinander, die er «Selbstoffenbarungsangst» nennt: «So sollte die Schule eigentlich dem Lernen und der Persönlichkeitsbildung dienen. Da aber die Schule gleichzeitig die gesell-schaftliche Funktion erfüllt, die Spreu vom Weizen zu trennen, d.h. die Schüler auf Grund ihrer Leistung in Aufsteiger und Absteiger einzuteilen, wird es für den Schüler lebenswichtig, auf der Selbstoffen-barungsseite eine gute Figur zu machen. Er ist tatsächlich umgeben von Richtern (Lehrern) und Rivalen (Mitschülern) - er muss besser sein als die anderen, um auf den (grünen Zweig) zu kommen.» Oder: Si tacuisses, philosophus mansisses. In einer Zeit, in der beinahe alles kontrolliert und nerfektioniert wird, ist es für viele Schüler fast nicht vorstellbar oder zumindest sehr neu, dass es mehr als eine (richtige) Antwort auf dieselhe Frage giht. Wie schon erwähnt, löst das Offenlassen einer «wahren» oder «falschen» Interpretation Angst aus. In der Freiheit der Interpretation fehlt die gewohnte Orientierung, das gewohnte Schwarzweissschema. Eine Mittelschülerin erzählt: «Manchmal meldet sich jemand in der Klasse. Der Lehrer scheint mit der gegebenen Antwort zufrieden zu sein und fährt fort. Dann bin ich jeweils ganz froh, nicht aufgestreckt zu haben, denn ich hätte

eine andere Antwort gegeben.x War das früher besser? Ältere Lehrer

und Lebrerinnen beobachten einen zunehmenden Verlust an Kommunikationsfähigkeit in der Schule. Neil Postman schildert in seinem Buch «Wir amusieren uns zu Tode» die amerikanische Medienflut. die jedoch nicht ganz für unsere Verhältnisse zutreffend ist. Trotzdem kann man auch bei uns als mögliche Ursache der Sprachlosigkeit das ständige Einwirken von Fernsehen. Radio und Video schon in wird die Schule von den Schülern als Konsumation, ähnlich dem Kino, verstanden. Sozusagen nach dem Motto: Mal sehen, was die mir bieten. Sind nun also die Medien schuld, wenn die Schule ohne Ton läuft?

Und freiwillig läuft im mündlichen Unterricht nichts. Die Schüler schwanken zwischen Über- und Unterforderung, da sich der Lehrer nur schwer ein Bild vom Niveau der Klasse machen kann. Freiwilligkeit heisst die iedem selbst überlassene Beteiligung am Unterricht. Diese Freiheit stellt im Schulsystem eine Seltenheit dar. Es kommt je länger, je mehr vor, dass ein Schüler mit dieser Freiheit nicht umgehen kansi. Nur mehr mit Druck lässt sich Beteiligung erzeugen. Ohne Zwang kein Echo: elch trauriges Fazit der Leistungsgesellschaft!

Manche Schüler empfinden in der mundlichen Verweigerung ein Gefühl der Souveränität. Rundheraus erklärt ein Gymnasiast: «Der muss nicht meinen, ich strecke etwa auf (für den).» Die Sprachlosigkeit wird als Auflehnung, als Rebellion eingesetzt. Rebellion, aber gegen wen? Der Lehrer - oft kann dieser fachlich und pädagogisch gut sein -, er wird offenbar als Gegneraufgefasst. Führen stumme Schüler gareinen Machtkampf.

Elias Canetti schreibt zu diesem Machtkampf folgendes: «Gefährlich scheint mir das stumme Wissen, denn es wird immer stummer und schliesslich geheim und muss sich dann dafür, dass es geheim ist, rächen. Das Wissen, das in Erscheinung tritt, indem es sich anderen mitteilt, ist das gute Wissen, wohl sucht es Beachtung, aber es wendet sich gegen niemanden.» Und weiter über denjenigen Schüler – wie er einer war -, der sich äussert: «Hauptsächlich empfinden sie ihn als Störefried, der ihre natürliche Gegnerschaft zum Lehrer verwirrt, die er für sich, aber vor ihren Augen in Huldigung verwandelt.» Das Element der Übertragung hat wohl auch im Klas-

senzimmer einen nicht zu unterschätze den Stellenwert. Psychoanalytisch betrac tet, wird der Lehrer in die Rolle des Vate oder der Mutter projiziert. Im Lehre Schüler-Verhältnis werden somit komp xe Vater-Sohn/Tochter-Beziehungen a reagiert. Die Schule wird zum Spannung feldund Opfervon Rivalitätsstrukturen.

Besonders das mit dem Mythos der Mi tersprache behaftete Hauptfach Deuts scheint immer mehr in Richtung Religior unterricht abzurutschen, immer me Fakultativcharakter anzunehme Die Deutschstunde als willkommene Erh lung vom Schulstress. Die in der Umgang sprache geläufige Frage «Was bringt's ist zur obersten Leitfrage avanciert. D. Sprache, das mundliche Engagemen bringt eben nicht genug. Im Klartext: kei besseren Noten. Die Mündlichnote die höchstens zum Auf- oder Abrunden d schriftlichen Arbeiten. Ein notenmäss guter Schüler kann im mündlichen Unte richt sozusagen nicht vorhanden sein, wä rend sich umgekehrt ein notenmäss schlechter Schüler am Unterricht aktiv ur bereichernd beteiligen kann. In den anderen Fächern, vor allem de

Naturwissenschaften, sind die Anford rungen ganz klar gestellt. Wer sich dab nicht genügend vorbereitet, muss mit ung Noten rechnen. Im krasseste Unterschied dazu steht der Deutschunte richt. Die Note Vier (genügend) wird – au ser in extremen Fällen – von vornhere garantiert. Das hat verschiedene Gründ Das «wahr oder falsch», wie es die Natu wissenschaften kennen, kann man in Au sätzen, also persönlichen Gedanken ur Äusserungen, nicht anwenden. Der Inha eines Aufsatzes, einer Meinung, kann den nach nicht verifiziert werden, die Beurte lung ist weitgehend subjektiv. Solange d äussere Form auch nur mehr oder wenig grammatisch korrekt ist, wird der Aufsa als genügend hetrachtet. Mancher Sprac nügenden Noten aus dem einfachen Gru de, weil er das (gute) persönliche Verhä nis zum Schüler nicht verderben will. Da: kommt, dass im Falle eines Rekurses e Aufsatz möglicherweise als zu schlecht b notet eingestuft wird. Der Lehrer müss die ungenügende Note sozusagen verteich wenn ein Schüler tatsächlich wegen d schlechten Sprachnote repetieren müss Der ungenügende Aufsatz macht also me Mühe als die Vorstellung, dass etwa ei falsche Gleichung plötzlich stimmen kön

Wer ist denn nun dieser Sprachlose? N türlich sind die persönlichen Hintergrü de, das soziale Umfeld von Bedeutung. E Jugendlicher, der am Esstisch zu Hau keine Sprachkultur erfährt, an dem keir oder nur einer – spricht, hat im enger Sinne des Wortes keine Möglichkeit, sp chen zu lernen. Wen erstaunt es, dass spätere Schüler ausfällt, wenn das Ki bereits die massgebliche Form von Ko takt am Bildschirm erlebt hat? Anders es, wenn dieses Kind in einem geistig ar genden Milieu aufwächst, wo neben d och- und dem Telefonbuch noch and Bücher vorhanden sind.

Für den Lehrer, den die psychologisch Motive zwar betreffen mögen, der al schliesslich seine Stunde geben muss, ist in den bürgerkriegsähnlichen Verhältr sen des Sprachunterrichts, in welchem den Waffen der Verweigerung und Abl nung gekämpft wird, alles andere

Welches sind die möglichen Lösung egen die Sprachlosigkeit? Die schon langem von allen Seiten geforderten k neren Klassen? Mehr Gewicht auf die notung im mündlichen Unterricht? O gar ein neues Betrachten des Schulsyste - womöglich einer Schülerpsyche?

#### TATAN KANTAN HOTEL BAHNHOF SCHONRIED



WANDERN **ERHOLEN** 

In unserem kleinen Hotel mit besonderer Atmosphäre, werden auch ihre ferientage zu den GENIESSEN schönsten Tagen des Jahres.

Propr.: Fam. H. Kernen-Schläppi, Tel. 030-4 42 42 - CH-3778 Schönried/Gstand

MARTIN SUTER / BUSINESS CLASS

# OPERATION PICKNICK

ZUM WOCHENENDE WIRD BÄRISWILS FAMILIE von Motivationsproblemen erfasst. Das zwingt den Manager, seinen Führungsstil zu ändern.



Ein Picknick ist für eine Führungskraft wie Bäriswil eine ganz normale Managementaufgabe. Bestehend aus Planung, Delegation, Motivation. Eine Herausforderung ist allenfalls der Umstand, dass das Team vorwiegend aus Laien besteht.

Monika, seine rechte Hand, neigt dazu, sich in den Planungsbereich einzuschalten und darüber ihre eigentlichen Aufgaben in den Bereichen Einkauf und Maintenance zu vernachlässigen. Luca (15) leidet unter Motivationsproblemen. Und Lea (13) sieht ihre Stärken eher ausserhalb des Dienstleistungsbereichs.

Dazu kommt, dass das Projekt «Picknick Woche 25» aus Prioritätsgründen nur einen sehr kleinen Teil von Bäriswils Planungskapazität in Anspruch nehmen darf. Was die Komplexität der Aufgabe spürbar erhöht.

Als groben Zielbereich wählt er das Dreieck Geeren/Witikon/Pfaffhausen. Erreichbarkeit, Besiedelungsdichte und Vegetation scheinen ideal für das Vorhaben. Die Feineinstellung wird er an Ort und Stelle spontan vornehmen. Eine hervorragende Übung für die Flexibilität von Team und Führung.

Er wird je nach Wetterlage – die Prognosen deuten auf erträgliche Temperaturen, aber erhöhte Gewitterwahrscheinlichkeit hin – einen Schwierigkeitegrad von 1 (Auto in Sichtweite) bis 3 (Auto maximal einen Kilometer Gehdistanz vom Picknickplatz) wählen. Hardwaremässig bleibt er klassisch: Klapptisch, Klappstühle, Grill, Kühlbox, diverse Tupperware, Federball. Nicht mehr, als man zu viert in zwei Wegen tragen kann. Bei der Bekleidung dekretiert er light outdoor mit Regenschutz-Option.

Bäriswil ordnet persönlich den Einkauf und die rechtzeitige Marinade des Grillguts an. Er bestimmt die Wahl der Getränke und deren Temperatur und delegiert das termingerechte Einfrieren der Kühlelemente an Luca, der den Auftrag mit der Bemerkung «Scheisse, schon wieder Picknick» quittiert.

Da die Motivation des Teams während der Planungsphase in Monikas Kompetenzbereich fällt, überhört Bäriswil die Bemerkung. Erst als das Statement während der Beladung des Kofferraums – einer traditionsgemäss heiklen, undelegierbaren Projektphase – in ver-

schärfter Form wiederholt wird («Fuckpicknich»), beruft er kurzfristig ein improvisiertes Motivationsmeeting ein. Und
stellt dank seiner emotionalen Kompetenz nach ziemlich kurzer Zeit eine
eigentliche Motivationskrise fest, die
auch Monika («Können wir uns nicht
einmal einfach ein faules Wochenende
machen?») und Lea («Ich will nicht
schon wieder im Wald hocken und verbrannte tote Tiere fressen!») erfasst hat.

Dabei stellt sich – nicht zum ersten Mal – heraus, dass sein familiäres Team einfach noch nicht reif ist für den kollegialen Führungsstil. Er sieht sich gezwungen, auf den autoritären zurückzugreifen.

Und Bäriswil zieht das Picknick voll durch. Trotz dem früh einsetzenden Landregen, Monikas Wortkergheit, Leas Schweigen und Lucas Skepsis («megaverschissenes Kotzpicknick»).

Das Weekend gehört schliesslich der Familie.

Der Schriftsteller Martin Suter lebt in Spanien und Guatemala,

Illustration Markus Huber (post@herrhuber.com)

18 • DAS MAGAZIN 2004/25

Diese gesellschaftliche Änderung, daß heute mehr und mehr Frauen ein Bewußtsein entwickeln, das sich vom Bewußtsein des Patriarchats absetzt, schlägt sich sofort in neuem Sprachgebrauch nieder. Diesen neuen kritischen und kreativen Sprachgebrauch beschreiben wir in der Linguistik - das ist die eine Richtung. In der anderen Richtung propagieren wir als feministische Linguistinnen neuen fairen Sprachgebrauch, wir versuchen, ihn durchzusetzen und schaffen damit neue gesellschaftliche Bedingungen, Bewußtseinsanderung, und so gesellschaftliche Änderung. Gesellschaftliche Änderung und sprachliche Änderung, gesellschaftliches Handeln und sprachliches Handeln sind eng verwoben. Sprache ist ja eine der wichtigsten gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen wir leben, mit Sprache werden gesellschaftliche Unterschiede konstruiert, mit Sprache schaffen wir unseren Lebenszusammenhang, unsere Wirklichkeit, unsere Sicht der Welt. Mit Hilfe von Sprache geben wir unsere Weise, die Welt zu erleben, weiter an unsere Kinder, in der Schule, in der Familie, in unseren Marchenbüchern und in unseren Medien. Viele unserer gesellschaftlichen Handlungen, z. B. das Unterrichten von Kindern oder das Rechtsprechen im Gericht oder das Debattieren in politischen Gremien, sind sprachliche Handlungen. Sprechen ist soziales Handeln. Deshalb sind auch die »kleinen« sprachlichen Änderungen, die wir vorschlagen, nicht trivial. Auch der große Widerstand gegen sie zeigt ihre Nicht-Trivialität. Von der Sicht derer, die die Sprache beherrschen, die Sprache schaffen und sich als Arbiter des Sprachgebrauchs fühlen, von der Sicht der Besitzenden aus, erscheint es als Anmaßung, daß Frauen, wenn auch noch so wenig, Vorstöße machen, sich die Sprache anzueignen, ihrerseits Besitzansprüche anmelden.

Abgelehnt wurde an der Universität Hannover, daß eine Dekanin, die allen Aufgaben und Pflichten des Amtes nachkommen darf, auf offiziellem Briefkopf den Terminus Dekanin verwendet. Die Besitzenden wiesen sie zurecht, die Organbezeichnung (sic!) sei

der Dekan. Die Aneignung der Sprache für Frauen hat ihre Grenzen. Welchem Mann, der in einen Frauenberuf vordringt, wäre verwehrt, sich auch die männliche Berufsbezeichnung anzueignen. Welcher Mann muß sich als Kindergärtnerin, Kinderfrau, Putzfrau, Sekretärin, Hebamme und Krankenschwester bezeichnen lassen, wenn er diese Tätigkeiten ausübt. Nur den Frauen, mit Ausnahme von Königinnen, ist es zuzumuten, sich als Dekan, Staatsminister und Botschafter identifizieren zu müssen. Diese sogenannten geschlechtsindefiniten Personenbezeichnungen sind nicht neutral, genausowenig wie sie symmetrisch sind. Wir können nicht sagen

Der Dekan und ihr Mann kamen zur Einladung des Rektors. Aber bei

Der Dekan und seine Frau kamen zur Einladung des Rektors.

ist nichts einzuwenden, auch nicht bei

Die Dekanin und ihr Mann kamen zur Einladung des Rektors.

obwohl dieser Satz etwas weniger häufig vorkommen dürfte. Diese Personenbezeichnungen sind männlich. Ich habe an anderer Stelle vom semantischen Kern dieses Konzepts und vom semantischen Rand gesprochen. Erschwerend ist, daß diese Semantik des Kerns und des Randes bestehen hleibt bei Ausdrücken, wo es die weibliche Form gar nicht gibt:

Obwohl die Engländer und Amerikaner hauptsächlich Männer sind (sie können mit ihren Frauen, aber nicht so gut mit ihren Männern auftauchen), sind die Deutschen und die Eskimos sicher Frauen und Männer. Es gibt keine Deutschinnen oder Eskimoinnen. Aber trotzdem verhalten sich diese Bezeichnungen so wie die für andere Nationalitäten:

Die Deutschen und ihre Männer

Die Eskimos und ihre Männer

sind so deviant wie

Der Dekan und ihr Mann

Die Schweizer und ihre Manner.

Frauen sind deshalb skeptisch geworden, und um sicherzustellen, daß Frauen gemeint sind, bilden sie auch bei grammatikalisch wirklich neutralen Ausdrücken wie

die Abgeordneten die Mitglieder weibliche Formen

die Abgeordnetinnen

die Mitgliederinnen

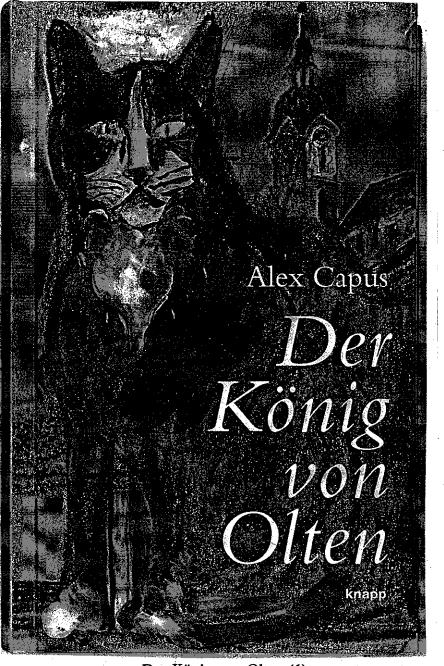
Mit ähnlich guter Intuition stürzten sich Frauen auf das kleine Pronomen man und auf den Titel Fräulein. Erst nachträglich haben wir Linguistinnen die systematischen Zusammenhänge in der Sprache aufgezeigt und gesehen, daß diese spontanen und leidenschaftlichen Änderungen, die Frauen sehr zum Mißfallen vieler Leute mit Deutschlehrermentalität vornahmen, linguistisch gut fundiert waren. Die Neuerungen, die jeden Tag von Frauen gemacht werden, haben deshalb mehr als Hinweisfunktion für uns Linguistinnen. Es ist erstaunlich, daß sie bis jetzt von den offiziellen Wärtern der Sprache, männlichen Literatur- wie Sprachwissenschaftlern, gleichermaßen ignoriert werden.

Worauf sich Frauen noch nicht gestürzt haben, sich aber demnächst stürzen sollten, ist die Unterdrückung, die uns in konkreten Gesprächen mit Männern widerfährt. Ein Bewußtsein dafür, was uns in jedem Gesprächan Trivialisierung, Abwertung, Nichtbeachtung und Mißachtung angetan wird, würde jede Frau zur

radikalen Feministin werden lassen.

Tromel-Plotz:
Ferninismus und
Linguishik, in:
Ferninismus. Inspektion der Herenkultur.
Ein Handbuch,

herausgegeben von Luise F. Pusch



Der König von Olten (6)

Wenn der Mann, den alle Stripper nannten, die Schwingtür zum Dancing «Hammer» aufstiess, wusste der Discjockey, was er zu tun hatte. Er legte in Sekundenschnelle «Goats Head Soup» von den Rolling Stones auf, setzte die Nadel beim vierten Stück an und blendete ein: «Doo Doo Doo Doo (Heartbreaker)». Während der folgenden drei Minuten und sechsundzwanzig Sekunden stakste der Stripper an den Rand der Tanzfläche, die aus einem kreisrunden Mosaikboden bestand, über dem sich eine Spiegelkugel drehte, und musterte streng die Tanzenden und alle anderen, die an den Tischen ringsum sassen. Wenn jemand seiner Gesellschaft würdig war, setzte er sich dazu. Andernfalls stellte er sich am Tresen auf und wartete das Ende des Stücks ab, denn er wusste, dass der DI - was er sonst nie tat die Scheibe eigens für ihn weiterlaufen lassen würde. In den folgenden acht Sekunden Stille, während deren es aus den Lautsprechern leise brutzelte, betrat der Stripper die Tanzsläche und nahm beim ersten Akkord von «Angie» die schönste Tänzerin in den Arm – und schön waren sie alle, die Drogenbräute

1976, du lieber Himmel, schön und gefährlich und geheimnisvoll wie tropische Blumen, und alle sind sie jung gestorben. Ihre kleinen Schwestern aber, die nur wenige Jahre später ebenfalls ins Gift gerieten, waren aus irgendeinem Grund weder schön, gefährlich noch geheimnisvoll, sondern einfach nur bemitleidenswert dumme Hühner, die dauernd verprügelt wurden und sich für das Geld, das sie auf dem Strich verdienten, Waschpulver als Heroin andrehen liessen. Dafür haben sie selsamerweise länger überlebt. Aber zum Schluss waren auch sie alle tot.

1976 waren sie noch schön, und der Stripper war ihr König. Eigentlich hiess er Werner Munzinger und war ein Ururneffe von Josef Munzinger, dem grössten Sohn unserer Stadt und ersten Finanzminister des jungen Schweizerischen Bundesstaates von 1848. Als ich ihn kennenlernte, war ich ein Gymnasiästlein und er ein mächtiger Rocker mit Lederjacke, Schnauzbart und zahlreichen Tätowierungen. Wenn er im Rathskeller sass, konnte er unglaubliche Mengen Bier schlucken, und wenn es spät wurde, sprach er nur noch Hochdeutsch und in Reimen. Ich erinnere mich, dass er einmal «Nich» für ungut, ein Bier ist kein Strohhut!» rief, ein anderes Mal «Gott sieht alles, nur nicht Dralles». Ob das einen Sinn hatte, und wenn ja, welchen, weiss ich nicht mehr. Manchmal geschah es, dass er auf der Kneipentour irgendwo sein Holzbein verlor, dann konnte man ihn nachts

um zwei auf einem Bein heimwärts hüpfen sehen. Und einmal war ich dabei, als der Stripper beim Warten aufs Taxi am Tresen eingeschlafen war und der ortsfremde Fahrer ihn zum Wagen schleppte; da aber der linke Fuss sich zwischen Messingstange und Tresen verkeilt hatte, blieb dieser samt Cowboystiefel an Ort und Stelle, während Fahrer und Stripper dem Ausgang zustrebten. Das Holzbein unter der Hose wurde lang und inuner länger - und als es sich endgültig vom Leib löste, fielen der Stripper und sein Fahrer der Länge nach hin und der ganze Rathskeller brach in brüllendes, jaulendes, winselndes Gelächter aus. Ich glaube, ich habe nie wieder so gelacht. Am folgenden Abend liess sich der Stripper im Rathskeller ausgiebig feiern wegen seines bewusstlosen Husarenstücks. Der bedauernswerte Fahrer aber wurde im Städtchen nie wieder gesehen.

Kürzlich habe ich in Erfahrung gebracht, wie der Stripper zu seinem Holzbein kam. Im Sonuner 1970 war's und kurz nach seinem zwanzigsten Geburtstag, als er in Jeans und schwarzer Lederjacke auf dem Sozius einer gut erhaltenen 650er Triumph Bonneville den Sustenpass hochbretterte und der Fahrer, welcher sein bester Freund war, in einer Linkskurve zu nah an die Felswand geriet. Übrigens war das Holzbein, das der Stripper nach längerem Krankenhausaufenthalt erhielt, nicht aus Holz, sondern aus hautfarbenem PUR-Weichschaum. Weil aber «PUR-

Weichschaum-Bein» nicht so hübsch klingt wie «Holzbein», möchte ich weiter beim ungenaueren, aber bildhafteren Begriff bleiben.

Nach dem Unfall wurde der Stripper, der von Kindesbeinen an ein liebenswerter und freundlicher Mensch gewesen war, für ein paar Jahre zu einem der ganz bösen Buben im Städtchen. Man darf das nicht verschweigen, er wird es mir verzeihen. Abend für Abend soff und krakeelte er sich durch die Altstadtkneipen, stieg auf die Tische und verlangte, dass man die Rolling Stones spielte, und dann verdiente er sich seinen Übernamen, indem er sich aus nichtigstem Anlass die Kleider vom Leib riss. Und wenn sich in einer dunklen Gasse eine Gelegenheit ergab, prügelte er sich mit den anderen bösen Buben des Städtchens, bis es blutete. Zum Auftakt der Badesaison schockierte er die Bürgersfrauen auf der Sonnenterrasse des Strandbads mit seinem Holzbein und einer neuen Tätowierung auf dem Rücken, die einen bunten Phallus in mindestens vierfacher Lebensgrösse darstellte. Ein paar Monate später geschah es, dass er in zornigem Ubermut nachts um halb eins einen anderen Nachtvogel ausraubte und in die kalte Aare warf, und zwar im April und während der Schneeschmelze, weshalb er wegen eventualvorsätzlichen Tötungsversuchs eine Weile ins Gefängnis musste.

Als er die Strafe abgesessen hatte, war sein Zorn verraucht und der Stripper wieder der sansteste Mensch

im Städtchen. Das war ungefähr 1973. Erst wollte niemand dem wiedergefundenen Frieden trauen, aber dann liefen ihm plötzlich die Hunde hinterher, etwas später die Kinder und noch etwas später – auch das ist die Wahrheit – die Frauen.

Da er auf Bewährung frei war und sich seine früheren Methoden der Geldbeschaffung nicht mehr leisten konnte, nahm er aushilfsweise einen Job als Staplerfahrer bei der Oltner Lagerhausgesellschaft an und blieb dort hängen. Es muss während der Herbstferien 1979 gewesen sein, als ich ebenfalls im Lagerhaus jobbte, dass er mich erstmals bewusst wahrnahm. Er deutete auf das Reclam-Bändchen, das gelb aus der Brusttasche meiner Jeansjacke lugte, und sagte: «Student, wie?» Und dann trug er mir, da er natürlich trotz allem ein Bürgerssohn war, in getragenem Ton, mit viel Gestihl und ohne zu stocken Goethes «Erlkönig» vor. Wirklich wahr.

#### Es lebe die Badi

Wenn man vom Bahnhof her kommend die alte Holzbrücke überquert und den Alstadtmauern entlang ein paar Schritte weiter flussaufwärts geht, gelangt man zum Strandbad, in dem ich schon über vierzig Sommer verbracht habe - keinen Ort auf der Welt kenne ich besser als diesen. Ich habe vierzig Saisonkarten gekauft, viele Tausend Mal das Drehkreuz am Eingang passiert und bin mehrere Hundert Mal über den Zaım geklettert, weil ich die Karte vergessen hatte; bin tausend Kilometer geschwommen, habe Hunderte von Kopfsprüngen vom Fünfrneterbrett absolviert und hektoliterweise Badiwasser geschluckt, ohne übrigens jemals Schaden zu nehmen. Als ich ein kleiner Junge war, feierten die Hippies am Aareufer ihre Blumenkinderpartys, schmusten hinter den Berberitzensträuchen, rauchten Haschisch und schrummten auf ihren Gitarren. Später kamen die schweren Jungs, die ihre Motorradstiefel nie auszogen und die geleerten Bierflaschen in die Aare warfen, und noch später die schicken Grease-Bubis und -Mädels, deren gelierte Frisuren auch nach einem langen Nachmittag im Freibad noch makellos

sassen. Einsamer Höhepunkt in all den Jahren war jener brütend heisse Julitag in ich-weiss-nicht-welchem Jahr, an dem im nahebei gastierenden Circus Knie ein durstiger Elefantenbulle sein Gehege durchbrach und Wasser suchend über die Liegewiese zwischen Garderobentrakt und Schwimmerbecken trampelte. Ich wünschte, er wäre nie eingefangen worden, sondern hätte in den umliegenden Wäldern mit einer hübschen Elefantenkuh zahlreiche Nachkommen gezeugt.

In den letzten vierzig Jahren hat sich vieles verändert. Die morsche alte Trauerweide, an der man sich wie Tarzan in den Fluss hinausschwingen konnte, musste gefällt und ersetzt werden durch eine junge Weide, die erst in ein paar Jahren als Tarzan-Liane taugen wird. Dafür ist das Wasser der Aare unglaublich sauber geworden. Früher konnte es vorkommen, dass einem beim Aussteigen ein Stück Toilettenpapier an der Wade klebte. Heute kann man die Kiesel am Grund des Flusses sehen, und kürzlich hat ein Fischer rätselhafterweise einen Stör gefangen. Vor die Wahl gestellt, entweder ein Glas Fluss- oder Schwimmbeckenwasser zu trinken, würde ich hundertmal den Fluss wählen.

An Land hingegen scheint auf den ersten Blick alles beim Alten: Heute wie damals liegen die älteren Herrschaften, die ihre Ruhe haben wollen, auf ihren Pritschen auf der Sonnenterrasse. Die Mütter mit



ihren Kindern drängen sich unter die Schatten spendenden Bäume beim Kinderbecken. Und die hübschen jungen Leute im heiraufähigen Alter versammeln sich am Aareufer. Alles wie gewohnt. Und doch ist alles anders.

Früher waren es die hiesigen Bürgersfrauen und die gut erhaltenen Herren vom Schwimmklub, welche die Sonnenterrasse bevölkerten. Beim Kinderbecken wachten Frau Tschanz und Frau Gerber und Frau Hugentobler über ihre Brut. Und am Aareufer lagen die schönen Töchter von Lehrern und Ständeräten, umlagert von den gut gebauten Söhnen von Messerschmieden und Architekten und Versicherungsagenten; alle, oder fast alle, Sprösslinge alteingesessener Oltner Familien, viele untereinander über Generationen verschwägert und verschwistert, jahrzehntelang verfeindet und befreundet – und natürlich alle Schweizer Staatsbürger.

Die Ausländer waren nicht da.

Vor dreissig und vierzig Jahren war das Strandbad noch eine rein schweizerische Veranstaltung. Die Türken und die Jugoslawen waren noch nicht eingetroffen. Die Spanier und Italiener waren schon da, aber sie konnten nicht schwinunen, oder sie hatten kein Geld für schicke Badehosen und Bikinis. Jedenfalls war es ihnen nicht möglich, ihre Badetücher am Aareufer auszubreiten, und das war ein Glück für die Schweizer Architektensöhne und Lehrertöchter. Denn Giuseppe, Francesca, Juan und Donatella waren einfach schöner als wir. Sie waren die besseren Tänzer, sie hatten mehr Charme und waren besser gekleidet, sie hatten mehr Rasse und Klasse und Muskeln, und sie waren hungriger und feuriger und ehrgeiziger als wir selbstzweiflerischen, emanzipationsgeschädigten, atomkriegspessimistischen und ökovergrämten Schweizerkinder. Im Jugendhaus jedenfalls spielten sich die romantischsten Liebesgeschichten zwischen Schweizer Fabrikantentöchtern und italienischen Maurersöhnen ab, die skrupellos Alfa Romeo fuhren und Börsenmakler werden wollten. Traurig war nur, dass kurze Zeit später, als es ans Heiraten ging, die Romantik ein Ende hatte und alle in jenen Stall zurückkehrten, dem sie entsprungen waren: Bürgermädchen zu Bürgersohn und Arbeiterspross zu Proletarierkind, und wenn ab und zu eine Spanierin einen Italiener heiratete, war das ein seltenes Beispiel von Völkerverständigung. Immerhin haben viele, die am Start benachteiligt waren, in den folgenden Jahren mächtig aufgeholt. Giuseppe ist tatsächlich Börsenmakler geworden, Francesca leitet eine Anwaltskanzlei, Juan importiert Olivenholz, und Donatella ist Personalberaterin.

Und nun, da die Secondos Kinder haben, getrauen sie sich endlich in die Badi, waten mit dem Handy am Ohr durchs Kinderbecken, Seite an Seite mit den Schweizer Architektensöhnen und Lehrertöchtern,

die das Aareufer räumen mussten, als der Nachwuchs kam. Frau Tschanz und Frau Gerber und Frau Hugentobler ihrerseits sind auf die Sonnenterrasse umgezogen, als ihre Kinder gross wurden. Generation um Generation rückt nach von einer Station zur nächsten im Uhrzeigersinn, und während auf der Terrasse die Ältesten die letzten Sonnentage ihres Lebens geniessen, aalen sich am Aareufer wie eh und je die schicken jungen Leute im heiratsfähigen Alter. Eines aber hat sich verändert: Es ist nicht mehr ein exklusiver Schweizer Jugendklub, der sich da am Aareufer versammelt. Erstens haben die Italiener und Spanier in der Zwischenzeit schwimmen gelernt. Zweitens sind die Türken und Jugoslawen hinzugekommen; die können zwar noch nicht sonderlich gut schwinunen, aber sie sehen verdammt gut aus, besser als die Schweizer jedenfalls und besser als die Spanier und Italiener, die allmählich genau so selbstzweiflerisch und emanzipationsgeschädigt daherkommen wie die Herrschaften aus dem Gastgeberland. Und drittens fällt auf, dass die schicken jungen Schweizer kaum mehr in die Badi gehen. Die Lehrertochter? Nicht da. Der Advokatensohn? Abwesend. Die Hotelierstöchter? Auch nicht da. Oh, nicht dass sie verdrängt worden wären; es ist längst Platz genug für alle da. Es ist nur so, dass sich die gutbürgerlichen jungen Schweizer heute zu fein sind für die öffentliche Badeanstalt. Frühmorgens gehen sie vielleicht noch

/Diese »normale« //

Form der Weiblichkeit ist ein Ausdruck des historischen Lebensortes der Frau im Beziehungssystem der Geschlechter und damit auch Ausdruck einer Frauenmoral, die ihr Dasein zum Dasein für andere macht, einem Dasein nach Vorgaben, die männergerecht sind. Diese Ordnung verlangt von Frauen das Nicht-Verletzen der Männer und damit eine Lebenshaltung des So-tun-als-ob.

In diesem So-tun-als-ob wird das Dasein für andere zur Verformung für andere. Frauen sollen so tun, als ob sie den anderen, den Männern, gern dienstbar und verftigbar sind; so tun, als ob sie Gefallen an ihnen und ihrer Behandlung haben; so tun, als ob sie in der Liebe zu ihnen auf gehen; so tun, als ob sie deren Treiben gutheißen und bewundern; so tun, als ob sie ausgefüllt und beglückt sind von den Aufgaben und Grenzen, die ihnen zugewiesen sind; so tun, als ob sie keinen Widerspruch, keine Verneinung kennen, keinen Haß auf ihr raum- und geistsparendes Leben und dessen Verursacher. Ihr Dasein für andere steht unter Bedingungen, zu allererst der Bedingung der Schonung und Stützung der Männerwelt. Unter dieser Bedingung werden Frauen »für ihre Lügen belohnt«.

Das So-tun-als-ob verlangt Frauen eine ständige Kontrolle ihres sichtbaren Verhaltens ab, denn niemand darf merken, daß dieses eine Ablenkungshandlung ist, ein Entwurf, in dem die Person nicht ganz im Spiel ist. Frauen ernten ihre Unentbehrlichkeit für Männer und sorgen für ihren eigenen Schutz, indem sie nicht, jedenfalls nicht direkt, allenfalls vorsichtig, taktisch verpackt und zwischen den Zeilen, äußern, was sie wirklich über das Tun der Männer denken. Damit verstellen sie gleichzeitig den Zugang zu ihrer eigenen Sicht.

Aus: Christina Phurmer-Robe: Vagasandinnen, Ferministische Essays

e-4,5

Yen Hui fragte nach der Art eines gemeinen Menschen. Meister Kung erwiderte: "Er hält es für Scharfsinn, wenn er das Gute andrer in den Staub ziehen kann; er hält es für Weisheit, wenn er alle möglichen Listen und Tücken ersinnt; er freut sich über die Fehltritte anderer. Er scheut sich, etwas zu lernen, und schämt sich nachher, es nicht zu können: So ist der gemeine Mann.«

Aus: Gespräche Kny Fu-Tres

Die Lust sucht das, was schön und klangvoll, wohlriechend, wohlschmeckend und zart anzufühlen ist; der Vorwitz aber sucht das Gegenteil auch, nicht um Unlust daran zu empfinden, sondern in der Gier, ein Neues zu erfahren und sich erkennend anzueignen. Was wär es denn für ein Vergnügen, einen Leichnam anzusehen, wund und zerfetzt, wovor ein jeder schaudert? Und doch, sobald da einer liegt, da strömen sie zusammen, um ihn mit Schrecken und mit bleicher Angst zu sehen. Im Traum dergleichen nur zu sehen, fürchteten sie sich; und zwingt sie denn im Wachen einer, es zu sehen, oder lockt und überredet sie erhoffte Schönheit? Und so ist's auch bei allen andern Sinnen, was viel zu lang ist, einzeln auszuführen. Und um dieser krankhaften Neugier willen zeigt man im Theater Wunderdinge aller Art. Um ihretwillen geht man

dran, all das Geheimnisvolle der Natur, das doch für unsre Sinne nicht geschaffen, auszuforschen, und sucht nach Dingen, die zu wissen uns nichts nützt, und doch ist's nur der eine Wunsch bei allen Menschen: zu erkennen. Und daher kommt's auch, daß man in verkehrter Wissenschaft mit zauberischen Künsten nach Erkenntnis sucht; und daher auch, daß man die Religion mißbraucht und Gott versucht und Wunder und Zeichen sich von ihm erbittet, nicht um irgendeines Heiles willen, sondern aus dem Wunsch nur, Neues zu erfahren.

Aus: Augustinus, Bekenntmisse

«Gegen Ihren Bauch kann nur intensive Gymnastik helfen», sagt der Arzt.

«Kniebeugen, Rumpfbeugen und Liegestütz?» fragt die Dame schwer atmend.

«Das auch! Vor allem aber Kopfschütteln, wenn Ihnen was zu essen angeboten wird.»

Der Sechsjährige zu seiner erwachsenen Schwester: «Angelika, warum malst du immer soviel in deinem Gesicht herum?»

«Damit ich schöner werde.»

"Und warum wirst du es denn nicht?"

In einer gehobenen Gaststätte in Berlin mustert ein junger Snob die Speisekarte und sagt arrogant zum Ober: «Ich finde da nun ganz und gar nichts Besonderes.»

Der Ober: «Unsere Küche genießt einen gewissen Ruf, und wir haben ungefähr sechzig Gerichte auf der Karte.»

«Aber ich möchte endlich einmal etwas bekommen, was ich noch nie hatte.»

« Darf ich vielleicht Hirn vorschlagen?»

Der Generaldirektor sagte durchs Haustelefon seiner neuen Sekretärin, Fräulein Britta: «Hören Sie mal, ich möchte heute keinen Besuch sehen, wirklich niemanden, und wenn Ihnen jemand erzählt, es sei sehr wichtig, dann antworten sie: «Das sagen alle.»

Kurz darauf rief die Gattin des Chefs an, und Fräulein Britta sagte: «Tut mir leid, der Herr Generaldirektor ist nicht zu sprechen.»

«Verehrtes Fräulein, das ist sehr wichtig, und außerdem bin ich seine Frau!»

«Ach», sagte Fräulein Britta, «das sagen alle.»

Leo XIII. saß auch geringen Talenten mit leutseliger Geduld. Als er wieder einmal von einem Maler ohne große Fähigkeiten schlecht und recht auf die Leinwand gebracht worden war, bat ihn der Künstler, doch seinen Namen unter das Bild zu setzen, und zeigte dem Papst die Handgriffe, wie das mit dem Pinsel zu machen sei.

«Darf ich nicht auch noch einen Bibelspruch dazu malen?» «Oh, Eure Heiligkeit, das würde mein Porträt ja noch viel wertvoller machen!»

Der Papst malte umständlich mit dem Pinsel: «Johannes 6, Vers 20. Leo XIII.»

Der Maler trägt hochbeglückt seine Leinwand nach Hause, um eiligst in der Bibel nachzuschlagen. Er findet, was die Unterschrift bedeutet: «Fürchtet euch nicht, ich bin es! Leo XIII.»





Mark Twain lernte in einer Gesellschaft einen berühmten Pianisten kennen, der, als Mark Twain seine Liebe zur Musik bekannte, ihn fragte, wie er denn zum Klavier stehe. «Oh, ganz besonders gut», antwortete Twain. «Ein Klavier hat mir einmal das Leben gerettet!» «Wie das?»

«Als ich noch ein kleiner Junge war, gab es in meiner Vaterstadt eine große Überschwemmung. Als das Wasser unsere im ersten Stock gelegene Wohnung erreichte, setzte sich mein Vater auf eine Kommode und schwamm auf ihr den überschwemmten Fluß hinunter, bis er gerettet wurde.» «Nun, und Sie?» fragten alle erwartungsvoll. «Ich begleitete ihn auf dem Klavier.»

Mark Twain führte eine Dame zu Tisch. Er hatte gerade eine liebenswürdige Laune und sagte: «Wie schön Sie sind!» Die unliebenswürdige Person erwiderte ihm: «Schade, daß ich Ihnen dies Kompliment nicht zurückgeben kann!» Mark Twain lachte: «Machen Sie es wie ich, meine Gnädigste, lügen Sie!»

Mark Twain war in der Sommerfrische in einem kleinen Dorf. Da erschien eine Kommission der Dorfältesten bei ihm und bat um einen Beitrag zur Errichtung eines neuen Zaunes um den Friedhof.

«Nein», erwiderte er. «Von mir bekommen Sie keinen Cent, meine Herren! Wozu braucht ein Friedhof einen Zaun? Die Leute, die schon dort sind, kommen sowieso nicht wieder heraus, und die anderen, die noch nicht dort sind, wollen ganz bestimmt nicht hinein!»

Eine amerikanische Tänzerin schrieb an Shaw: sie habe gehört, er besäße das vollkommenste Gehirn, während sie nach Aussagen von Sachverständigen sich des schönsten Körpers rühmen dürfe. Darum sollten sie einander heiraten, um beider Eigenschaften in einem Kinde zu vereinigen. Shaw schrieb zurück: «Um Himmels willen! Wenn nun unser Kind meinen Körper und Ihr Gehirn erhte? Um dieser Gefahr willen wage ich nicht, Ihrem Anerbieten näherzutreten.»

Einem Rechtskandidaten wurde in der Prüfung folgender Fall zur Entscheidung vorgetragen:

«Zwei Frauen haben gleichzeitig in einer Anstalt Knaben geboren. Die Kinder sind von der Hebamme verwechselt worden. Was kann man da tun?»

Der Examinator erwartete einen Hinweis auf die modernen Möglichkeiten einer biologischen Untersuchung. Aber der Kandidat stellte eine Gegenfrage.

«Steht eindeutig fest, daß die Jungen vertauscht worden sind?»

«Ich sogte es doch schon», versetzte der Professor unge-

«Dann würde ich sie wieder austauschen», entschied der Prüfting.

# Selbständig denken lernen? Nein

wie putzige Tierchen wie Mehlwürmer und Pantoffeltierchen zu kommen. Dem-

gegenüber erhält der Mittelschüler aber geringste bis gar keine Kenntnis grundle-

gender ökonomischer Gesetze vermittelt

(zumindest in den Typen A bis D), geschweige denn soziologischer, psychologi-

schwage deim soziologischer, psychologischer cher cher gar philosophischer Erkenntnisse (Politik ist sowieso tabu) – Wissensgebiete also, die für das Verständnis der heutigen Welt von fundamentaler Bedeu-

VON THOMAS BAUMANN

ie Mittelschule hat, ihrem Auftrag gemäss, «Allgemeinbildung» zu vermitteln. Dieser Aufgabe kommt mit Sicherheit eine grosse Bedeutung zu, da der künftige Wissenschaftler nicht nur auf seinem Studiengebiet bewandert, sondern ebensosehr in der Lage sein sollte, die Tragweite seiner wissenschaftlichen Tätigkeit abschätzen zu können, deren Ausmass oftmals die engen Grenzen seines Studiengebietes sprengt. Doch nicht nur jeder Art von Fachidiotie – in deren Bann (zumindest theoretisch) später jeder Student durch die Spezialisierung zu geraten droht – soll mit der Vermittlung von «Allgemeinbildung» entgegengewirkt wer-

tung sind. (Dass diese sträfliche Vernachlässigung der gesamten europäischen Geisteggeschichte auch noch als «humanistische» Bildung verkauft wird, ist wohl der Gipfel der Unverfrorenheit!)

Wahrlich weltbewegend

Geradezu lächerlich mutet auch der MAV-Grundsatz an, dass das Ziel des Gymnasiums «nicht in möglichst weit vorangetriebenem Fachwissen» bestehe. Was soll der Schüler davon halten, dem der Deuwsch-, Englisch- und Französischlehrer kurz vor der Matur noch rasch je zwei Bücher «reindrücken», nur weil irgendein Hirni von Lehrplangestalter (also wirklich!) auf die gloriose Idee gekommen ist, dass der Schüler für die Matur so und so viele Bücher in der jeweiligen Sprache gelesen zu haben braucht?

Das zweite Ziel, dasan der Mittelschule unter dem Grundsatz der Vermittlung «grundlegender Kenntnisse» angestrebt wird, ist das Hinführen zu einer selbständigen Arbeitsweise, ist die Vermittlung von Arbeitstechniken, die für ein Studium unentbehrlich sind; es ist also im wesentlichen «arbeitstechnischer» Natur. Die entsprechenden Unterrichtsmittel bzw. formen sind Schülervorträge, Semesterarbeiten und instruktionen Fächern. So überzeugend diese Ideen auf dem Papier tönen mögen, sosehr sind sie doch entweder mit erheblichem Arbeitsaufwand der Schüler in ihrer Freizeit verbunden oder von sehr beschränktem praktischem Nutzen. Zwei Beispiele aus der Praxis:

zen. Zwei Beispiele aus der Praxis:

Ein zweistündiges Physikpraktikum wird der Beschäftigung mit elektrischen Widerständen gewidmet. Das tönt zwar interessant, heisst aber nichts weiter, als dass Strom durch verschiedene Drähte zu jagen ist und auf den angeschlossenen Messgeräten Zahlen abzulesen sind, die in jedem Fachbuch nachgeschlagen werden können. Da das die Schüler verständlicherweise schon bald zu langweilen beginnt, läuft das Ganze schlussendlich darauf hinaus, dass sich diese einen Spass daraus machen, eine Stunde lang Drähte durchzuglühen – eine Beschäftigung, die mit Fug und Recht als wenig sinnvoll bezeichnet werden kann.

Das Ergebnis eines zweistündigen Biologiepraktikums besteht darin, dass ein winziges Zwiebelwürzelchen irrefein gehäckselt und mikroskopisch begutachtet wird. Wobei meistens nicht viel zu sehen ist, da es natürlich keine Kunst ist, das Präparat zwischen Objektträger und Deckglas irgendwie zu zermantschen. Andernfalls entdeckt des Forschers Auge Zwiebelwurzel-Zellen. – wahrlich weltbe-

wegend!
Der grösste Unsinn aber ist, nitt Verlaub, dass an den Mittelschulen selbständiges Denken gefördert würde. Unter dem Vorwand, «Selbständigkeit im Denken» zu fördern, wird in Wirklichkeit ebendiese Selbständigkeit unterdrückt - gibt es nicht der Beweise genug, dass zumeist gerade die Schüler von der Schule fliegen, die sich ihres eigenen Denkorgans zu bedienen suchen und nicht alles brav nachbeten, was der Lehrer vorbetet? (Viele Lehrer, insbesondere Historiker, vermögen keine intellektuell ebenbürtigen Schüler neben sich

zu dulden.)

Unter «Selbständigkeit des Denkens» wird an den Mittelschulen jeweils nur gerade die «Selbständigkeit des Denkens» gemeint, die in das Konzept des jeweiligen Lehrers passt. Dahinter steht die kreuzfalsche und jeglicher Logik widersprechende Vorstellung, «Selbständigkeit» wäre eine Eigenschaft, die sich so mit nichts, dir nichts aufpfropfen lasse, wenn nur die richtigen Zucht., Verzei-

hung: Erziehungstochniken angewandt werden, und nicht eine Eigenschaft, die nur unter freiheitlichen Bedingungen gedeihen kann. Doch Freiheit und Selbständigkeit sind effektiv nur die zwei Seiten derselben Medaille: Wie es keine genormte Freiheit geben kann, kann es keine genormte Selbständigkeit geben. Selbständigkeit lässt sich eben nicht anerziehen, sondern höchstens fördern. Dass diese Regel im gymnasialen Alltag keine Beachtung findet, ist vielleicht der Grundwiderspruch der Mittelschule.

Allerdings kann auch für diesen Fehler die Schuld nicht alleine den Lehrern angesastet werden: Selbstversändlich gibt es Historiker, die für die ganze Wahrheit lalten, was in irgendeinem Geschichtsbuch des Bayrischen Schulbuchverlages steht, selbstverständlich gibt es Deutsch- und Französischlehrer, die ihr Fach für das wichtigste auf der Welt halten, doch darf nicht den zahlreichen Lehrern Unrecht angetan werden, die sich um ein freiheitliches und offenes Unterrichtsklima bemühen innerhalb der systembedingten, engen Grenzen: Starre Stundenpläne, wenig Wahlmöglichkeiten, Prüfungen und nicht zuletzt ein Stoff plan, der wenig Freiheiten lässt, sind die Stichworte.

#### Reine Zeitverschwendung

Die Mittelschule ist, in der jetzigen Form, eine ungeheure Verschwendung von intellektuellen Ressourcen, von Kreativität, aber auch von finanziellen Mitteln. Damit diesem Missstand abgeholfen werden kann, drängen sich meines Erachtens folgende Reformschritte auf:

Eine grundlegende Entkoppelung von Wissensvermittlung und der Vermittlung von «arbeitstechnischen» Fertigkeiten: Der Fremdsprachenunterricht zum Beispiel hat primär Sprachkenntnisse zu vermitteln und nicht irgendwelche Probleme der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, da diese für einen zukünftigen Ökonomie-, Chemie- oder Psychologiestudenten von keinerlei Nutzen sind (und da-

her eine reine Zeitverschwendung).

Die Vermittlung von sogenannt «grundlegenden Kenntnissen» ist auf die Vernittlung von wirklich grundlegenden Kenntnissen zu beschränken. Darunter sind die Beherrschung von Fremdsprachen, insbesondere Englisch, ein gewisses mathematisches, naturwissenschaftliches und historisches Wissen und natürlich der souveräne Umgang mit der deutschen Sprache zu verstehen. (Ebenso wünschenswert wäre eine gewisse Kenntnis der europäischen Geistesgeschicht, doch muss die Zielsetzung realistischerweise aufgegeben werden angesichts des Desintersesse der Jugend des mediophilen Informationszeitalters für philosophische Fragestellungen – frei nach dem Bonmot: Zu viele Ignoranten sind der Philosophie Tod.) Konkret bedeutet das z.B.: Humanbiologie und Genetik anstatt «Bewegungsverhalten von Einzellern», Wirtschaftskunde anstatt der langatmigen und fruchlosen Besprechung irgendwelcher spätmittelalterlicher Gedichte, Informatik statt Latein usw.

Dafür können und sollen für darüber hinausgehende Interessen spezielle Wahlfächer geschäffen werden: Schüler, die sich fürdeutsche oder französische Literatur interessieren, sollen genauso einen ihren Interessen entsprachenden Unterricht geniessen können wie an Latein oder Altgriechisch interessierte Schüler oder Schülerinnen, die sich gewisse Grundkenntnisse der Philosophie oder Psychologie aneignen möchten.

Da durch die Straffung des Bildungsbegriffes die notwendige Unterrichtszeit um vielleicht einen Viertel verkürzt werden könnte, könnte eine gewisse Anzahl zu besuchende Wahlfächer vorgeschrieben werden (die Alternative wäre die Verkürzung der Mittelschuldauer). So oder so bieten Wahlfächer einige entscheidende Vorteile: Der Schüler vermag vermehrt seinen eigenen Interessen nachzugeben (seiner eigenen Interessen gewahr zu werden, auch das gehört zur Selbständigkeit!), der Untericht würde dadu ch mit Sicherheit intensiver und auch interessanter.

#### Dekadenz treibt I Verrückte Würste

Diese Woche zum ersten- und letztenmal gegessen: Würstchen, die keine Würstchen sind, sondern mit Senf oder Ketchup gefüllte Fleischstengel. Bei Coopheissen sie «Hot Max», in der Migros «M-Poppy», kosten 2 Franken 80 (zwei Paar, 220 Gramm, Coop) beziehungsweise 1 Franken 20 (zwei Stück, 100 Gramm, Migros). Jeder weiss, dass ganz gewöhnliche



Wienerli niemandem Spass machen, weil sie zu fade schmecken. Sie gefallen nur Kindern, die in der Metzgerei ein Wurstrugeli zum Abschied bekommen (gibt's das heute eigentlich noch?).

Wienerli brauchen eine tüchtige Portion Senf – aus dem Glas oder aus der Tube; dann kann man sie sogar mögen. Aber doch nicht gleich mit Senf – oder schlimmer: Ketchup-gefüllt!

As «Hauptgrund» für diese unnötige Innovation geben beide Grossverteiler die Sauberkeit an. Nichts tropft heraus, nichts kleckett. Die Lust am In-den-Senf-Eintauchen fällt weg, ein sinnliches Erleben geht verloren.

Ob das so erstrebenswert ist? Her mit den alten Wienerli!

Die ist riesengross, schmeckt nicht besser als diejenige überall, aber sie hat etwas Besonderes. Sie kostet auf gut gedeckten nur 7 D-Mark, dazu gibt's sogar gratis ein Getränk nach Wahl bis zum Betrag von 3 D-Mark. Das Ganzeheisst «Studenten-Pizza», ist ein Brotteigboden mit Champignons, Salami und Peperoni. Zu haben im «Ristorante Roma» in der Fussgängerzone in Freiburg im Breisgau. Natürlich sehe ich, dass der Wirt damit sein Lokal ausgebucht haben will. Ist das etwa eine Schande? Kaum Das Angebot ist täglich von 12 hie 151 libe et 151 etwa 15

eine Scnanger Aum. Das Angeudi St. aglich von 12 bis 15 Uhr gültig.

Es ist kein Nobelschuppen, aber das Restaurant ist sympathisch – gerade (oder ausschliesslid) der Preise wegen. Ab 22 Uhr kostet eine «Pizza Roma» mit Salami, Oliven, Peperoni, Zwiebeln, Artischocken, Eiern und Champignons, dazu ein Viertel Wein nach Wahl oder ein grosses Pils 10

D-Mark.

Vorsicht, ich sagte es bereits: Das Essen im «Roma» zu Freiburg ist nicht besser als in hunderttausend andern Restaurants lerewähne das Lokal deswegen, weil kein Restaurant in der Schweiz zu solchen Tiefstpreis-Eskapaden fähig wäre. Niemals Keines.

Das erste Poster über meinem Schülerbett (90 × 190, weiss bezogen, Molton untern Leintuch), mein erstes Poster, mit Reissnägeln and die pflegeleichte Weissin-Beige-Streifen-Tapete geheftet, zeigte Marie Versini als Winnetous Schwester. Später prangten dort – die Reisszwecke hatten die Wand schon strapaziert – Elvis Presley, die Monroe, die Beatles. Manchmal auch ein Skifahrer, manchmal eine Fussballmanschaft. Später dann Toulouse-Lautrec. Und immer – nebenher – ein Romantikposter mit einem gewaltig goldenen Sonnenuntergang mit einer nackten Frau am Strand im Gegenlicht. Oder ein Paar, das sich für die Aufnahme liebte. Keusch, natürlich. Keusch. Keine Brustwarzen, keine Schamhaare, keine Ercktionen.

Das alles läuft wie ein wicklig-wackliger Amateurfilm vor mir ab, wenn ich den neuesten Posterprospekt der Firma Buri International, Bern, konsumiere. Die Preise sind niedriger geworden, jawohl. Der

#### Griffige Formel

«Nicht ein fach, eine Klasse zum Fliegen zu bringen,» hatte in der «Weltwoche» Nr. 22 der Mittelsahullehrer Valentin Herzog geseufzt. Ein Seufzer, in den etliche seiner interviewten Lehrer einstimmten. Nun meldete sich auch ein Schüler, rollt «die Misere an den Mittelschuden» von der andern Seite her auf und bringt sie auf die griffge Kurzformel: «Gelangweilte Schüler, gelangweilte Lehrer, geleinte Steuerzahler.» Der Autor ist Gymnasiast im zürcherischen Bülach. «Ziel meines Artikels», schrieb er uns, «ist es nicht nur, die Situation aus der Sicht der Schüler zu betrachten, sondern darüber hinausgehenddie Situation an den Mittelschulen zu analysieren und Reformvorschläge zu machen.» Hier sind sie

den, die Mittelschulabsolvemen sollen darüber hinaus, wie es in Artikel7 der Verordnung über die Anerkennung von Maturitätsausweisen (MAV) heisst, «als Glieder Gesellschaft ihrer menschlichen und staatsbürgerlichen Verantwortung be-

Mit Sicherheit mag niemand den Wert derart verstandener «Allgemeinbildung» bezweifeln – doch leider vermag die Wirklichkeit dem Ideal nicht annähernd gerecht zu werden. Es gibt viele Beispiele, die die Unzulänglichkeit der in der Schule vermitelten Bildung, dem Anspruch der «Allgemeinbildung» gerecht zu werden, beweinbildung» gerecht zu werden, bewei-

sen;

Nehmen wir zur Illustration den «typischen» Mittelschulabsolventen (Typus B, mit Latein und zwei weiteren Fremdsprachen). Er/sie lernt zwar, die Feinheiten der lateinischen Grammatik (Acl, ablativus absolutus, ...) zu beherrschen (oder oftmals auch nicht), kriegt den Kopf vollgestopft mit irgendwelchen ach so weltbewegenden Problemen der französischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunders, darf sich mit irgendwelchen Auswüchsen der Komplexe deutschsprachiger Literaten der frühen Neuzeit herumschlagen, um zu guter Letzt noch in den Genuss intensiver Belehrung über so interessante



# «Also muss das Publikum mein Feind bleiben»

Die Todesangst als Quelle des Schöpferischen: Heutevor 20 Jahren starb Thomas Bernhard. Der Schweizer Autor Giuseppe Gracia über einen Schriftsteller, den er bewundert.

#### Von **Giuseppe Gracia**\*

Der negative, hoffnungslose und böse Schriftsteller - darauf wurde Thomas Bernhard oft reduziert. Auf Schimpftitel und Schubladen, die Bernhards Schaffenskraft keineswegs minderten, ihn vielmehr in einen selbstgewählten «Übertreibungsfanatismus» hineinflihrten, verstanden als philosophische und sprachmusikalische Übertreibungskunst. Es ist ein radikaler Stil, der nach wenig beachteten Lyrikbändchen zwischen 1957 und 1958 bereits 1963, im ersten Roman «Frost», von strengem Kunst- und Formwillen zeugt. In der einmaligen Musikalität dieser Prosa scheint ein leises Echo von Bernhards Zeit im Mozarteum in Salzburg nachzuklingen, wo vor dem Entschluss für die Literatur ein Studium, womöglich eine Laufhahn in der Musik geplant war.

Nach dem Erstling wird die rhythmischmotivische Strenge der Sprache erweitert, variiert und perfektioniert; vom Nachfolgeroman «Verstörung» über die erste von vier Jugenderinnerungen, «Die Ursache», schliesslich bis zu dem 1984 wegen einer Verleumdungsklage beschlagnahmten «Holzfällen» sowie, 1986, zum letzten, vielleicht konsequentesten Roman «Aus-

löschung».

Bis zu seinem Tod am 12. Februar 1989 publiziert Thomas Bernhard annähernd 30 Prosawerke und 20 Theaterstücke. Das erste, «Ein Fest für Boris», 1970 in Hamburg von Claus Peymann aufgeführt, versammelt 13 beinlose Krüppel in Rollstühlen an einem Geburtstagstisch, sinnierend über das Krüppeldasein in einer als sol-

Thomas Bernhard: Das Leben, die Bücher

Thomas Bernhard wurde 1931 in Heerlen (Ho) geboren und wuchs bei seinem Grossvater auf. Die Jahre 1941-1945 verbrachte er in nationalsozialistischen Erziehungsanstalten. 1949 zog er sich eine Lungentuberkulose zu, die ihn an den Rand des Todes brachte und deren Folgen ihn sein Leben lang begleiteten. 1957 erschien sein erster Gedichtband, es folgten zahlreiche Romane Theaterstücke. Immer wieder löste er mit seiner Österreich-Kritik politische Skandale aus. Seit 1965 lebte er in Ohlsdorf (Oberösterreich) auf einem Bauernhof. Am 12. Februar 1989 starb er an Herzversagen.

Bernhards Werke liegen vollständig bei Suhrkamp vor, auch als Taschenbücher. Lesenswert sind vor allem die fiinf autobiografischen Bände («Der Keller», «Der Atem», «Die Kälte», «Ein Kind», «Die Ursa-che») sowie die Romane «Der Untergeher» und «Alte Meister». Seine Stücke sind auf den Bühnen noch sehr präsent; derzeit läuft in Zürich im Pfauen «Immanuel Kant». Empfehlenswert sind auch die Hörbücher «Holzfällen» und «Alte Meister» (gelesen von Thomas Holtzmann, Der Hörverlag, 7 bzw. 6 CD, jeweils ca.70 Fr.). (ebl/per) chen nur von den Krüppeln erfassbaren Krüppelwelt, über welche bald «die Finsternis» kommt, «die Düsternis», beziehungsweise «helle, grosse Köpfe in der Finsternis - ihr müsst euch vorstellen: helle, grosse Köpfe in der Finsternis».

Das Stück lässt einem keine Wahl und ist, wie alles andere, gegen den Wunsch konstruiert, unbehelligt zu bleiben, sich einzurichten im Unterhaltsamen oder Erhabenen. Das Publikum, heisst es 1070 im Stück «Minetti», flüchte naturgemäss lieber in die klassische Musik, ins klassische Theater, in die klassische Literatur, um unbehelligt zu bleiben.

«Das Publikum ist der Feind des Geistes», sagte Bernhard 1975 im Interview mit einer Theaterzeitschrift, «es hasst den Geist und hasst die Kunst und will nur das Dümmste zur Unterhaltung, während mir das Dümmste zur Unterhaltung immer verhasst gewesen ist. Also muss mir das Publikum verhasst sein und mein Feind bleiben, bin ich anderer Ansicht, gehöre ich auf den Misthaufen des Publikums. denn es tritt mit Füssen, was mir das Wichtigste ist.»

#### Grenzgänger kämpfen um ihr Dasein

Alpen-Beckett, Verzweiflungs-Virtuose. Erfinder vom Hass-Kitsch: In der Literatur über Bernhard mangelt es nicht an Zuordnungen, die ebenso plastisch und drastisch sein wollen wie die bernhardschen Monologe selbst, ohne jedoch deren abgründige Tiefe zu erfassen. Ohne, wie der Dichter, im Verfolgen innerer Vorgänge und Geisteszustände ins Unergründliche und letztlich Unheimliche vorzustossen. Alles andere, Natur- oder Oberflächenbeschreibung, ist gemäss Bernhard «sowieso Unsinn, weil ia ieder die Natur kennt. Innere Vorgänge, die niemand sieht, nur das macht überhaupt Sinn, aufzuschreiben.»

Dessen ungeachtet wird das bernhardsche Werk in vielen Rezensionen oft als Sonderfall eines im Kern existenzmüden, menschenf eindlichen Um-sich-selbst-Kreisens gesehen. Weniger als das Sprechen eines Geistesmenschen, wie es viele von Bernhards Figuren sind, Grenzgänger, die am Rand der Gesellschaft um ihr Da-

sein kämpfen.

Das Arbeiten blieb für den Dichter bis zum Schluss eine «Geistesarbeit als Geistesanstrengung» - jedes Stück, jedes Buch eine sprachliche Bergbesteigung. Eine Anstrengung immer auch gegen die Spiesser, die er so gerne beschrieb, jene vom Stumpfsinn und von der Niedertracht beherrschten «Kleingeister, die nicht einmal Ungeister» sind und die das Schöpferische verachten, weil in ihren kleinen Köpfen nur Platz ist flir gewisse «Charterflug-Sehnsüchte».

Das sind weniger gesellschaftliche Diagnosen als innere Resonanzräume, eine Art Sprach-Liturgie, die sich in kreisenden, entzündeten Sätzen entfaltet, in Gedankenspiralen, die alles mit sich reissen. Ein Prozess, in dem Thomas Bernhard stets alles riskierte, mit jedem Satz - in einer geistig-künstlerifortwährenden. schen Selbstgefährdung.

#### Jedes Kapitel eine Weltanklage

Der Dichter selber sagte einmal: «Nach jeder Sache falle ich ja zusam-men, da liege ich zwei oder drei Wochen irgendwo herum, das gehört so.» Was wurde er da wohl zur gebildeten, zeitgenössischen Literatur sagen? «Unphilosophisch schwafelig», wie er schon damals meinte? Würde er die literari-sierte Soziologie, wie sie heute verbreitet

ist, als «Gedanken- und Gefühlsaussparung» kritisieren, als das Gegenteil des von ihm praktizierten «Aussparens überflüssiger Aussenwelt-Beschreibung»? Jedenfalls würde er einige unserer hochgelobten Werke gewiss als skelettierte, humanwissenschaftlich vergiftete Prosa durchschauen, worin die Figuren im Grunde nur das sind, was sie innerhalb eines bestimmten Koordinatensystems tun oder was mit ihnen geschieht, das heisst:

ohne wirkliches Innenleben und also geistlos.

«Ihr müsst ausstrahlen!», würde er uns vielleicht zurufen. «Nicht nur weltweit, sondern universell Jedes Wort ein Treffer. Jedes Kapitel eine Weltanklage. Und alles zusammen die totale Weltrevolution

bis zur totalen Auslöschung.» Grundlegend bleibt schliesslich für Thomas Bernhard der Umstand, dass er Literatur und Theater nie einfach als kunstvolle Darstellung oder Existenz-Dekoration verstanden hat, als souveran zu bepinselnde Leinwand, mit der man die Welt zeichnet und ihr einen Spiegel vorhält. Ihm war das Theater auch nicht einfach ein Schauspiel als Weltkommentar, sondern letztlich eine Metapher der menschlichen Existenz selbst. Es war ihm ein Nachvollzug des Daseins, ein Existenzvollzug, mit dem sich die Frage durchexerzieren und vielleicht exorzieren liess, was es eigentlich heisst, als geistiges Wesen auf der Welt zu sein.

#### Die Angst als Motor

Vor diesem Hintergrund klingen auch die Worte anders, die Bernhard anlässlicb der Verleihung des Büchner-Preises sprach. Worte weniger über das Theater als Dasein (oder über das Dasein als Theater), sondern über das, was wir immer schon sind, wenn wir uns

> auf alles gefasst und in nichts kompetent sind, ist, seit wir denken können, immer ein solches der sich vergrössernden Geschwindigkeit und der verpassten Stichwörter. Es ist absolut ein Theater der Körper, in zweiter Linie ler Geistesangst und also der To-desangst. Wir wis-

sen nicht, handelt es sich um die Tragödie um der Komödie, oder um die Komödie um der Tragödie willen. Aber alles handelt von Fürchterlichkeit, von Er-bärmlichkeit, von Unzurech-nungsfähigkeit. Wir denken, ver-

schweigen aber. Wer denkt, löst auf. hebt auf, demoliert, zersetzt, denn Denken ist folgerichtig die konsequente Auflösung aller Begriffe. Wir sind, und das ist die Geschichte, und das ist der

Geisteszustand der Ge-schichte, die Angst: wir sind die Körper- und Geistesangst, die Todesangst als das Schöpferische.»

\* Giuse p pe Gracia wur-

de 1967 als Sohn eines

sizilianischen Vaters und einer spanischen Mutter in St. Gallen geboren, wo er heute als Kommunikationsberater und Schriftsteller lebt. Zuletet erschien im Ammann-Verlag der Roman «Santinis Frau».



«Wer denkt, demoliert»: Der Autor Thomas Bernhard (1985).

#### Erklärungen literarischer Fachbegriffe

Ailegorie, die: (griech., das Anderssagen) bildliche, sinnenhafte Darstellung eines Begriffs oder Gedankens. Das Allgemeine wird im Besonderen, im Einzelfall dargestellt, meist durch → Personifikationen, z. B. die Jugend durch einen Jüngling, die Armut durch einen Bettler. Die Allegorie ist nicht ein → Gleichnis für etwas oder ein → Vergleich, sondern das Gemeinte selbst: Der Jüngling ist jung, und der Bettler ist arm.

Alliteration, die: (neulat., Buchstabengleichheit) Hervorheben betonter Wörter durch gleichen Anlaut in der Stammsilbe. Reimschema des germanischen Stabreimverses. Auch heute noch in Redewendungen gebraucht: Mann und Maus, Haus und Hof, Wind und Wetter.

Anakoluth, der: (griech., ohne Folge) Bruch in der Struktur eines Satzes. Der Satzbau endet anders, als er begonnen wurde; z. B. wenn in einem Satzgefüge der untergeordnete Satz nach der Syntax des Hauptsatzes gebaut ist. In der Literatur ein bewusstes Stilmittel zur Charakterisierung eines Sprechers (Zerstreutheit, Schnodderigkeit).

Anapher, die (griech., Beziehung auf etwas) Wiederholung eines Wortes oder einer Wortgruppe am Anfang mehrerer aufeinander folgender Sätze oder → Verse.
 → Rhetorisches Stilmittel zur Steigerung oder Hervorhebung einer Aussage.

Anti-Märchen, das: (griech., gegen) Umkehrung der ursprünglichen Struktur und des Sinns eines -> Märchens.

Antithese, die: (griech., Gegenhauptung) → rhetorisches Stilmittel zur deutlichen Gegenüberstellung entgegengesetzter Aussagen oder Begriffe (These – Antithese), die sich in einem neuen Oberbegriff (Synthese) vereinbaren lassen, z. B. himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt (Oberbegriff: Stimmung, Gefühl)

Aphorismus, der: (griech., Abgrenzung, Bestimmung) geistreich formulierter Gedanke, in knappen Worten und pointiert (vgl. → Pointe), sozusagen die "Momentaufnahme" einer subjektiven Beobachtung oder Erkenntnis. Im Aphorismus werden keine letzten Wahrheiten verkündet, sein Lebenselixier ist der gesunde Zweifel, der nachdenklich machen soll; er arbeitet mit Gegensätzen, er setzt Beobachtungen unvermittelt nebeneinander und er spielt mit der mehrfachen Bedeutung von Wörtern und Bildern: "Kurz das Leben – lang die Kunst" (Hippokrates, 4. Jh. v. Chr.) – "Phantasie ist immer wahr. Im Gegensatz zur Realität, die nur hin und wieder mal stimmt." (Wolfdietrich Schnurre, 1920–1989)

Assonanz, die: (lat., ähnlicher Klang) → Reim, bei dem nur die Vokale gleich klingen und die Konsonanten verschieden sind; z. B. Abendrot – Gnadenbrot.

Autobiographie, die: (griech., Darstellung des eigenen Lebens) literarische Beschreibung des eigenen Lebenlaufes in chronologischer Reihenfolge oder in Ausschnitten als Erinnerung oder in der Absicht, seine Handlungsweise zu rechtfertigen, sich vor der Öffentlichkeit zu verteidigen.

Bänkelsang, der: Die Bezeichnung geht auf die Holzbank (Bänkel) zurück, von der aus auf den Jahrmärkten Schausteller zu Drehorgelmusik in einfacher, oft monotoner Balladenform von schauerlich-rührseligen Vorfällen erzählten oder

aktuelle Ereignisse kommentierten. Die Vorfälle und Ereignisse wurden durch Bildtafeln illustriert. Moderne Autoren haben den Bänkelsang teils in -> ironischer Verfremdung, teils aus Begeisterung für die einfache Erzählweise übernommen. Die Bänkelsänger sind die Vorfahren der heutigen Liedermacher.

**Bericht**, der: Der Bericht ist eine Darstellung in sachlicher Sprache über Tatsachen, Ereignisse, Tätigkeiten und Handlungen. Er soll möglichst genau und umfassend über einen Sachverhalt informieren und die Einzelheiten in einer übersichtlichen und verständlichen Reihenfolge nach dem Grade der Wichtigkeit vortragen.

Beschreibung, die: Die Beschreibung erklärt in sachlicher Sprache, wie etwas abläuft; sie beschreibt einen Vorgang so, dass er wiederholt werden kann (z. B. Gebrauchsanweisung). Sie stellt einen Vorgang, einen Gegenstand, eine Person, eine Landschaft usw. so vor, dass der Leser das Beschriebene wieder erkennen kann. Die bevorzugte Zeitstufe ist die Gegenwart.

Bild, das: bildhafte, sinnenhafte Gestaltung begrifflicher (abstrakter) Aussagen zu Sprachbildern; z. B. die Nacht als Schlummernde, das Leben als Schiff auf dem stürmischen Meer, der Tod als Sensenmann (-> Gleichnis, -> Metapher, -> Personifikation, -> Symbol, -> Vergleich). Zu den Bildern gehören auch Redewendungen; z. B. das Kind mit dem Bade ausschütten, sich in die Nesseln setzen, kein Blatt vor den Mund nehmen.

**Biographie**, die: (griech., Lebensbeschreibung) Nachgestaltung des Lebenslaufes eines Menschen im Zusammenhang der zeitgeschichtlichen Umstände.

Briefroman, der: → Roman, dessen Ereignisse in Briefen erzählt werden. Die Briefe können von einem oder mehreren Schreibern sein. Die private Form des Briefes ermöglicht es, über sehr persönliche Dinge zu schreiben.

Charakteristik, die (griech., Charakter, Wesen, Eigenart) Darstellung einer Person, einer Landschaft oder eines Gegenstandes bzw. eines Sachverhalts in ihrer unverwechselbaren Eigenart oder Besonderheit; Hervorheben typischer Merkmale. Bei Überzeichnung oder Übertreibung wird die Charakteristik zur → Satire oder → Parodie.

Chronik, die: (griech., Zeitangabe) Bericht oder Erzählung über historische Ereignisse in ihrer zeitlichen Reihenfolge. Die Themen k\u00f3nnen von der Familiengeschichte (Familienchronik) bis zur Staatsgeschichte (St\u00e4dtechronik, Kaiserchronik) reichen.

Correctio, die: (lat., Berichtigung) → rhetorisches Stilmittel, bei dem der Sprecher die Aussage durch Selbstkorrektur (Ersetzen eines schwächeren Ausdrucks durch einen einprägsameren oder schärferen) verstärkt; meist durch eine rhetorische Frage eingeleitet, z. B. Er hat mir die Wahrheit verschwiegen. Was sage ich? Er hat mich dreist belogen.

Dialog, der: (griech., Unterredung) Wechselgespräch zwischen zwei oder mehreren Personen im Unterschied zum Selbstgespräch, → Monolog. Es soll einen Sachverhalt klären (Diskussion) oder der Handlung – z. B. im → Drama – neue Impulse geben (dramatischer Dialog).

Dokumentartheater, das: (lat., auf Dokumente fußend) → Dramenform des modernen politischen Theaters, das sich genau an die vorgegebenen Quellen

(Protokolle, Berichte, Aufzeichnungen) hält. Die Tatsachen sollen für sich selbst sprechen.

Drama, das: (griech., Handlung) Darstellung des Ablaufs eines Geschehens auf der Bühne durch handelnde Personen mit Hilfe von → Dialogen und → Monologen, nach Szenen (Auftritten) und Akten (Aufzügen) gegliedert. Das Drama, so wie es aus der Antike überliefert wurde, hat einen strengen, meist fünfaktigen (auch dreiaktigen) Aufbau; → Exposition, d. h. Darlegung des Sachverhaltes, der einen Konflikt in sich birgt oder gelöst werden soll; Ausspielen des Konflikts in steigender Linie (→ Klimax) bis zum Höhepunkt, der entscheidenden Wende; Lösungsversuch, der entweder zum befriedigenden Erfolg oder (besonders im Trauerspiel) in die → Katastrophe führt. Wichtig ist das Moment der Spannung; deshalb müssen die einzelnen Szenen genau ineinander greifen. Neben diesem Handlungsschema gibt es das so genannte → epische, das Erzähldrama; es besteht aus einer ausschnitthaften Reihung von Bildern, die auch für sich allein stehen können; zusammen ergeben die Bilder aber ein großes Mosaik.

Epos, das: (griech., Erzählung) Erzählung in gebundener Rede (→ Vers, → Reim, → Strophe), Vorläufer des → Romans; eine der drei literarischen → Gattungen, wie sie aus der Antike überliefert sind. Die epische Erzählweise ist im Unterschied zur → dramatischen breit ausladend, beobachtend, beschreibend.

**Erörterung**, die: Die Erörterung dient der Urteilfindung über einen Sachverhalt; sie ist eine sachliche Stellungnahme. Um das Für und Wider zu einer Frage richtig und erschöpfend abwägen zu können, ist es zunächst wichtig, diese Einzelheiten zu sammeln, dann sie zu ordnen und unter wichtigen Begriffen zusammenzufassen. Die Erörterung muss klar und übersichtlich gegliedert sein, damit der Leser die Argumentation nachvollziehen kann.

Erzählperspektive, die: (lat., Blickwinkel) Angabe darüber, "wo der Erzähler steht"; ob er Gestalten und Ereignisse von außen her beobachtet, ob er über die Gestalten frei verfügt, die Fäden der Handlung fest in seiner hält (auktorialer Erzähler), ob er sich in die Rolle seiner Gestalten versetzt (personaler Erzähler), ob er aus eigenem Erleben bzw. von sich selbst erzählt (Ich-Erzähler).

Erzählung, die: Wiedergabe des Verlaufs eines wirklichen, möglichen oder erfundenen Geschehnisses, als Eigenerlebnis oder in der dritten Person erzählt; meist nicht in → Versen, sondern in → Prosa geschrieben. Im engeren Sinne die Bezeichnung für einen kürzeren Erzähltext (im Unterschied zum Roman), im weiteren Sinne für jeden Erzähltext von der → Kurzgeschichte bis zum → Roman.

**Exposition,** die: (lat., Darlegung) Einführende Darstellung eines Sachverhalts, der eine weitere Handlung auslöst; besonders ein Begriff im → **Drama**.

Fabel, die: (lat., Erzählung) Tierdichtung in → Vers und → Prosa, die Tiere in menschlichen Konfliktsituationen darstellt, menschliche Schwächen aufdecken und belehren will. Im Unterschied zur.→ Satire greift sie nicht direkt an, sondern verlegt alles ins Tierreich; sie verkleidet ihre Wahrheit und Moral. Statt der Tiere können auch andere Lebewesen oder Gegenstände auftreten.

fiktional: (lat., erfunden, nicht wirklich) Dieser Begriff wurde eingeführt, um zwischen Texten zu unterscheiden, die nur eine mögliche Wirklichkeit wiedergeben (fiktionale Texte), und Texten, sie sich auf reale Sachverhalte beziehen (→ Sachtexte, Gebrauchstexte). Literarische oder poetische Texte im engeren

Sinne sind fiktionale Texte; ihre Inhalte und Aussagen sind nicht an die Wiedergabe eines realen, wirklichen Sachverhaltes gebunden, sie sind erfunden, "ausgedacht". Das heißt abernicht, dass sie sich nicht auf unsere Wirklichkeitserfahrung beziehen.

Gattung, die: Begriff zur Unterteilung der Dichtung. Man spricht von drei bzw. vier Gattungen: → Lyrik, → Drama, → Epos und Lehrdichtung. Früher war das entscheidende Merkmal für Dichtung die gebundene Rede (→ Vers, → Reim). Dies ist aber nur ein äußeres, ein formales Merkmal. Die erzählende → epische Dichtung ist heute fast ausschließlich in → Prosa, in ungebundener Rede geschrieben. Allgemeiner als der Begriff Gattungen ist der neuere Begriff → Textsorten.

Gedicht, das: auch → Lyrik; die persönlichste der literarischen → Gattungen, da sie in ihrer ursprünglichen Form vom unmittelbaren Erlebnis des Autors ausgeht. Sie ist die Erlebnisdichtung in gebundener Rede (→ Vers, -→ Reim, -→ Strophe). Sie gestaltet das persönliche Erlebnis ins Allgemeine, in eine allgemeine Erfahrung (Ich-Gedicht); aber sie handelt auch von Dingen, die von außen her gesehen und beobachtet werden (Ding-Gedicht) oder in die der Dichter (das lyrische Ich) seine Stimmungen und Gefühle verlegt. Sie kann auch belehren (Lehrdichtung). Und schließlich, ohne die Unmittelbarkeit des persönlichen Erlebnisses: Sie erzählt von Ereignissen und Schicksalen (Ballade). Die Sprache der Lyrik ist von der Alltagssprache abgehoben; schon äußerlich durch die gebundene Redeweise; dann aber auch durch die Wortwahl und die → Bilder (→ Allegorie, → Gleichnis, → Metapher, → Personifikation, → Symbol, → Vergleich).

Gedichtformen, Gedichtarten: Gliederung der Gattung → Lyrik nach bestimmten Bauformen (→ Vers, -→ Reim, -→ Strophe, Strophenbau, Anzahl der Strophen) und Inhalten bzw. Absichten (Ich-Gedicht, Ding-Gedicht, Erzählgedicht, Erlebnislyrik, Naturlyrik, religiöse oder politische Lyrik usw.). Im Verlauf der Geschichte der Lyrik haben sich unterschiedliche Formen entwickelt, die an ihrer äußeren Gestalt zu erkennen sind: Reimschema, Strophenbau, Strophenzahl.

Gleichnis, das: ausgestalteter → Vergleich, der zwischen dem, was verglichen wird, und dem, was als Vergleich dient, eine Gemeinsamkeit (tertium comparationis) herstellt. Z. B. das Gleichnis von der Meereswoge: "Also durchherrschte er ordnend das Heer, und zurück zur Versammlung stürzten von neuem die Völker, hinweg von den Schiffen und Zelten, tosend: gleichwie die Woge des stürmisch brandenden Meeres gegen das Felsengestein brüllt, und es dröhnen die Fluten." (Homer Ilias)

Der Vergleichspunkt (tertium comparationis) ist die Brandung des Meeres; so auch bewegt sich das Heer.

Glosse, die: (griech., Zunge, Sprache) ursprünglich Erklärung oder Erläuterung eines schwer verständlichen Wortes oder einer schwierigen Textstelle, meist am Textrand vermerkt. Im Zeitungswesen eine meinungsbildende Textart, die kurz und treffend mit → ironischem oder → satirischem Unterton zu einem aktuellen Ereignis Stellung nimmt.

Groteske, die: (ital., verschnörkelte Wandmalerei in Grotten) Erzählweise, die sich über den natürlichen Zusammenhang der Dinge, über die Wahrscheinlich-

keit einer Handlung bewusst hinwegsetzt und den Sinn verzerrt. Sie verbindet scheinbar Gegensätzliches oder Unvereinbares miteinander; sie spielt mit den Beobachtungen und der Sprache. Sie reicht vom Derbkomischen (→ Komik) bis zur spielerischen → Ironie (vgl. auch → Satire).

Idylle, die: (griech., Bildchen, kleines Gedicht) Darstellung eines friedlichen, paradiesischen Zustandes in ländlicher, unberührter Umgebung; in der Antike meist in der Gestalt von Hirtengesängen oder Zwiegesprächen zwischen Hirten.

Ironie, die: (griech., Verstellung) Sie ist eine verstellte Redeweise, die etwas anders meint, als es ausgedrückt wird; so z. B. wenn Antonius in Shakespeares Julius Caesar immer wieder sagt: "Aber Brutus ist ein ehrenwerter Mann", während er ihn in Wirklichkeit als ruchlosen Mörder Caesars darstellen will. Die Ironie tut so, als nähme sie jemanden oder etwas ernst, in Wirklichkeit will sie aber lächerlich machen oder hohes Tugendgerede als leeres Wortgeklingel entlarven. Ihr Spott ist deshalb so beißend, weil er nicht direkt ausgesprochen wird, sondern sich hinter scheinbarem Lob verbirgt.

Karikatur, die: (ital., überladen) übertriebene, einseitige Darstellung der Charaktermerkmale von Menschen, Dingen oder Sachverhalten (vgl. → Groteske, → Komik, → Satire).

Katastrophe, die: (griech., Wende, Umkehr) im → Drama, vor allem im antiken, der Wendepunkt in der Handlung, der den Untergang des Helden andeutet. Allgemeiner: die Wende, die das Geschehen zu einem Abschluss bringt.

Klimax, die: (griech., Leiter) Reihung von Wörtern und Sätzen in aufsteigender Linie, um die Aussageabsicht zu verstärken oder zu steigern; sie ist ein rhetorisches Mittel (vgl. → Rhetorik).

Komik, die: (griech., nächtlicher Umzug fröhlicher Zecher unter Musikbegleitung) Ein verblüffender Effekt (wie das nächtliche Lichter- und Schattenspiel), der zum Lachen reizt, weil er etwas in ungewöhnlicher oder ungewohnter Weise wiedergibt oder zeigt. Die Komik entsteht aus dem lächerlichen Missverständnis zwischen Schein und Sein, zwischen dem, was einer scheinen will, und dem, was er wirklich ist. Ein beliebtes Lustspielmotiv ist z. B. der Bauer als Edelmann. Die Komik ist versöhnlicher als die → Satire oder die → Groteske; ihr Zweck ist das befreiende Lachen, sie ist die Grundhaltung des Lustspiels (Komödie), das Gegenstück zur → Tragödie (Trauerspiel, Tragödie).

Kurzgeschichte, die: (Übersetzung aus amerk. Short story) kurze Erzählung, die ein sonst alltägliches Geschehen schlagartig hervorhebt und zu einer überraschenden Wende führt, wobei diese → Pointe am Schluss von Anfang an den Erzählverlauf bestimmt hat; d. h. die Erzählung wird vom Ende her aufgerollt und auch vom überraschenden Schluss her verständlich. Das Erzählte, die dargestellte Situation weist über sich hinaus; die einzelne Situation kann schlaglichtartig ein ganzes Leben oder einen gesellschaftlichen Befund (Unrecht, Vorurteile, Diktatur usw.) charakterisieren. Die Kunst der Kurzgeschichte liegt in der Beschränkung auf das Wesentliche; daher ist der Aufbau des Erzählverlaufs sehr wichtig.

Leitmotiv, das: (lat., movere, bewegen) aus der Musikwissenschaft übernommener Begriff. in der Musik bedeutet es eine charakteristische immer wiederkehren-

de Melodie, die ein Thema, eine Person oder einen Gegenstand kennzeichnet oder ankündigt. In der Litaratur können wiederkehrende Wortfolgen, Bilder (Symbole) oder Handlungen bestimmter Personen Leitmotive sein, die größere Zusammenhänge herstellen, über die einzelne Erwähnung hinausweisen, z. B. die Uniform in Zuckmayers *Hauptmann von Kōpenick*. Ähnlich auch → Leitthema.

Lyrik, die (griech., Text zur Leier) literarische → Gattung; vgl. → Gedicht.

**Märchen**, das: Man unterscheidet **Volksmärchen** und **Kunstmärchen**. Die Volksmärchen in Deutschland sind vor fast zweihundert Jahren von den Brüdern Grimm gesammelt worden. Wenn man also von Volksmärchen spricht, dann meint man hauptsächlich die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm. Wesentliche Merkmale dieser Volksmärchen sind:

 Der Held wird immer gerettet; die Schwierigkeiten am Anfang sind nur dazu da, um die Rettung um so spannender zu gestalten.

2. Es gibt nur Gute und Böse, Reiche und Arme; immer nur ein Entweder – oder.

Das Böse – und ist es noch so stark – ist dem Guten am Ende immer unterlegen.

4. Der Gute braucht nichts zu tun, wenn er in Not ist oder Unrecht erleidet; überirdische Mächte helfen ihm, handeln für ihn. Und der Böse: sein Untergang ist von Anfang an gewiss wie auch seine oft grausame Bestrafung.

 Das Märchen ist in einem Irgendwo angesiedelt; die Personen werden meistens nach ihrer Erscheinung oder Tätigkeit bestimmt (Schneewittchen, Aschenputtel).

6. Jeder Handlungsschritt verläuft meistens in drei Stufen (Dreizahl).

7. Die Trennung zwischen Wirklichkeit und Wunderwelt ist aufgehoben; beides geht ineinander über.

Metapher, die: (griech., Übertragung) Verwendung einer Wortbedeutung, eines → Bildes, eines → Vergleichs im übertragenen, nicht wörtlichen Sinn. Es werden zwei Dinge oder Sachverhalte aus verschiedenen Bereichen miteinander verglichen oder verbunden – und zwar in einem Punkt, der ihnen gemeinsam ist; z. B. Flussarm, Redefluss. Durch das Sprachiid der Metapher wird Begriffliches (Abstraktes) veranschaulicht; das Sinnenhafte ersetzt den Begriff oder verbindet sich mitihm; z. B. die Fackel der Freiheit, das Licht des Glaubens. Die Metapher ist im Unterschied zur → Allegorie nicht das Gemeinte selbst, sondern sie verdeutlicht nur das Gemeinte, sie weist auf das Gemeinte hin.

Metrum, das: (griech., das Maß) → Vers

Metrik, die: die Lehre vom Metrum

Monolog, der: (griech., Selbstgespräch) für sich, mit sich selbst reden, im Unterschied zum → Dialog. Auf der Bühne allerdings oder in der Erzählung ist der Zuschauer bzw. der Leser der Angesprochene. Der Monolog im eigentlichen Sinn ist ein Selbstgespräch in Ich-Form (auf der Bühne hat er die Funktion, den Zuschauer über die Gedanken und Entschlüsse der Personen zu informieren). In der erlebten Rede berichtet der Erzähler in der dritten Person, was sein Held denkt. Der innere Monolog ist eine unmittelbare Wiedergabe noch nicht ausformulierter Gedanken und Vorstellungen (unvollständiger Satzbau, Sprach- und Gedankenfetzen, Pausen).

Motiv, das: (lat., Beweggrund, Antrieb) in der Literatur eine Grundsituation, ein Grundmodell, das Aufbau und Handlungsverlauf des einzelnen Werkes bestimmt; z. B. herrscherliche Willkür in Schillers Kabale und Liebe. Die Grundsituation oder das Grundmodell ist der gedachte (abstrakte) Kern, der in den einzelnen Werken sehr unterschiedlich ausgestaltet werden kann (Personen, Zeit, Umstände). Es gibt zwei Gruppen: Handlungs-(Situations-) Motive und Charakter-(Typen-) Motive.

Mythos, der: (griech., Wort, Erzählung) Erzählung von Göttern und Helden, von Ereignissen der Frühzeit. In den Mythen der Völker werden religiöse Vorstellungen (Schöpfungs- und Göttermythen) oder Naturerscheinungen (Naturmythen) bildlich durch → Personifikation dargestellt und in Handlungen umgesetzt. Die Heldenmythen sind eine Vorstufe der Geschichtsschreibung; Erinnerungen an Ereignisse der Vergangenheit werden um einzelne Hauptgestalten gruppiert. Meist sind die Götter- und Heldenmythen miteinander verwoben durch die göttliche Abstammung der Helden; z. B. in Homers Ilias.

Novelle, die: (ital., Neuigkeit) gestraffte Erzählform, die den Einzelfall, ein bestimmtes Ereignis, durch → Symbole ins Allgemeine erhebt. Der Kern ist meist eine "unerhörte Begebenheit" (Goethe), die eine unerwartete Wende (→ Pointe) hervorruft; z. B. die Entlarvung Wenzels in Kellers Kleider machen Leute. Im Aufbau dem → Drama verwandt; je nach dem Thema von dem Ereignis selbst oder von den daran beteiligten Charakteren bestimmt.

Ode, die: (griech., Lled, Gesang) reimlose, aber strophische Gedichtform (→ Reim, → Strophe, → Gedicht) feierlichen Inhalts, als Preisgesang; z. B. Pindars Oden auf die Sieger von Olympia. Besonders in der deutschen Klassik auch auf andere Themen erweitert (Gott, Natur, Nation).

Parabel, die: (griech., Vergleich) gleichnishafte (parabolische), lehrhafte Erzählform, die an einer kleinen Szene oder Geschichte eine Moral oder Lehre erläutert. Der Vergleichspunkt, d. h. die Verbindung zwischen dem Erzählten und dem, was mit dem Erzählten gemeint ist, ist ohne Schwierigkeiten zu entdecken (volkstümliche Bildersprache aus der allgemeinen Erfahrungswelt der Angesprochenen); oft wird die Erzählung und die Lehre auch noch durch den Hinweis "so...wie..." zusätzlich unterstrichen; vgl. z. B. die Parabeln im Neuen Testament. Jedoch ist die Verbindung zwischen dem Erzählten und dem Gemeinten nicht so eng wie beim → Vergleich oder → Gleichnis. Die Parabel kann eine selbstständige Erzählung sein, aus der sich die Lehre erschließen lässt, ohne dass sie wörtlich ausgeführt ist.

Parallelismus, der: (griech., gleichlaufend) Wiederkehr gleicher Wortreihen oder Satzstrukturen, um einen Gedanken, eine Aussage oder eine Absicht zu verstärken; Stilmittel der → Rhetorik.

Parodie, die: (griech., Gegensang) → satirische Umbildung von bekannten literarischen Texten. Ersetzung des ursprünglichen inhalts durch einen neuen, der nicht zur Form oder zum Thema passt. Die Möglichkeiten der Parodie reichen von verspottender Nachahmung (der Vorlage) bis zu bewusster Hervorhebung des Widerspruchs zwischen dem "schönen" Schein und der erfahrenen Wirklichkeit. Die Parodie entlarvt (besonders die politische Parodie).

Personifikation, die: (lat., Vermenschlichung) Sonderform des dichterischen

→ **Bildes.** Begriffe, leblose Dinge oder Naturerscheinungen (vgl. → **Mythos**) werden vermenschlicht, in menschlicher Gestalt dargestellt.

Poetik, die: (griech., Dichtkunst) Lehre von Gestalt und Sinn der Dichtung, die nach → Gattungen aufgegliedert ist. Poetische Texte sind im Unterschied zu → Sachtexten → fiktionale Texte.

Pointe, die: (franz., Spitze, Schärfe) überraschende Wende des Gesagten; es hat plötzlich im Moment der Wiedergabe eine andere oder eine erweiterte Bedeutung oder verwandelt sich in sein Gegenteil. Das wichtigste Moment ist dabei die Überraschung.

Programmschrift, die: (griech., öffentlicher Anschlag, Aushang) Schriften, die ein Programm verkünden, eine Meinung oder Ansicht thesenhaft herausstellen, um eine Diskussion oder Auseinandersetzung mit dem Thema hervorzurufen.

Prosa, die: (lat., gerade ausgerichtete Rede) ungebundene (ohne → Vers und → Reim) Rede im Unterschied zur gebundenen Rede (→ Gedicht). Der Begriff Rede bezieht sich auf mündliche wie schriftliche Darstellungsformen.

Rede, die: allgemein jede Form von Text (gebundene und ungebundene Rede); im engeren Sinn ein Text, der sich als mündlicher Vortrag an ein Publikum richtet zum Zwecke der Information, Erklärung, Überredung, Entscheidungsfindung – oder eine Person oder ein Ereignis würdigen soll. Die Bau- und Argumentationsformen der einzelnen Redearten (Gerichts-, Parlaments-, Lobrede, Vortrag usw.) sind in der -> Rhetorik schon in der Antike entwickelt worden.

Reim, der: Gleichklang von Wörtern in verschiedenen Verszeilen vom letzten betonten Vokal an (Endreim). Endet der Reim mit einer Hebung (betonte Silbe), dann spricht man von einem stumpfen oder männlichen Reim. Endet der Reim mit einer Senkung (unbetonte Silbe), dann spricht man von einem klingenden oder weiblichen Reim. Die einzelnen Reimwörter können unterschiedlich miteinander verbunden sein:

Paarreim: Zwei aufeinanderfolgende Verszeilen reimen miteinander: aa bb cc usw.

Kreuzreim. In einer → Strophe von vier Zeilen reimen die erste mit der dritten und die zweite mit der vierten Zeile: abab cdcd usw.

Umarmender Reim: In einer Strophe von vier Zeilen reimen die erste mit der vierten und die zweite mit der dritten Zeile: abba cddc usw.

Reimsysteme können über mehrere Strophen laufen und weitere Kombinationen aus den Grundmustern sein. Der Reim ist kein notwendiges Kennzeichen für ein -> Gedicht. Es gibt auch reimlose Gedichte; sie sind durch das Versmaß (-> Vers), den -> Rhythmus oder den Strophenbau (-> Strophe) strukturiert.

Reportage, die: (franz., Bericht) Sie gehört zu den informierenden Textarten oder --> Textsorten, nimmt aber auch Elemente des Kommentars auf. Sie ist ein aktueller, spannender und lebendiger Bericht mit persönlicher Anteilnahme des Berichterstatters an dem, worüber er berichtet. Der Reporter will den Zuhörer oder Leser nicht nur informieren, sondern ihn das Geschehen möglichst genau miterleben lassen, entweder gleichzeitig mit dem Geschehen oder nachträglich.

Rhetorik, die: (griech., Redekunst) Die antike Rhetorik sprach von fünf Stufen der Redegestaltung: 1. Stoffsammlung, Finden (inventio) des Materials, 2. Gliederung (dispositio) des Stoffes, 3. Sprachliche Ausgestaltung (elocutio), 4. Auswendiglernen (memoria) der Rede, 5. Kunst des richtigen Vortrags (pronuntiatio, actio) Die ersten drei Stufen sind in die Aufsatzlehre eingegangen. – Am wichtigsten ist die sprachliche Ausgestaltung, die Verwendung der rhetorischen Mittel. Bereits in der Antike wurde eine Vielzahl dieser sprachlichen Gestaltungsformen (z. B. -> Anapher) entwickelt und beschrieben. Diese Lehre der rhetorischen Mittel wurde auf die Textgestaltung insgesamt übertragen, sodass die -> Poetik ein Teil der Rhetorik wurde; vgl. auch -> Rede.

Rhythmus, der: (griech., das Fließen) Zeitmaß, Takt, Ebenmaß, ordnende Gliederung der Bewegung eines Textes, mit Rücksicht auf Inhalt und Stimmung des Textes, nach Betonung und Geschwindigkeit. Der Rhythmus unterscheidet sich vom formalen, sich regelmäßig wiederholenden Versmaß (--> Vers) durch seine freiere Handhabung. Er kann mit dem Versmaß übereinstimmen. Gedichte, die nach keinem festen Versmaß gebaut sind, nennt man Gedichte in freien Rhythmen.

Roman, der: (altfranz., ursprünglich jeder in der Volkssprache geschriebene Text, im Unterschied zu lateinisch geschriebenen Texten) erzählender Prosatext (→ Prosa) größeren Umfangs (vgl. → Gattung). Der Roman entstand aus dem → Epos. Er hat viele Untergliederungen: Abenteuer-, Entwicklungs-, Kriminal-, Schelmen-, historischer usw. Roman.

Sachtext, der: Er informiert über einen Sachverhalt, einen Vorgang, ein Ereignis, einen Gegenstand usw. Seine Sprache muss klar und genau sein. In einem Sachtext kommt es auf die Vollständigkeit der notwendigen Informationen und auf die übersichtliche Reihenfolge (Gestaltung) der Informationen an. Sachtext ist ein Sammelbegriff für alle sachorientierten Texte, vom Gesetzestext bis zur Geschichtsschreibung. Allgemeiner gefasst bedeutet er das Gegenteil von → fiktionalen (bzw. → poetischen) Texten.

Satire, die: (lat., mit verschiedenen Früchten gefüllte Schüssel) Entlarvung und Verspottung von Missständen und Fehlern, hintergründige Darstellung lästiger Wahrheiten durch übertriebene, grelle Darstellungsweise, durch Überzeichnen und vermeintliche Widersprüchlichkeit oder Ungereimtheit. Die Satire will nicht nur verspotten, sondern durch ihre Kritik auch helfen, etwas verbessern oder zumindest zum Nachdenken anregen; vgl. → Parodie.

Song, der: (engl., Lied) -> parodistische oder kritische Liedform, die mit Elementen des Schlagers arbeitet, aber sich eben nicht mit den einfachen, oft rührseligen Inhalten des Schlagers abgibt, sondern lästige Wahrheiten beim Namen nennt; der-> Satire verwandt oder dem politischen Kampflied (Protest-Song).

Strophe, die: (aus dem griechischen Drama; Bezeichnung des Liedes, das der Chor, zum Altar hingewendet, sang) Verbindung mehrerer gleicher oder verschiedener Verszeilen (→ Vers) zu einer größeren Einheit. Die Einheit kann durch den Versbau und/oder durch das Reimschema (→ Reim) strukturiert werden. Dieser Plan kann sich entweder regelmäßig von Strophe zu Strophe wiederholen oder über mehrere Strophen laufen, sodass das → Gedicht nach einem Strophen übergreifenden Plan gegliedert ist.

Symbol, das: (griech., Merkmal) bildliches Zeichen (-> Bild), das auf etwas Be-

stimmtes hinweist, für etwas anderes steht. Es ist ein Sinnbild; z. B. die Taube für den Frieden, der Halbmond für den Islam.

Textsorte, die: (auch: Textart) neuere Bezeichnung für-→ Gattung. Damit werden nicht nur literarische bzw.-→ poetische Gattungen, sondern jede Art von Text mit typischen Merkmalen bezeichnet, wie Nachricht, Gesetz, Beschreibung, Novelle, Gedicht usw.

Tragik, die: (zu griech. Tragödie) Tragisch ist der Konflikt eines Menschen zwischen zwei Wertesystemen (z. B. zwischen göttlichem Recht und menschlicher Ordnung in der Antigone des Sophokles), den er aus eigener Kraft nicht lösen kann und an dem er zugrunde geht. Das Grundthema der antiken Tragödie war das Ausgeliefertsein des Menschen gegenüber einem übermächtigen Schicksal, dessen Gesetze er nicht kannte und das ihn schuldlos schuldig werden ließ (König Ödipus). Tragisch ist ein Held, wenn er im Glauben, nach bestem Gewissen gehandelt zu haben, in einem unlösbaren Konflikt gerät.

Vergleich, der: Zwei Dinge oder Sachverhalte werden miteinander verglichen, die in einem Punkt (tertium comparationis) eine Gemeinsamkeit haben, d. h. vergleichbar sind; z. B. "Er stand wie ein Fels in der Brandung"; vgl. auch → Bild, → Metapher, → Symbol.

Vers, der: (lat., Zeile, Furche) Gliederung der Wortfolge in einer Verszeile nach Hebungen (betonte Silben) und Senkungen (unbetonte Silben). Die kleinste Maßeinheit (metrische Einheit) ist der Versfuß. Es gibt vier Grundeinheiten:

Jambus x x; Trochäus x x; Dakylus x x x; Anapäst x x x.

Mehrere Versfüße ergeben das **Versmaß** (Metrum). Es wird nach den Hebungen gezählt, da im Deutschen in den Senkungen auch mehrere Silben stehen können. Im deutschen Vers wiederholt sich meistens der gleiche Versfuß. Die antiken Verse können kompliziertere Strukturen (aus verschiedenen Versfüßen) haben, da bei ihnen nicht nach Hebungen und Senkungen, sondern nach Längen und Kürzen gemessen wurde.

## Höflichkeit ist eine Zier von Peter Morger

Sie ist wirklich eine sehr nette alte Dame. Schon als ich in meiner neuen Wohnung einzog, stand sie auf der Stiege, mit einem Kuchen in der Hand.

«Sie sind also der neue Mieter, herzlich willkommen; ich hoffe, wir kommen gut aus miteinander.»

Ich nickte erfreut und bedankte mich für den Kuchen. Er roch noch ganz ofenfrisch.

«Ich habe ihn extra für Sie gemacht», sagte die Frau gütig. Ich war für einen Moment ganz glücklich; die Wohnung war zwar etwas dunkel und feucht; auch störte es mich ein bißchen, daß der letzte Mieter Selbstmord begangen hatte. Ich war etwas vereinsamt, etwas steppenwölfisch, war irgendwie auf der Flucht und wußte gar nicht mehr genau, wo ich die letzte Zeit eigentlich verbracht hatte. Aber jetzt, diese nette Frau, dieses ruhige Haus...

Es tat mir gut, jemanden zu haben, der es gut mit mir meinte. Die alte Dame erinnerte mich an meine liebe Großmama, die vor einigen Jahren von einem Auto tödlich angefahren worden war.

Am Abend saß ich in meiner provisorisch eingerichteten Wohnung, zwischen Stühlen, Bänken und Tischen und probierte den Kuchen. Ich hatte Hunger, und er roch gut, nach Zuhause, nach Wärme, nach Kindheit...

Sie wohnte im oberen Stock, zusammen mit drei Katzen und einem uralten Spitz. Bald schon wurde ich zum Tee eingeladen; ich hatte ja Zeit genug, war froh, beim Studium meiner Bücher manchmal unterbrochen zu werden. Wir plauderten über Gott und die Welt, und sie erwies sich dabei noch als äußerst geistreich, trotz ihres hohen Alters. Ich schätzte sie auf mindestens fünfundachtzig; sie hatte fast keine Haare mehr, zitterte mit dem verrunzelten Kopf, ihre grünen Augen waren wässrig, und ihre Stimme klang ein wenig krächzend. Sie besaß auch Humor. Einmal sagte sie mir:

«Ich habe zwar nur noch drei Zähne, aber dafür Haare darauf.»

Wir lachten herzlich. Manchmal erzählte sie von der Vergangenheit; und wenn der Teeduft friedlich die Stube durchzog, wurde mir ganz heimelig zumute.

»Mein Vater ist Metzger gewesen, ein herzensguter Mann. Ich habe dann auch einen Metzger geheiratet; aber er starb bald, er schnitt sich eines Tages versehentlich ins eigene Fleisch. Ja, ich habe viel Unglück gehabt im Leben. Der zweite Mann hat sich im Dachstock aufgehängt, völlig unerklärlicherweise; wo er doch immer so fröhlich gewesen ist. Den andern, den dritten, habe ich in den Bergen verloren. Er war ein begeisterter Bergsteiger, aber dann ist das Seil gerissen, ratsch, und er war nichts mehr als Brei, unten in der Gletscherspalte.»

Ich erschauderte, und die alte Frau tat mir herzlich leid. Sie sprach so zärtlich von ihren Männern. Nur manchmal erwähnte sie fast ungehalten, daß alle drei zu unhöflich gewesen seien, und dazu blitzte es eigenartig in ihren Augen. Überhaupt schien sie diesen Tick zu haben, den mit der Höflichkeit.

«Unhöfliche Leute könnte ich umbringen», sagte sie einmal lachend, und ich bekam fast ein bißchen Angst. Aber dann klopfte sie mir mit ihrer knochigen Hand auf die Schulter. «Aber nein, junger Mann, so habe ich es doch nicht gemeint; Sie sind ja ausgesprochen höflich.»

In der Tat bemühte ich mich um Freundlichkeit, denn sie behandelte mich so liebevoll wie ihren eigenen Sohn. Ich wußte bald nicht mehr, wohin mit den vielen Kuchen und Torten, bekam schon Bauchschmerzen, wenn ich nur daran dachte. Einmal, als ich am Abend grübelnd in meiner Stube saß, hörte ich plötzlich ein Geräusch und schreckte auf. Hinter mir stand eine Flasche Malaga und daneben lag ein Zettelchen: «Für den einsamen Junggesellen». Mir kamen fast die Tränen; diese gute alte Frau...

Sie schlich dann oft in meine Wohnung, geräuschlos wie eine Katze und stellte etwas hin, einen Kuchen, eine Torte, eine Flasche Wein, eine Tafel Schokolade... Ich bedankte mich jedesmal höflicher, und sie schaute mich jedesmal zärtlicher aus den Augenwinkeln an. Nur einmal war mir die Sache unangenehm. Ich hatte ein Mädchen eingeladen, und endlich schien es auch zu klappen, mit der Liebe und so. Aber als wir da beim Kerzenlicht zusammensaßen, schrie das Mädchen plötzlich auf und zeigte entsetzt auf eine schwarze Gestalt im dunklen Zimmer.

Es war die alte Frau; sie brachte mir das Tranchiermesser zurück, das ich ihr geliehen hatte. Mir war die Herumschleicherei gar nicht mehr aufgefallen, ich hatte mich längst daran gewöhnt. Aber jetzt wurde es mir doch zuviel. «Ich bedanke mich für Ihre Gaben und Ihre Aufmerksamkeit», sagte ich etwas ungehalten, «aber manchmal, Sie entschuldigen, stört es mich halt schon, dieses Herumschleichen, besonders wenn ich Besuch habe.»

Die alte Frau stand da im Halbdunkel, mit dem Messer in der Hand, wie eine arme Sünderin; ich glaubte, Tränen in ihren Augen zu sehen, und ihre wenigen Haare schienen sich zu sträuben. Ich hatte sie im Innersten getroffen; ich war unhöflich gewesen.

«Ich halte auf Formen, enttäuschen Sie mich bitte nicht, enttäuschen Sie mich nicht.»

Sie sagte das sehr ruhig und schritt dann aus dem Zimmer, mit einem eigenartigen Lächeln auf den Lippen. Ein leiser Schauer fuhr mir den Rücken hinunter; aber die Sache tat mir jetzt doch leid. Das Mädchen war unterdessen gegangen; es hatte Angst bekommen, vor der alten Frau und vor mir.

Am andern Tag war ich ziemlich deprimiert. Lustlos rührte ich im Tee, den mir die alte Frau einmal mehr angeboten hatte. Ich mußte jetzt «Tante» zu ihr sagen. Auf dem Tisch stand eine Torte, und darauf, mit Zukkerguß «Höflichkeit ist eine Zier». Die alte Frau schien auch traurig zu sein.

«Die jungen Menschen haben ja im allgemeinen keinen Schimmer von Höflichkeit und Anstand, aber Sie... ich habe immer geglaubt, Sie seien ganz, ganz anders. Aber jetzt das, gestern... am besten laden Sie keine Mädchen mehr ein, laden überhaupt niemanden mehr ein; ich bitte Sie, Sie sind mein ein und alles.»

Ich war gerührt, und so sagte ich dann, wenn auch schweren Herzens, zu. Ich durfte die Frau auf keinen Fall nochmals enttäuschen; es sind schon alte Leute an solchen Enttäuschungen gestorben. Ich trank den Tee, obwohl ich ein flaues Gefühl im Magen hatte und mir alles bitter vorkam, auch die Torte. Der Satz «Höflichkeit ist eine Zier» sauste mir im Kopf herum, machte mich ganz schwindlig. «Höflichkeit ist eine Zier, Höflichkeit ist eine Zier.» Ich wußte nur, daß ich höflich sein mußte zu der guten alten Frau, höflich und nochmals höflich. Ihretwegen verzichtete ich schon darauf, auszugehen, weil sie Angst hatte, ich könnte irgendwo verlorengehen, ihretwegen stellte ich das Radio nur an, wenn Grieg gesendet wurde, weil das die einzige Musik war, die sie aushielt, ihretwegen aß ich mich fast krank an Kuchen und Torten und betrank mich sinnlos an ihrem Malaga... Alles schmeckte mir jetzt bitter; und eines Tages, als ich besonders schlecht dran war, platzte mir plötzlich der Kragen. Sie hatte mich gebeten, abends nach 10 Uhr nicht mehr das WC zu benützen, und kein Fleisch mehr zu essen, weil das die Katzen gierig mache... «Herrgott nochmal», rief ich entsetzt, «ich kann doch machen, was ich will, schließlich bin ich erwachsen und ein freier Mensch.»

Da begann sie zu fuchteln, zu stampfen, zu weinen und zu schreien: «Unhöflicher Mensch, unhöflicher Mensch.» Und als ich am Abend im Bett lag und mich schwitzend herumwälzte, hörte ich es noch die ganze Nacht von oben: «Unhöflicher Mensch, unhöflicher Mensch...»

# Neuer Versuch der Zürcher Mittelschüler für eine Schülergewerkschaft

Humanistisch Progressive Schülervereinigung verlangt eine freie Schülerpolitik und mehr Rechte

An Zürichs Mittelschulen versucht erneut eine Schülergewerkschaft schulpolitisch aktiv zu werden. Ende März ist in den Kantonsschulen Rämibühl und Riesbach die Humanistisch Progressive Schülervereinigung (HPSV) gegründet worden. Nach Angaben der Initianten hat sie bereits 1000 Mitglieder. Die Schülergewerkschaft verlangt in einem Forderungskatalog eine freie Schülerpolitik und mehr Schülerrechte, insbesondere Mitbestimmung bei Lehrpian und Lehrerwahlen, notenfreie Schulen, unzensurierte Wandzeitungen an jeder Schule, mehr musische Fächer sowie ein Demonstrations-und Streikrecht.

#### VON BEAT LINIGER

Versuche, Schüler in einer Gewerkschaft zu organisieren, sind nicht neu. Ähnliche Bestrebungen gab es schon früher, als Gruppierungen wie der Verband Schweizer Mittelschüler, die Zürcher Schülergruppe oder die Schülergewerkschaft (SG) ins Leben gerufen wurden. Ihnen war meistens nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Zuletzt starb Anfang der achtziger Jahre die Schülergewerkschaft einen leisen Tod. Dies, nachdem einzeine GG-Mitglieder Repressionen von seiten der Lehrerschaft zu spüren bekommen hatten.

#### Neuer Anlauf

Einen neuen Anlauf nimmt nun die Humanistisch Progressive Schülervereinigung. «Wir sind für mehr Schülerrechte, gegen das e trem veraltete, destruktive, unmenschliche Schulsystem (...) Junge Stimmen, frische Ideen, neue Richtungen hat das System, die Politlandschaft (Wüste!) bitter nötig», erklären die HPSV-Vertreter programmatisch auf einem Flugblatt, das sie in den letzten Wochen an ihren Informationsveranstaltungen an Zürcher Kantonsschulen verlesen haben, um Mitglieder für die Gewerkschaft zu werben. Der Erfolg blieb nicht aus: Ihre Ableger hat die Gewerkschaft mittlerweile an allen elf Stadtzürcher Kantonsschulen. Nach Angaben von Andi Wolf, einem der Initianten, haben sich innert zwei Monaten «gegen 1000 Kantonsschüler und schülerinnen» in die HPSV-Mitgliedslisten eingetragen.

Was will die Schülergewerkschaft? In erster Linie mehr Rechte für die Schüler. Daneben beinhaltet ein Forderungskatalog auch Anliegen, die sich nicht nur auf die Schulhausebene beschränken. An konkreten Forderungen ist unter anderem folgendes festgehalten:

- Realitätsbezogeneren, zeitkritischeren Unterricht
- Aktive Unterrichtsgestaltung der Schüler, keine Monologstunden, die das Konsumdenken schüren. Abschaffung der Höherstellung des Lehrers
- Gleichberechtigung in allen Bereichen: Erziehungsdirektion, Rektorat, Lehrer und Schüler haben alle gleich viel zu bestimmen
- Mitbestimmung über Stunden, Fächer, Materie

- Mitbestimmung bei Lehrerwahlen bzw. -abwahlen. Damit nicht uninteressierte, unengagierte, freudlose, fade, ihre Stunden abverdienende Lehrer jahrelang den Posten für einen engagierteren Lehrer besetzt hielten
- Mehr musische Fächer (Handarbeit, Werken, Naturbeobachten, Gartenbau, Musik, Theater, Zeichnen
- Notenfreie Schulen
- Freie Meinungsbildung
- Aufhebung des Verbotes über politische Aktionen in Schulen
- Freie, unzensurierte Wandzeitungen
   Stimmalter 16 In erzieherischen/schul-
- Stimmalter 16 in erzieherischen/schulpolitischen Angelegenheiten auf Gemeindeebene
- Offentliche Sammelstellen für wiederverwertbare Abfälle an allen Schulen.
- Verwendung von Alternativenergien an Schulen.

in der Kritik am bestehenden Schulsystem manifestiert sich massives Unbehagen. «Gerade wir Schüler, denen sie (die Gerontokraten) das Stimmrecht noch vorenthalten, sind Mitleidende, Mittragende der heutigen destruktiven, in eine Sackgasse führenden Politik, die sich keiner Konsequenzen bewusst ist (...) Setzen wir uns also da ein, wo wir unsere Zeit verbringen, wo wir belastet, gestresst, unterdrückt und diskriminiert werden» (Zitat HPSV-Flugblatt). Kampfaktionen zur Durchsetzung der Forderungen sind bis jetzt nicht geplant. «Wir wollen absolut gewaltfrei funktionieren und suchen das Gespräch», erklätt Andi Wolf. Dass die HPSV mit ihren Anliegen noch nicht an die Lehrerschaft berangetreten. ist, hat seinen Grund: die Initianten befürchteten, schon während der Gründungsphase mundtot gemacht zu werden. Erst jetzt, nachdem die Vereinigung stark ewachsen ist, will man Kontakt mit der Schulleitung aufnehmen.

Bis jetzt ist allerdings unklar, ob die HPSV dort überhaupt als Gesprächspartner anerkannt wird. Offizielle Schülervertreter sind die schulhausintermen Schülerorganisationen (SO), wie es sie an sämtlichen Kantonsschulen gibt. Von der SO allerdings grenzt sich die HPSV klar ab. «Wir sind keine SO-Nebenorganisation. Wir legen Wert darauf, nicht nur auf der Schulhausebene zu wirken.» Die SO stehe in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis zur Schulleitung, was eine freie Schülerpolitik verunmögliche, fin-



Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern wagte nach einigen Jahren Unterbruch den erneuten Versuch, an Zürichs Kantonsschulen eine Mittelschüler-Gewerkschaft zu etablieren. (Bild Reto Oeschger)

den HPSV-Vertreter. Engagement und harte Forderungen seien nicht die Stärken der SO. Und ein SO-Deleigierter, der ebenfalls HPSV-Mitglied ist, meint sogar, die SO geniesse kein Vertrauen in der Schüllerschaft. füre Arbeit werde von den Mitschülern meistens belächelt. «Ich finde wichtig, das wir eine Art Podium erhalten, wo junge Leute ihre Meinung sagen können. Die SO schaftt dies deswegen nicht, weil sie schwerfällig ist und von Schulhaus zu Schulhaus wenig kooperiert.»

#### Gelassenheit beim Rektor

Ganz anderer Meinung ist Hans Ramseier, Rektor der Kantonsschule Riesbach. Für ihn ist die SO eine «gut funktionierende Institution», welche weitgehenden Einfluss auf die Schule nehmen kann. «Erst vor kurzem haben wir gemeinsam die Anzahl Ex pro Woche geklärt und Fragen zur Schulhausordnung, zu den Aufgaben oder im Zusammenhang mit der Mensa diskutiert.» Ramseier würde sich «zweimal überlegen», ob se einen Wert hat, weitere Organisationen, die Gleiches wie die SO fordern, als Gesprächspartner zu akzeptieren, «aber grundsätzlich rede ich mit allen Leuten.»

Der Rektor der Kantonsschule Riesbach reagiert gelassen auf die Gründung der Gewerkschaft. «Die Forderungen sind seit 25 Jahren die gleichen, die haben auch wir als Schüller schon vertreten.» Zu den Aufgaben der Lehrerschaft gehöre es jedoch, sie ernst zu nehmen. Dass das Rektoratden Schüllern weit entgegenkommen wird, ist nicht zu erwarten, das stellt Ramseier zum vorfiberein.

klar: «Sicher wird es auch in Zukunft keine direkte Beteiligung der Schüler an Lehretwahlen geben. Im informellen Bereich ist der Einfluss von Eltern und Schülern sowieso schon da.» Was die Wandzeitungen betrifft, sagt Ramseier, so gebe es keinen Maulkorb. «Jeder darf schreiben, was er will, vorausgesetzt, er steht mit seinem Namen dazu und ist nicht beleidigend.» Und was ist mit der freien Meinungsbildung, wie sie von der HPSV gefordert wird? «Grundsätzlich bin ich gegen parteipolitische Propaganda an Mittelschulen. Unterschriftensammlungen und Standaktion kann ich nicht dulden, sonst setzt sich die Schule dem Verdacht aus, Partei zu sein. Wenn jeder auf dem Schulhausplatz seine Anliegen vertreten möchte, haben wir bald einen Jahrmarkt.»

einen Jahrmarkt.»
Wie gut ist denn die Stimmung an den
Zürcher Mittelschulen? Darüber gehen
die Meinwigen auseinander. Andi Wolf
von der HPSV spricht von einem «schamparen Stau», da die Schule «zu kopflastig» geworden sei. «Dass Schiller nur
noch von der nächsten Prüfung reden, ist
doch nicht mehr normal», findet er. Die
genaue Befindlichkeit der Schüllerschar
klärt die HPSV derzeit mit einer Umfrage
ab. Deren Resultate will sie demnächst
der Schulleitung präsentieren. Die
ihrerseits hat im letzten Jahr eine ähnliche Umfrage durchgeführt und laut Ramseier festgestellt, dass 80 Prozent der Befragten positiv bis sehr positiv auf die
Schulgestaltung reagierten. Kommentar
des Rektors dazu: «Das hat uns echt erstaunt, wir hätten uns selber nicht so gute
Noten gegeben.»

#### Wir sind alle Afrikaner

Von Volker Sommer — Der Augenschein trügt: Was sich ähnlich sieht, ist noch lange nicht verwandt. Ausgerechnet die moderne Genetik machte dem Rassenkonzept den Garaus.

Auch wenn Sie sich für liberal halten: Vermutlich haust selbst in Ihnen ein Rassist. Nein? Dann auf zum kleinen Quiz: Mit wem teilen die Mongolen mehr Erbanlagen, mit den schlitzäugigen Chinesen oder den rundäugigen Europäern? Wem sind die dunkelhäutigen Australier näher verwandt, den schwarzen Bantu oder den hellen Thai? Und wem steht der Schimpanse näher, dem Gorilla oder dem Menschen?

Der Augenschein trügt: Wenn wir den Genetikern glauben mögen, so ist jeweils die zweite Antwort richtig. Wie aber kann ganz anderes in uns stecken, wo die Menschheit so offenbar in Weiss und Schwarz und Gelb zerfällt? War es vielleicht nur mal wieder gut gemeint, als eine Unesco-Konferenz kürzlich verkündete, es gebe «keinen wissenschaftlichen Grund, den Begriff «Rasse» weiterhin zu verwenden»?

Keineswegs. Es istausgerechnet die moderne Genetik, die dem Rassenkonzept den Garaus macht. Dies, nachdem die Wissenschaft die Rassenideologie über lange Zeit nach Kräften gefördert hatte.

#### Weiss als Mass aller Dinge

Die Anfänge waren einfach: Im Jahr 1740 begründete der Schwede Carl von Linné die zoologische Klassifikation. Die von ihm erfundene Spezies Homo sapiens vierteilte er entsprechend der Geografie: Americanus (rot, cholerisch, aufrecht), Europeus (weiss, sanguin, muskulös), Asiaticus (bleichgelb, melancholisch, hartnäckig), Afer (schwarz, phlegmatisch, gleichgültig). Die von Linné zugeordneten Eigenschaften mögen uns rassistisch dünken, spiegelten jedoch klassisch-mittelalterlich die Temperamente wider, denen kaum Wertung innewohnt. Und notabene: Europäerwerden nichtzuerst genannt -- wohl, weil dem bibeltreuen von Linné alle Menschen als Kinder der Ureltern Adam und Eva galten.

Ironischerweise gewann die Hierarchisierung erst mit der bibelkritischen Aufklärung an Dynamik – als die Europäer sich global ermächtigten und Weiss zum Mass aller Dinge machten. Mit jener Farbpalette, die Johann Friedrich Blumenbach 1775 zusammenstellte, liessen sich über Jahrhunderte die stärksten Stereotype illustrieren. Dass der wundersame Terminus «Kaukasier» für die «weisse» Variante bis in heutige Volkszäh-

lungen fortlebt, verdanken wir dem Entzücken des Göttinger Anthropologen über einen weiblichen Schädel aus Georgien, den er für das ästhetischste Stückseiner Sammlung hielt. Allerdings diagnostizierte Blumenbach, das kaukasische Schönheitsideal habe während der Erdbesiedelung mancherlei «Degeneration» erlitten. So sei eine Menschenlinie über «rote» Indianer zu «gelben» Orientalen abgestürzt, eine andere über «braune» Malaien zu «schwarzen» Afrikanern.

Zunehmender Wissenschaftsglaube brach dann jenem Überlegenheits-Rassismus Bahn, der das Modell der Evolution von «höheren» und «niederen» Lebewesen sowie des Überlebens der Tüchtigsten auf Gesellschaften übertrug. Demnach seien «primitive Rassen» in unwirtliche Rückzugsgebiete abgedrängt und isoliert worden. So liessen Rassen sich zunehmend als «unwandelbar» verstehen – Voraussetzung des «Reinhalte-Rassismus», der im Nationalsozialismus traurig gipfelte.

Der grobschlächtigen Nazi-Ideologie langten drei Grossrassen: zur Herrschaft berufene «Kaukasier», «theriomorphe» (tiergestaltige) «Negriden» und «pädomorphe» (kindliche) «Mongoliden». Wer so in Schwarz und Weiss malte, meinte natürlich zugleich «gut» und «böse». Dass «Mongolide» nahe an Geisteskranke gerückt wurden, lebt übrigens in der Bezeichnung «mongoloid» für Menschen mit Down-Syndrom fort. Ergo: Wer von «Mischlingen» redet, vor «Überfremdung» warnt und «Leitkultur» beschwört, schreibt im Grunde jene Nazi-Gedanken fort, wonach «Rassenkreuzung» zu «disharmonischen Kombinationen» führt und ein Volk zum Aussterben bringt.

#### Mythen und Märchen

Deutschsprachige Anthropologen und Humangenetiker lieferten aberwitzige Vorwände, damit Viehwaggons umso voll gestopfter die Selektionsrampen anliefen. So ist es beinahe paradox, dass schlussendlich gerade die Populations-Genetik dem Rassenkonzept den Gnadenstoss versetzen sollte.

Zunächst zerbröselte das Dogma der Typologie, wonach Rassen «ewig» seien – weil sich prominente «unwandelbare» Merkmaleals umweltabhängig erwiesen. Beispielsweise bildeten Völker in Äquatornähe mehrfach unabhängig voneinander starke Tönung von Augen und Haut aus – zunächst in Afrika, der Wiege der Menschheit, dann aber auch in Asien und Ame-

rika. Denn mit dunkler Iris sieht es sich besser unter gleissender Sonne, und Melanin-Pigment schützt vor Hautkrebs. Die Vorfahren heutiger Bleichgesichter hingegen siedelten sich dort an, wo Winternächte lange währten. Helle Haut erlaubt dem Körper, das lebenswichtige Vitamin D auch bei wenig Sonne herzustellen. Ganz ähnlich züchtete Sauerstoffarmut in Hochgebirgen bei Bergvölkern in Asien und Amerika parallel grössere Lungenkapazitäten heran. Was allerdings die fantasiereich als «natürliche Schneebrille» umschriebenen «Schlitzaugen» sollen, weiss niemand so recht. Denn auch wo's garantiert keine weisse Weihnacht gibt, finden sie sich. Daher mag die «Lidfalte» eher mehrfach unabhängigvoneinander der «geschlechtlichen Zuchtwahl» entwachsen sein, also auf Partnerwahl zurückgehen.

#### Zucker sieht aus wie Salz

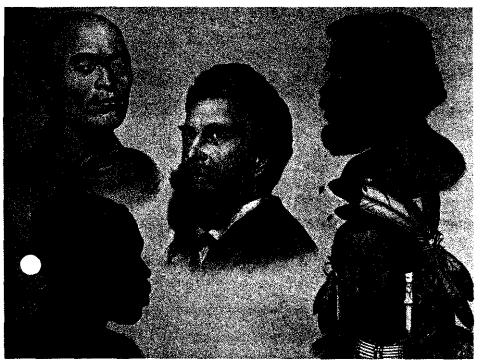
Rasse-Systematiker vergötzten Farben und Formen, weil dies «Oberflächenmerkmale» sind – also im wahrsten Wortsinn ins Auge fallen. Wer hingegen auf innere Werte schaut, könnte gänzlich anders einteilen. Ein gutes Beispiel sind Blutgruppen-Merkmale. Die Verteilung von A, B und 0 nimmt absolut keine

Das Konzept biologischer Rassen lässt sich nur um den Preis wissenschaftlicher Demenz reanimieren.

Rücksicht auf die grobe Dreiteilung «Europide – Negride – Mongolide». Ob allerdings das Wissen, dass Rasse nicht unter die Haut geht, nazistische Blut-Mysriker von ihrer oberflächlichen Weltanschauung abgebracht hätte, darf bezweifelt werden.

Jedenfalls sind Merkmale, die der Auslese unterliegen, komplett ungeeignet, genetische Verwandtschaft anzuzeigen – eben weil sie sich mehrfach unabhängig herausbilden können. Um Verwandtschaft zu rekonstruieren, konzentriert sich die moderne Molekular-Genetik deshalb auf «selektionsneutrale» Gen-Sequenzen, vorzugsweise aus jener DN A, die keine Eiweisse codiert.

Ganz kontra-intuitiv kam dabei etwa heraus, dass Schimpansen nicht am nächsten mit Gorillas gruppieren, sondern mit Menschen. Noch bedeutender für unser Selbstverständnis dürfte sein, dass sich die Schimpansen West-, Zentral- und Ostafrikas trotz frappierender äusserer Ähnlichkeit genetisch sehr unterscheiden. Für Menschen hingegen gilt umgekehrt: Der äussere Eindruck mag Vielfalt suggerieren, doch ist unsere genetische Varianz extrem gering. Denn erst vor 100000 Jahren schwärmten Weltenbummler aus Afrika aus. So erklärt sich, warum – wiederum entgegen dem Augenschein – «Schwarz»-Afrika die genetisch diversesten Bevölkerungen beheima-



Wer ist mit wem verwandt? Schulwandbild «Menschenrassen» aus Deutschland um 1885.

tet: Die Gene Jüngerer Gründerpopulationen hatten weniger Zeit, sich durch Mutationen zu verändern.

Die Genetik belegt zudem, dass das Erbgut durchschnittlich umso verschiedener ist, je weiter der geografische Abstand – ganz egal, wiejemand ausschaut. So erklärtsich, dass eben die genetische Distanz zwischen Aborigines und Thailänderngeringer ist als zwischen Aborigines und Bantu. Zucker mag aussehen wie Sal-hat aber weitaus mehr gemein mit Sirup.

#### Die Erfindung neuer Rassen

Wenn sich aber bestimmte Gene in manchen Bevölkerungen häufen: Was sollte uns dann hindern, neue Rassen einzuteilen? Zum einen besteht das Problem, dass immer willkürlich ist, wie viel Prozent Differenz genügen sollen. Wer wollte etwa den Appenzellern das Recht auf eigenen Rassestatus verweigern gelten sie doch nicht nur als kleinwüchsig, sondern verfügen zudem über eigene Käse-, Likör- und Hundesorten? Zum anderen überlappen die Erbgutprofile verschiedener Bevölkerungen ganz enorm, während gleichzeitig sehr verschiedenartige Menschen zum selben Volkzählen können. Deshalb gab sich auch das Arier-Ideal nur allzu leicht dem Gespött preis: «blond und blauäugig wie Hitler...».

Längerfristig isolierte Stammlinien lassen sich nicht unterscheiden, weil wir alle Afrikaner sind – wenn auch massenweise im Exil. So hätten sich die Kulturen kaum anders entwickelt, wären Australier und Europäer vor 10000 Jahren ausgetauscht worden. Denn was Kolonialgeschichte antrieb, waren sicher nicht die Gene, sondern ungleich verteilte Rohstoffe. Mithin erlauben genetische Marker zwar, die geografische Herkunft grob zu bestimmen. Die sagen über das sonstige Erbgut einer Einzelperson aber nichts aus – beispielsweise ob jemand ein Gen trägt, das Kinder erblich schädigen könnte. Gen-Archäologen können nur Wahrscheinlichkeiten angeben: etwa, dass fast kein Chinese, aber acht Prozent aller Schweden an einer erblichen Eisenspeicherkrankheit leiden werden.

Wer derlei Zahlen in Rassen umrechnen möchte, wird sich auf ewig den Kopf zerbrechen. Und niesicherseinvor Überraschungen. Etwa, dass hinsichtlich Nebenwirkungen von Arzneimitteln schwarzhäutige Äthiopier nicht mit Bewohnern der Subsahara, sondern mit käsegesichtigen Norwegern gruppiert werden müssen.

Das Konzept biologischer Rassen lässtsich mithin nur um den Preis wissenschaftlicher Demenz reanimieren. Gleichwohl werden «Rassen» stetig neu erfunden – selbst wenn es sich um Sprachgruppen handelt, wie die zunehmend zahlreichen «Hispanier» in den US A. Und dass Rasse Klasse ist, finden keineswegs nur ewig gestrige Rassisten. Ganz im Gegenteil: Wer meint, zu einer Minderheit zu gehören, dem wird über «positive Diskriminierung» oft mehr als nur ein Quoten-Stückchen vom sozialen Kuchen zugeschoben – wie an der Universität Michigan, wo's bei der Bewerbung Pluspunkte für seltene Hautfarbe gibt. Statt «Farbenblindheit» zu fördern, erfindet politi-

sche Korrektheit den Rassismus unter umgekehrten Vorzeichen neu: als ausgleichende Gerechtigkeit für das von Vorfahren erlittene Unrecht.

Warum aber drängt es uns überhaupt, Eigenes von Fremdem unterscheiden zu wollen? Die evolutionäre Psychologie meint, diese Neigung – wie unsympathisch, wie bedauerlich sie sich entladen mag – sei tief in uns verwurzelt. Denn beim Güterstreit mit Nachbargruppen, der die Menscheitsgeschichte durchzieht, sei humanitäre Toleranz wenigernützlich als derbe Faustregeln über «Wir» und «Sie». Ethnozentrischer Nahkampflässt eben keine Feinheiten zu.

#### Wann wird ein Becher zur Tasse?

Befürwortet und Kritiker des Rassenkonzeptes setzen dabei einen Zwist fort, der schon unter den Philosophen des Mittelalters entbrannte: den zwischen Essentialisten und Nominalisten. Erstere behaupten, in Nachfolge der platonischen Lehre von den unwandelbaren Ideen, dass äusserlich Ähnlichem ein gemeinsames Wesenzugrunde liegt. So sei-

en Whisky-, Wein- und Zahnputzgläser Variationen der vollkommenen Urform eines Bechers. Die Nominalisten hingegen behaupten, ähnliche Einheiten verbände weiter nichts als ein «Nomen», ein Namen. Wer will schon entscheiden, ab welchem Punkt ein Becher zur Tasse wird und schliesslich zur Schale? Und ab wann genau soll schwarze Haut als dunkelbraungelten und braune als weiss?

Dass Rassen nicht «wirklich» existieren können, sollte im Lichte der Evolutionstheorie ohnehin unmittelbar einleuchten. Denn wenn wir die zahlreichen Zweige am Stammbaum der Menschheit im Querschnitt betrachten, können wir zwar mehr oder weniger typische Cluster von Genen ausmachen. Jenseits aber dieser Momentaufnahme, im Längsschnitt der Stammesgeschichte, löst sich deren Identität zwangsläufig auf – ist doch die biologische Perspektive nicht eine von Konstanz und «Essenz», sondern von stetigem Wandel.

Ergo: Rassen gibt's nicht. Nur Rassismus.

Volker Sommer lehrt evolutionäre Anthropologie an der Universität London. Er ist Autor des Essaybandes «Von Menschen und anderen Tieren». Hirzel, 2000. 200 S., Fr. 39.20.

#### Gebet für Marilyn Monroe

Herr

nimm auf dieses Mädchen, in der ganzen Welt bekannt als Marilyn Monroe, wenn das auch nicht ihr wirklicher Name war (doch Du kennst ihren wirklichen Namen, den Namen des kleinen Waisenkindes, das mit 9 Jahren vergewaltigt wurde, und der Verkäuferin, die mit 16 Selbstmord versuchte) und die nun vor Dir steht, ohne Schminke, ohne ihren Presseagenten, ohne Photographen und ohne Autogramme zu geben, allein wie ein Astronaut vor der Nacht des Weltraums.

Sie träumte als Kind, nackt in einer Kirche gewesen zu sein (wie Time berichtet)
vor einer knienden Menge, die Köpfe geneigt bis zur Erde,
und sie musste auf Zehenspitzen gehen um die Köpfe nicht zu zertreten.
Du kennst unsere Träume besser als alle Psychiater.
Kirche, Haus, Höhle bedeuten die Sicherheit des Mutterschoßes,
aber doch auch mehr als das . . .
die Köpfe, das sind die Bewunderer, das ist klar
(die Masse der Köpfe im Dunkel unter dem Strahl des Lichts).
Doch der Tempel ist nicht das Studio der 20th Century Fox.
Der Tempel – aus Marmor und Gold – ist der Tempel ihres Körpers,
aus dem der Menschensohn, eine Peitsche in der Hand,
die Händler der 20th Century Fox vertreibt,
die aus Deinem Gebetshaus eine Räuberhöhle gemacht haben.

#### Herr

in dieser Welt, verpestet von Sünde und Radioaktivität, sprichst du nicht eine Verkäuferin schuldig.
Die wie alle Verkäuferinnen davon träumte ein Filmstar zu sein.
Und ihr Traum wurde Wirklichkeit (die Wirklichkeit in Technicolor).
Sie hat nur nach unserem Drehbuch gespielt
– dem unserer eigenen Leben – und das Buch war absurd.
Vergib ihr, Herr, und vergib auch uns für unsere 20th Century, für unsere Monster-Super-Produktion, an der wir alle gearbeitet haben.

Sie war hungrig nach Liebe und wir boten ihr Beruhigungsmittel. Weil sie traurig war keine Heilige zu sein, empfahl man ihr Psychoanalyse.

Denke, Herr, an ihre wachsende Angst vor der Kamera



## **Analyse**

Zoë Jenny Die Schriftstellerin erzählt der Presse oft und gerne Privates. Jetzt rapportiert sie ihre Scheidung. Von Thomas Widmer

## Unsere sehr öffentliche Dichterin

Das Leben der Basler Schriftstellerin
Zoë Jenny ist nicht allzu privat. Aus der
Zeitung erfuhr man in den letzten
Jahren allerhand Persönliches: Liaison
mit dem reichen britischen Tierarzt
Matthew Homfray. Hochzeit im Luxushotel Suvretta House zu St. Moritz, wo
man sich im Jacuzzi begegnet war.
Endlich die künstliche Befruchtung,
die 2010 das ersehnte Kind brachte.

Doch, Jenny ist eine sehr öffentliche Person. Gestern gab es wieder News:
«Exklusiv im «Blick» erzählte die 37-Jährige, warum sie sich «nur drei Jahre nach der Mäfchenhochzeit» scheiden lässt. Resümee: Ihr Mann (32) baut derzeit in Bali eine Tierklinik auf. Seiner Frau war es dort zu heiss. Krankheiten belauerten sie und Töchterlein Naomi. Tollwütige Hunde machten ihr Angst. Und täglich fiel der Strom aus. Die Ehe stürzte in die Krise: «Unsere Lebensentwürfe haben nicht mehr zusammengepasst», sagt Jenny.



Nun ist sie zwischenzeitlich wieder in Basel. Dort begann in der Ära der schnellen Popliteratur ihr Aufstieg. Jennys Erstling «Das Blütenstaubzimmer» von 1997 blendete ins Leben des Mädchens Jo – und wurde von der Kritik als Manifest der Technogeneration gefeiert. Die Erwachsenenfiguren des Romans, die kiffen, über Kreuz miteinander schläfen, im Laden klauen, bei aller Leichtigkeit des Seins aber bloss vor der Verantwortung fliehen, verkörperten die Lebenslügen der 68er.

Das «Blütenstaubzimmer» war ein Renner: Übersetzungen in gegen 30 Sprachen, 250 000 verkaufte Exemplare. Mit späteren Büchern konnte Jenny, als «Fräuleinwunder» tituliert, nicht mehr an den Anfangserfolg anknüpfen. Doch ihre Person, halb Alice im Wunderland, halb Schneewittchen, blieb ein Faszinosum, und so verschwand sie nie aus den Schlagzeilen – zu denen sie gern beitrug. Manche Leute schwärmten wohl sogar mehr für sie als für ihre Literatur. In Deutschland kam ein Mann zwei Wochen lang zu jeder Lesung. Er schrieb Jenny Briefe und teilte ihr mit, er wolle mit ihr auf den Eiffelturm und dann hinunterspringen.

In London fand Zoë Jenny nach den Jahren als Vorleserin rund um die Welt eine neue Heimat. Und die Tochter des Basler Freakverlegers, Schriftstellers, Buchhändlers Matthyas Jenny, aufgewachsen in Hippieverhältnissen, zwischenzeitlich aus dem Fundus der Winterhilfe gekleidet, entdeckte den Luxus: Ihr Engländer schenkte ihr einen Ring. Blaue Saphire, viele Diamanten, «ja, Matthew ist sehr grosszügig», sagte sie der Presse.

Bei den adeligen Schwiegereltern, walisischen Grossgrundbesitzern, lebte Jenny wie im Rosamunde-Pilcher-Roman: Sie schrieb im Wintergatten, schwamm im Pool, knuddelte ihreh Mops Otis. Sie kochte Cottage Pie oder auch Roastbeef mit Yorkshire-Pudding. Und natürlich liess sie sich von ihrem Oberschichtgatten den amerikanischen Akzent ausreden: Als sie diesen Juni an den Solothurner Literaturtagen aus ihrem ersten englischen Roman («The Sky Is Changing») las und auf Englisch Auskumft gab, tat sie dies mit prononciertem Upperclass-Akzent, den manche affig fanden.

Das alles ist vorbei. Zoë Jenny eröffnet jetzt ein neues Kapitel ihrer Lebensgeschichte. Ende Jahr will sie ihre Heimatstadt Basel wieder verlassen und diesmal Richtung Süden ziehen. «Naomi und ich fangen in der Toskana ein neues Leben an», las man gestern. Bereits hat sie eine kleine Wohnung gemietet, sucht jetzt ein Haus. Und sie büffelt Italienisch. Man wird auch die nächste Weiterung dieser Biografie gern zur Kenntnis nehmen irgendwann in der Zeitung.

# Simona M. hat drei Jobs – und ist trotzdem arm Sie putzen, backen Pizzas und helfen in Kinderkrippen. Aber der Lohn kann ihre Existenz nicht sichern. Drei Beispiele.

Von Simon Schmid, Luzern

Simona M. ist nicht die typische Putzfrau. Sie ist jung, hat eine kaufmännische Ausbildung und Ambitionen auf mehr. Wenn ihre älteren Kolleginnen bei der Reinigungsfirma nach Hause gehen und den Fernseher andrehen, setzt sich Simona M. hinter die Bücher und büffelt. Sie will Deutsch lernen, um bald einen besseren Job machen zu können. Simona M. ist 27 Jahre alt. Nach der Heirat mit einem Schweizer zog sie im vergangenen Herbst aus Kalabrien nach Luzern.



Spart für die Familie: Simona M. Foto: Herbert Zimmermann

In der Schweiz schlägt sich Simona M. durch den stressigen Alltag. «Manchmal dreht sich bei mir alles im Kopf», sagt sie, «ich bin doch kein Roboter.» Täglich pendelt sie zwischen drei Jobs. Der Wecker geht los um fünf Uhr früh. Um sechs beginnt die Putzschicht bei Manor. Zweieinhalb Stunden dauert der Einsatz, zwei Stockwerke muss sie erledigen.

Für die zusätzliche Parkettfläche, die sie seit kurzem in dieselbe Putzschicht hineinquetschen muss, hat Simona M. kaum Zeit. Sie muss auf den Bus, um rechtzeitig an den nächsten Arbeitsort zu kommen: eine Kindertagesstätte, wo sie den Mittagstisch betreut – kochen, servieren, aufräumen. Siebzig Kinder essen in zwei Schichten.

Über den Lohn beklagen will sich Simona M. nicht. Auch wenn sie pro Stunde in ihren drei Jobs nur rund 18 Franken erhält – netto. «Logisch, dass ein paar Franken pro Stunde etwas ausmachen würden», sagt sie. Aber die Arbeit würde dadurch nicht weniger streng. «Ich schaffe das schon», sagt sie auf Italienisch – «aber auch nur, weil ich jung bin.» Auf Schweizerdeutsch fügt sie an: «Oder?»

Zwischen den drei Jobs bleibt nachmittags etwas Zeit. Wenn sie nicht im Deutschkurs ist, trifft sich Simona M. im Coop-Restaurant zum Kaffee. 8 Franken kostet das, Simona M. und ihre Freundin wechseln sich mit Zahlen ab. Abends in den Ausgang geht sie praktisch nie. Dann putzt sie in einem Shoppingcenter in Kriens, die Schicht dauert bis um zehn Uhr. «Abends einfach einmal nichts zu tun, wäre schön», sagt die Frau mit den schwarzen Haaren. Ihren Mann sieht sie unter der Woche nur im Vorbeigehen. So nach dem Muster «ciao, ciao!» sagt Simona M. und winkt.

#### **Traum vom Komfort**

Früher, in Italien, leitete sie ein Team von acht Leuten und organisierte das Marketing für eine Versicherung. Heute beisst sich Simona M. durch Vokabeln, besucht Ausbildungen und schreibt Bewerbungen. «Ich will nicht nur zu Hause sein, während mein Mann arbeitet», sagt sie. Sie will einen eigenen Job haben, nicht vom Ehemann abhängig sein, selbst zum Haushalt beitragen.

Simona M. träumt von einer komfortableren Wohnung – von profanen Dingen wie einer Waschmaschine, die sie nicht nur alle zwei Wochen benutzen darf.

Kennen gelernt hat sie ihren Mann in Italien, die Hochzeit wurde im Süden gefeiert. In die Schweiz zu kommen, war keine einfache Entscheidung, erzählt Simona M. Dass es hier so schwierig werden würde, hätte sie nicht gedacht. «Freundschaften zu pflegen, ist nicht einfach, wenn man abends immer weg ist.»

Highlight des Familienlebens ist derzeit die Pizzeria am Sonntag. Zweimal Margherita, ein Wasser und ein Sprite gibt es dann. «Macht fast 50 Franken», sagt sie, «fast drei Stunden Arbeit!» Simona M.s Lieblingspizza heisst Capricciosa, mit Schinken, Pilzen, Oliven und Artischocken. Auf diesen Luxus verzichtet sie jedoch zugunsten einer einfachen Margherita. Um zumindest ein bisschen Geld auf die Seite zu legen, wie sie sagt. Für später, damit es die Familie mit den Kindern besser hat.

#### Der irakische Pizzaiolo Ali K. verdient zu wenig zum Leben

Von Janine Hosp, Zürich

Ali K. ist ein grosser Mann. Knapp 1,90 Meter misst er. Wenn er durch die Wohnung führt, wirkt alles noch kleiner, als es schon ist; die Küche, das Zimmer der Töchter, in dem Betten und Schrank kaum Platz finden, das Sofa, auf das er sich nun setzt. Einzig der Fernseher wirkt nicht klein neben ihm. Hier, auf 73 Quadratmetern, lebt er mit seiner Frau Leila und den drei Töchtern, die jüngste ist 5, die älteste 14.

Ali K. hat Zimmerstunde. Der Iraker arbeitet als Pizzaiolo in einem Restaurant zwanzig Autominuten von seinem Wohnort entfernt. Seine Frau wurde kurzfristig zu einem Arbeitseinsatz gerufen, so sorgt er zu Hause für die Töchter, bis er am frühen Abend wieder zur Arbeit fährt.



Gefangen in der B-Bewilligung: Ali K. Foto: Reto Oeschger

K. (40) arbeitet 45 Stunden pro Woche, dennoch kann seine Familie nicht von seinem Lohn leben. 4080 Franken erhält er, Kinderzulagen inklusive. Nachdem er Miete (1610 Franken), Krankenkasse (320 Franken mit Prämienverbilligung) und Auto (530 Franken) bezahlt hat, bleiben der Familie 1620 Franken zum Leben. Der Arbeitgeber von K. will den Lohn nicht erhöhen; andere Restaurants würden auch nicht mehr bezahlen, meinte der. So unterstützt die Gemeinde die Familie mit bis zu 900 Franken.

#### Der Vater schämt sich

Aber auch das reicht nicht. Als die Kinder im Winter gute Schuhe und eine warme Jacke brauchten, hatte die Mutter schlaflose Nächte, wie sie später am Telefon sagt. Schliesslich kaufte sie jeden Monat jener Tochter etwas, die es am dringendsten brauchte. Die Kleider kauft sie an der Kinderbörse. Braucht ein Kind eine Zahnspange oder muss der Vater seinen Magen spiegeln lassen, hat die Familie ein Problem.

Als die Mädchen kleiner waren, konnten sie nicht verstehen, weshalb ihre Freunde in die Ferien verreisen und sie nicht. «Aber du arbeitest doch auch», habe seine älteste Tochter einmal zu ihm gesagt, erzählt K. «Da schämte ich mich. Ich schämte mich so», sagt der grosse Mann und schaut zu Boden.

Unter dem Ärmel seines TShirts schaut ein Teil einer Tätowierung hervor. K. zieht den Ärmel hoch, es ist eine Spur aus seinem früheren Leben. Er und vier Kollegen liessen sich das Ornament in den Arm stechen, nachdem sie eine harte Kampfausbildung überstanden hatten – als Zeichen, dass sie Brüder bleiben werden. Immer. Nach der Ausbildung arbeitete er für einen Vertrauten Saddam Husseins als Bodyguard. Er

musste sich bei den Einsätzen vermummen, denn er schuf sich damit Feinde. Als Saddam 2003 gestürzt wurde, die islamistische Partei an Einfluss gewann, riet man ihm, das Land zu verlassen.

Und jetzt arbeitet er als Pizzaiolo. Er wollte sich schon zum Bäcker ausbilden lassen oder sich bei der Securitas bewerben. Dann würde er mehr verdienen und bräuchte kein Geld von der Gemeinde. Aber K., anerkannter Flüchtling, hat nur eine B-Bewilligung, für Ausbildung und Securitas bräuchte er die C-Bewilligung. Diese erhält er aber nicht – weil er von der Gemeinde unterstützt wird. Ali K. ist gefangen in seiner B-Bewilligung.

Die Hoffnung der Familie ist, dass die Mutter Arbeit findet; die Arabischlehrerin kann nur ab und zu irgendwo putzen. Zweibis dreimal am Tag sieht sie Stellenportale durch, sieben bis acht Bewerbungen schreibt sie jede Woche mithilfe einer Freundin. Bisher bekam sie nur freundliche Absagen, manchmal nicht einmal das. Das macht sie traurig. Weshalb sie keine Stelle findet, weiss sie nicht. Sie spricht gut Deutsch, ist ausgebildete Pflegehelferin und will sich weiterbilden, sobald sie dafür genug Geld gespart hat. Sie möchte ihrem Mann helfen, die vielen Rechnungen zu bezahlen. Und ihrer Tochter einen Thek schenken, der nicht am Auseinanderfallen ist.

# Emma T. ist seit Monaten ohne Lohn. Dieser betrüge 3500 Franken

Von Philippe Reichen, Genf

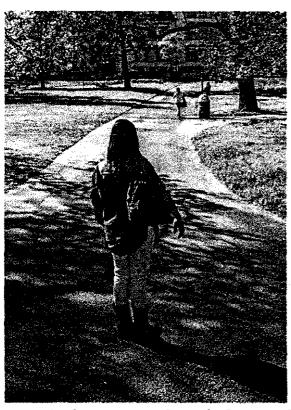
Den diskreten Blick auf ihren Bauch bemerkt Emma T. sofort. «Ja, ich bin schwanger», sagt die 30-Jährige. Im August erwarte sie ihr zweites Kind. Doch Sorgen plagen sie. Zwar sei sie mit ihrer dreijährigen Tochter überglücklich. Trotzdem habe sie «lange überlegt, ob ich ein zweites Kind bekommen will». Sie habe sich fragen müssen, ob ihre finanzielle Situation ein weiteres Kind zulasse.

Emma T. verdient ungefähr 3500 Franken netto. Das heisst: Sie sollte, denn seit rund drei Monaten bekommt sie trotz eines ungekündigten Arbeitsvertrags keinen Lohn mehr. Ob ihre Firma pleite ist, weiss sie nicht. Ihr Chef hülle sich in Schweigen, sagt Emma T. Vor wenigen Tagen hatte sie genug und beschloss, nicht mehr zur Arbeit zu gehen, was die meisten Kolleginnen und Kollegen schon viel früher taten. Stattdessen wandte sie sich an eine Gewerkschaft. Sie sagt: «Wenn ein Arbeitnehmer nicht mehr arbeiten geht, wird ihm sofort gekündigt. Wenn aber ein Chef den Lohn nicht mehr bezahlt, passiert nichts.»

Emma T. arbeitet gemäss Vertrag als kaufmännische Angestellte in einem kleinen Zulieferunternehmen, das für Luxusgüterproduzenten wie Chopard und Piaget tätig ist. Arbeiter legen Diamanten in Schmuckstücke ein und polieren Ringe und Uhren, damit sie in den Bijouterien glänzen. Es ist kein Traum-, sondern ein Brotjob. Die 30-Jährige studierte an der norditalienischen Universität Pavia Wirtschaft mit Schwerpunkt Verwaltung und Marketing, ist also für anspruchsvollere Aufgaben vorbereitet. Doch in Genf, wo sie 2011 nach dem Studium der Liebe wegen hinzog, war sie auf dem Arbeitsmarkt bislang chancenlos. Sie hatte die Wahl zwischen keiner und einer schlecht bezahlten Stelle – und wählte Letzteres. Gemeinsam mit ihrem Freund, der ebenfalls weit unter 4000 Franken verdient, kommt sie für die Familie auf.

#### Eltern helfen in der Not

Die Wohnung kostet 2600 Franken - für Genf kein überrissener Mietzins. Nach Bezahlung der Krippe, in die sie ihre Tochter schickt, um arbeiten zu können, ist Emma T.s Lohn bereits mehr als aufgebraucht. Es braucht das Salär des Freundes, um Steuern, Versicherungen, Krankenkassen, Verkehrsabonnements, Nahrungsmittel und Kleider bezahlen zu können. «Der Staat bezahlt nur die Krankenkasse der Tochter», sagt die Italienerin nicht ohne Stolz. Kleider kaufe sie sich sozusagen nie, Restaurantbesuche seien unerschwinglich. Sie gehe immer in denselben Supermarkt und wisse genau, welche Produkte sie kaufen könne, um am Ende des Monats noch Geld zu haben, sagt sie. Sie musste aber auch schon ihre Eltern um Geld bitten, um über die Runden zu kommen.



Trotz Studiums nur ein Brotjob: Emma T. Foto: Jean Revillard (Renzo)

Jetzt, wo die Lohnzahlungen ausbleiben, ruft sie unentwegt Firmen an, deren Rechnungen sich zu Hause stapeln. Wenn man schwanger sei, tue dieser Stress nicht gut, «Aber die Leute verstehen die Situation», sagt Emma T. Zur Sicherheit verschicke sie zusätzlich ein Schreiben der Gewerkschaft, das ihre Situation bezeugt. Einen Entscheid scheint sie aber bereits gefällt zu haben: Genf will sie nicht verlassen, sondern eher dafür kämpfen, endlich eine Stelle mit einem anständigen Lohn zu finden. «Schlimmstenfalls», sagt Emma T., «gehe ich in einer Bar oder in einem Restaurant arbeiten.» (Tages-Anzeiger)

(Erstellt: 09.05.2014, 09:00 Uhr)

Von Simon Schmid, Luzern

Umfrage

Ist die Armut in der Schweiz verbreiteter als man wahrnimmt?

Ja.

72.4%

Nein.

27.6%

#### Mindestlohn

217 Stimmen

Am 18. Mai wird über die Mindestlohninitiative der Gewerkschaften abgestimmt. Sie fordert einen gesetzlichen Mindestlohn von 22 Franken pro Stunde, was um-gerechnet auf eine 42-Stunden--Woche einem Monatslohn von rund 4000 Franken entspräche. (TA)